Büchner, Ludwig,

Liebe und Liebes-Leben in der Thierwelt

Berlin 1879

LIEBE u. LIEBESLEBEN IN DER THIERWELT

Verein für Deutsche Litteratur.

L. BÜCHNER

Dresdener Journal. Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, über Ameisen, Bienen, Wespen, Spinnen und Käfer das Facit der bisherigen Ergebnisse anschaulich zu machen.

Rostocker Zeitung. Das Buch „Aus dem Geistesleben der Thiere" darf in weitesten Kreisen einer liebevollen Theilnahme gewiß sein. Es ist als das Erzeugniß eines fleißigen Forschers und liebevollen Erzählers der allgemeinen Beachtung gewiß würdig.

Grazer Heimgarten. Wer die „Kleinen" par renommée kennt, der möge sich durch Büchner's Werk anregen lassen zu näheren Beobachtungen der Ameisenhaufen, Bienenkörbe, Spinnennester — das Studium derselben ist unendlich interessant, lehrreich und gewährt poetischen Genuß.

Bonner Zeitung. Unter den 3000 Abnehmern des Vereins für Deutsche Literatur dürfte kaum Einer sein, welcher die jüngste Gabe desselben „Aus dem Geistesleben der Thiere" nicht willkommen geheißen hätte, ein so allgemein ansprechender ist der Inhalt dieses Buches.

Nürnberger Correspondent. Der berühmte Verfasser von „Kraft und Stoff" giebt in diesem Werke scharfsinnige Beobachtungen der Insectenwelt. Es ist ein wundervolles Bild, das der Verfasser hier vor uns aufrollt.

Bienenvater aus Böhmen. Jeder intelligente Bienenzüchter und Naturfreund sollte sich das Buch „Aus dem Geistesleben der Thiere" anschaffen.

Wiener Morgenpost. Nicht romantisch und wunderbar, sondern geradezu komisch klingt es, wenn man von einem Geistesleben der winzigen, unbeachteten Thierchen spricht, die der Besen der Magd von den Wänden kehrt. Und doch besitzen die Spinnen solch ein Geistesleben, dessen Schilderung eben so fesselt als überrascht. Ludwig Büchner macht uns hierüber in seinem neuesten Werke die denkwürdigsten Mittheilungen.

Deutsche Union. Büchner bringt in seinem Buche „Aus dem Geistesleben der Thiere" über die Lebensgewohnheiten der Ameisen und Bienen Beobachtungen, die über das Treiben jener kleinen Geschöpfe höchst überraschende Aufklärungen geben, und insofern ist die Schrift hochinteressant.

Menschenthum, Sonntagsblatt für Freidenker. Der berühmte Verfasser von „Kraft und Stoff" hat unsere Literatur durch diese Publikation um ein Werk bereichert, das geradezu eine That auf den Gebieten des erfahrungsmäßigen Denkens genannt zu werden verdient.

Gartenlaube. Fast jeder der Einblicke, welche uns Büchner in seinem Buche „Aus dem Geistesleben der Thiere" verschafft, fesselt und spannt unsere Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade; aber insgesammt und in ihrer übersichtlichen Nebeneinanderstellung machen sie einen viel mächtigeren Eindruck, der weit über das Interesse einer bloßen Unterhaltung hinausgeht. Wir wünschen lebhaft, daß das Buch so gelesen werde, wie es gelesen zu werden verdient.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

Das Curatorium:

Dr. R. Gneist
Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath und General-Intendant der Königlichen Museen zu Berlin.

C. v. Dachröden
Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen
Stadtrath.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an Herrn Verlagsbuchhändler A. Hofmann in Berlin zu richten.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R.-W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein. Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. Hofmann in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Mitglieder des Vereins beigefügt werden.

☞ Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen. ☜

In den bisher erschienenen Serien I—IV kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper.

Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Serie II

Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.

Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.

Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.

Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.

Heyse, Paul, Giuseppe Giusti, Gedichte.

Hoyns, Dr. G., Die alte Welt.

Richter, H. M., Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.

Goldbaum, W., Entlegene Culturen.

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Vambéry, H., Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

Dingelstedt, Fr., Literarisches Bilderbuch.

Büchner, Dr. L., Liebesleben in der Thierwelt.

Lazarus, Dr. M., Prof., Ideale Fragen.

Lenz, Dr. Oscar, Skizzen aus Westafrika.

Strodtmann, Ad., Lessing, Ein Lebensbild.

Vogel, Dr. H. W., Professor, Lichtbilder nach der Natur.

Woltmann, Dr. A., Professor, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

☞ In der V. Serie werden u. A. nachstehende Werke zur Ausgabe gelangen:

Hanslick, W., Die moderne Oper. II. Theil.

Cassel, Professor, Paulus, Vom Nil bis zum Ganges. Reisen in die orientalische Welt.

Schmidt, Herm. von, Ein Reiseroman.

Weber, M. von, Vom geflügelten Rade.

Werner, Contreadmiral a. D., Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

BUREAU
des
VEREINS FÜR DEUTSCHE LITERATUR.

Geschäftsführende Leitung:
A. Hofmann,
Verlagsbuchhändler in Berlin, Kronenstrasse 17.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Liebe und Liebes-Leben

in der

Thierwelt.

Von

Prof. Dr. Ludwig Büchner.

Berlin 1879.

A. Hofmann & Comp.

Inhalt.

Errata.

S. 162, Zeile 17 von oben lies statt Rohr-Meisen „Rohr-Weihen".
S. 263, Z. 4 und 7 von oben lies statt Katze „Ratze".

Liebe, — großes, magisches, allgewaltiges Wort, dessen Zauberklang das ganze, große Heer der edelsten, wärmsten und stärksten Gefühle und Empfindungen mit Einemmale aus den unergründlichen Tiefen der Menschenbrust wachruft — in ähnlicher Weise, wie das Schmettern der Alarm-Trompete ein eben noch still und lautlos in den Armen des Schlafes ruhendes Kriegesheer plötzlich zu Leben, Lärm und Bewegung erweckt! Was wäre unser kurzes, gewissermaaßen auf einer Nadelspitze tanzendes Dasein ohne dich — „große Herrscherin der Götter und der Menschen?“ und der ganzen, großen Gesammt-Natur — dürfen wir unbedenklich hinzufügen. Liebe ist es, welche Herzen an Herzen, Körper an Körper, Geister an Geister bindet, und welche allein jenes wimmelnde, wogende, jeden Augenblick sich neugebärende Leben erzeugt und erhält, das seit Millionen von Jahren unter tausend und aber tausend wechselnden Formen und Farben in unendlicher Mannichfaltigkeit und getragen von endlosem Reichthum auf der Oberfläche unsres Planeten sich abspielt, und dessen Ursprung und Entwicklung unsern Forschern und Gelehrten so viele Sorge, so vieles Nachdenken, so viele schlaflose Nächte und geistigen Kampf ohne Ende verursacht hat und fortwährend verursacht. Aber nicht bloß das Lebende, sondern auch das anscheinend Leblose beugt sich unter deinen allgewaltigen Scepter. Denn Liebe in Gestalt von Anziehung ist es, welche Stein an Stein, Erde an Erde, Stern an Stern kettet, und welche den mächtigen Bau unter unsren Füßen zusammenhält, auf dessen äußerster Oberfläche wir Parasiten-ähnlich unser im unendlichen Weltall kaum bemerkbares Dasein führen — und führen werden bis zu dem

fernen Zeitpunkt, wo sich seine Bestandtheile wieder in jenen ungeheuren Urnebel auflösen werden, aus dem sich sein Einzeldasein vor vielen Millionen Jahren mühsam losgerungen hat! Und abermals ist es die Liebe, welche die Erden, Sonnen, Kometen, Nebel und Meteore jenen gewaltigen, ewigen Cirkeltanz oder Himmels-Reigen tanzen läßt, der weder Anfang noch Ende, weder Raum noch Zeit kennt, und dessen strahlende Allgegenwart in jeder sternenhellen Nacht in unser Auge und von da in unser Herz oder Gemüth mit bald erhebender, bald vernichtender Kraft sich ergießt. In jedem einzelnen Augenblick vergehen im endlosen Weltall ganze Welten, zertrümmern Sonnen und Sonnensysteme unter dem Flammenblicke der Zerstörung; aber in jedem Augenblick erstehen sie auch wieder neu unter dem allbelebenden Hauch der Liebe oder der gegenseitigen Anziehung, welche Atom zu Atom, Körper zu Körper, Welten zu Welten reißt. Jede Secunde sieht zahllose lebende Wesen jeder Art sterben, zu Grunde gehen, verwehen und sich in's All auflösen; aber jede Secunde sieht andere zahlreichere und bessere an ihre Stelle treten, und zwar durch die nie versiegende, Alles besiegende Kraft der Liebe. Berge von zerstörten oder erfüllten Hoffnungen, von Glück oder Unglück, von gewonnenen oder verlornen Schätzen sinken jeden Augenblick nach einander in das Grab; aber ehe Einer die Augen aufschlägt oder die Hand umdreht, hat die Liebe Alles, was gestorben und verloren schien, wieder ebenso zu neuem Leben und Dasein erweckt, wie die kreisenden, ewig neu sich gebärenden Welten am Firmament und in den tiefsten Tiefen der Himmelsräume. Die Liebe ist das Weltall, und das Weltall ist die Liebe. Was die Gläubigen und Unerfahrenen, die Unfertigen im Geist und Erkennen als etwas Persönliches betrachten, indem sie den Maaßstab ihres kleinen Selbst und ihrer in Zeit und Raum beschränkten Erfahrung an das große Leben der Gesammtheit und an die ewigen Gesetze des Daseins legen — das ist in Wirklichkeit die höchste und wahrscheinlich einzige Kraft des Weltalls oder die anziehende Kraft der Liebe, der All-Erschafferin, der All-Erhalterin, der All-Gebärerin. Sagt doch selbst die Bibel: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe ist, der ist in Gott!" Diese Kraft der Liebe hat nicht bloß den Sternen ihre Bahnen

gewiesen, sondern auch dem kleinsten Wurm den Trieb der Selbstliebe, der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung, sowie der Erhaltung seiner Nachkommenschaft eingepflanzt. Sie hat aber auch jenen kleinsten und allerkleinsten unzerstörbaren Theilchen des Stoffes, welche die Grundlage des gesammten Daseins bilden, geboten, sich gegenseitig anzuziehen, abzustoßen und sich wieder anzuziehen nach bestimmten Gesetzen und Ordnungen und so in millionenfachen Verbindungen in bestimmten Körpern Form und Gestalt anzunehmen. Denn was ist jener berühmte, wunderbare, geheimnißvolle Gegen- und Wirbeltanz der Atome, welcher nach der Meinung unsrer ausgezeichnetsten Naturforscher und Philosophen das eigentliche innerste Wesen der Welt und der uns umgebenden Natur-Erscheinungen bildet, während die glühende, brausende, lärmende Welt der Töne, Farben und Empfindungen nur als Zuthat unseres subjectiven Ich zu diesem innersten Wesen der Welt erscheint — was ist diese endlose Welt durch und gegen einander schwingender, wellenartig bewegter Stoff-Theilchen oder Kraftmittelpunkte (wie die Dynamisten unter den Naturforschern wollen) anders, als das Resultat jenes Alles durchdringenden Liebestrebens oder jener liebenden Wahlverwandtschaft, welche die Elemente und damit den ganzen, aus ihnen hervorgegangenen Bau der Welt beseelt und zusammenhält? Kann man sich nicht das ungeheure Heer der Sterne selbst wieder als eine Armee durcheinander wirbelnder Welt-Atome vorstellen, welche sich vielleicht und sogar wahrscheinlich ganz nach denselben Gesetzen und Regeln der gegenseitigen Anziehung und Abstoßung bewegen und ihren ewigen Wirbeltanz aufführen, wie die Atome und Atomgruppen der chemischen und physikalischen Forschung? welche Atome und Atomgruppen das Wesen der Materie bilden und bilden — müssen, obgleich noch kein menschliches Auge sie gesehen hat, und obgleich kein menschliches Auge sie jemals sehen wird. Aber das geistige Auge sieht weiter, als das körperliche und dringt ebenso in die tiefsten Tiefen der Materie, in das geheimnißvolle Spiel ihrer kleinsten Theilchen ein, um sie nach Maaß und Gewicht zu messen, wie es in die entferntesten Himmelsräume eingedrungen ist, um Weltkörper zu wägen und zu messen, welche so weit von uns entfernt sind, daß ihr blitzschnell bewegtes Licht Jahrtausende

bedarf, um in unser Auge zu gelangen — oder um das Vorhandensein solcher Weltkörper zu erkennen, lange ehe das Fernrohr sie entdeckt hat. Dieses geistige Auge erkennt aber nicht bloß Körper und ihre Bewegung, welche das leibliche nicht sieht, es erkennt auch das unsichtbare Gesetz, welches sie still und geheimnißvoll regiert und am sanften, aber unzerreißbaren Gängelbande führt — es ist das große Gesetz der Liebe, der Freundschaft, der Verwandtschaft, der gegenseitigen Anziehung, welches wohl duldet, daß sich Verwandtes oder Zusammengehöriges für eine Zeitlang trennt, um dem zeitweiligen Zuge mächtigerer Lockungen, stärkerer Verführung, gewaltigerer Anziehung zu folgen, aber nur, um es schließlich wieder in die alten Bahnen zusammenzuführen. So hat sich in endlos hinter uns liegender Zeit unser Wohnplatz, die Erde — der Schauplatz unsrer Freuden und Leiden — von der Mutter Sonne losgerissen, um schließlich und zuletzt nach einer Trennung von Millionen und aber Millionen Jahren (die aber im Leben der Gesammtheit, im Wogen der Ewigkeit nur dem Vorüberrauschen eines Augenblicks gleichen) sich wieder mit ihr in Liebe zu vereinigen — lange nachdem die Posaunen des jüngsten Gerichts den Untergang des Menschengeschlechts und alles Menschenwerks, wie aller Menschen-Eitelkeit verkündet haben! In gleicher Weise hat sich einst auch die Sonne selbst mit ihrem gesammten Hofstaat von Planeten, Cometen, Meteoren u. s. w. aus dem allgemeinen Chaos jenes gewaltigen Urnebels losgerissen, in dessen feuriger Umarmung sie einst auch wieder ihren Untergang und ihre Auflösung finden wird. In gleicher Weise haben sich einst auf der Oberfläche unsres Planeten theils durch Bildung, theils durch Trennung chemischer und physikalischer Verbindungen Wasser, Kohlensäure und Sauerstoff entwickelt und damit die nothwendigen und unerläßlichen Vorbedingungen für jede Art von Leben auf derselben geliefert — aber nur, um im Laufe der Zeiten durch die gewaltige Macht der Anziehung wieder ebenso zu verschwinden, wie sie gekommen sind: Das Wasser, indem es sich mit den Bestandtheilen der Erdkruste nach und nach zu s. g. Hydraten vereinigt; die Kohlensäure, indem sie sich fortwährend in den Knochen und Schalen unzähliger Thiere zu festen, unlöslichen Verbindungen niederschlägt; der Sauerstoff

endlich, indem er durch s. g. Oxydation vieler Mineralien (namentlich des Eisenoxyduls) der Atmosphäre stets in einem solchen Maaße entzogen wird, daß eine endliche Erschöpfung der für alle lebenden Wesen unentbehrlichen Lebensluft an diesem wichtigsten aller Grundstoffe eintreten und damit der Untergang alles Lebendigen unvermeidlich werden muß. In gleicher Weise hat sich auch die Welt des Lebendigen selbst aus dem allgemeinen Schooß der Materie unter endlosen Mühen und Beschwerden langsam und allmählig emporgearbeitet, um ihren gesonderten Bestand eine Zeitlang durch ununterbrochene Fortpflanzung und Liebeswerbung so lange zu erhalten, bis die unerbittliche Nothwendigkeit des Untergangs mit rauher Hand auch an sie herantritt und allen Glanz dieses Daseins wieder in jenem Mutterschooße verschwinden läßt — ohne daß auch nur das geringste ihrer Atome oder Bestandtheile auf diesem endlosen Wege der Umwandlung durch alle Zeitalter hindurch zu Grunde gegangen oder verloren worden wäre. Jede entstehende Lücke wird sofort wieder, oft doppelt und mehrfach, ausgefüllt; jeder Tod bringt neues Leben, jedes Leben neuen Tod. So strebt Alles zur Vereinigung durch Trennung, zur Trennung durch Vereinigung. Seinen höchsten und vollendetsten Ausdruck aber hat dieses große und wunderbare, Alles belebende und bewegende Gesetz der Natur — soweit wir dieselbe kennen — in unsrem eignen Geschlecht und in der Menschenbrust selbst gefunden, auf deren zarten Saiten das gesammte Dasein der Welt seine höchsten und niedersten Akkorde oder die ganze Scala seiner Harmonieen ausklingen läßt. Liebe hat das Menschengeschlecht in das Leben gerufen und erhält dasselbe. Liebe läßt es von Generation zu Generation stets neu sich verjüngen und stets besser und vollkommener werden. Liebe liefert dem Menschen die Keime der größten Freuden, der höchsten Entzückungen und hat ihm als Begleiterin auf seinem oft so schwierigen Lebensweg jene Himmelsbotin zugesandt, ohne welche sein Dasein seines schönsten und erhebendsten Reizes entbehren müßte — wir meinen die K u n s t, vor Allem die oberste aller Künste, die Poesie oder Dichtkunst. So wenig der Vogel im Stande sein würde, ohne das mächtige Gefühl der Liebe seine entzückenden Gesänge auszuströmen, so wenig würde der Dichter vermögend sein, sein eignes Herz wie

das Herz Anderer unter den Lauten seiner Schöpfungen erbeben zu machen, wenn nicht die tiefe und große Empfindung der Liebe ihn begeistern würde. Sie ist es, die seinen Schöpfungen das eigentliche Siegel der Schönheit und Unvergänglichkeit aufdrückt; und niemals konnte ein Künstler — mag es nun ein Dichter, Maler, Musiker, Bildhauer, Sänger oder Schauspieler oder selbst ein Redekünstler sein — das Herz der Menschen so gewaltig rühren, wie ächte Kunst es rühren muß, wenn nicht sein Herz von Liebe — in des Wortes allgemeinster Bedeutung — erfüllt oder begeistert war. Sagt doch schon das Buch der Bücher ebenso poetisch als wahr: „Und redetest Du mit Menschen= und Engelzungen und hättest der Liebe nicht, so wärest Du nichts als ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." Und der erhabene Stifter unsrer christlichen Religion selbst, welche in ihrer ersten oder ursprünglichen Anlage nichts Anderes war oder sein sollte, als eine Verkörperung der allgemeinen Menschenliebe, empfahl seinen Anhängern als erste Regel: „Liebet Euch untereinander", und that den ebenso hochherzigen wie tiefsinnigen Ausspruch: „Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden!" Und der größte aller Dichter und Menschen, Sheakespeare, nimmt keinen Anstand, die Liebe vom Himmel abzuleiten und ihr Gesetz als ein allen menschlichen Satzungen, aller menschlichen Ordnung weit übergeordnetes darzustellen:

„Es sprach der Himmel selbst aus Deinem Aug'
„(Ihm kann die Welt nicht bündig widersprechen)
„Und ließ mein Herz sein falsch Gelübde brechen;
„Drum bin ich frei von der Vergeltung Brauch.

„Die Frau'n verschwor ich, doch ich kann beweisen,
„Da Göttin Du, es galt nicht Deiner Huld!
„Mein Eid war irdisch, doch aus Himmelskreisen
„Stammst Du und sühnst durch Liebe jede Schuld!

„Mein Schwur war Hauch, und bloßer Dunst ist Hauch.
„Den sauge auf, du schönes Sonnenlicht,
„Dann ist er dein, und wenn gebrochen auch,
„So brach' ich selber mein Gelübde nicht.
„Und bräch ich's, welcher Thor wär' nicht so klug,
„Zu tauschen Himmelsglück für solchen Bruch!" *)

---

*) Nach eigner Uebersetzung! Die steife, ängstlich dem Wortlaut an=

So entschuldigt sich Longaville, einer der vier gegen die Liebe Verschworenen in „Liebes Leid und Lust", wegen des schnellen Bruches seines voreilig abgelegten Gelübdes; und als nun endlich alle Vier gleichmäßig den Pfeilen des Liebes-Gottes erlegen und ihren feierlichsten Schwüren untreu geworden sind, da suchen sie bei Biron, dem scharfsinnigsten und wortgewandtesten der vier Gesellen, Trost und Hülfe gegen sich selbst. Diese Hülfe wird ihnen denn auch mit leichter Mühe gewährt in einer Ansprache, welche als ein wahrer Dithyrambus der Liebe und des Frauenlobs angesehen werden kann, und welcher gewissermaßen als die Krönung des ganzen, der Verherrlichung der Liebe gewidmeten Gedichtes erscheint:

„Die niedren Künste halten ganz das Hirn
„Gefangen; trockne Geister finden kaum
„Für schweres Mühen einen magren Lohn.
„Doch Liebe, die aus Frauenaugen leuchtet,
„Lebt nicht allein vermauert im Gehirn.
„Nein, mit Bewegung aller Elemente
„Strömt sie gedankenschnell durch jede Kraft,
„Verleihend jeder Kraft zweifache Stärke
„Weit über Pflicht und Wirkungskreis hinaus.
„Sie leiht dem Aug' ein wunderbares Licht,
„Und schärfer ist ihr Blick, als der des Adlers.
„Ihr Ohr vernimmt das leiseste Geräusch,
„Wo selbst der Dieb argwöhnisch nichts entdeckt.
„Der Liebe Fühlen ist so fein und leis,
„Daß sie besiegt der Schnecke zartes Horn
„Und an Geschmack selbst Bacchus übertrifft.
„Ist sie an Stärke nicht ein Herkules
„Und raubt gleich ihm der Hesperiden Frucht?
„An Schlauheit gleich der Sphinx? An Harmonie
„Apollo's haarbespannter Leier gleich?
„Wenn Liebe spricht, macht aller Götter Mund
„Den Himmel trunken von harmon'scher Lust.
„Nie rührt' ein Dichter eine Feder an,
„Eh' er die Tinte mischt' mit Liebesseufzern.
„Dann erst entzückt sein Lied der Wilden Ohr
„Und wecket Milde in Tyrannenbrust.

---

gepaßte Uebersetzung in der Schlegel-Tieck'schen Ausgabe, welche fast in Jedermanns Händen sich befindet, ist nicht entfernt im Stande, dem Leser einen Begriff von der wunderbaren Schönheit des Originals zu geben.

„Daher aus Frauen-Augen folgt der Schluß:
„Sie sprüh'n noch jetzt Prometheus' ächtes Feuer,
„Sie sind die Bücher, Künste, hohe Schulen,
„Umfassend und ernährend alle Welt,
„Und außer ihnen gibt es nichts Vollkommnes." *)

Und der große Dichter selbst, der alle Höhen und Tiefen des Lebens und der Menschenbrust ausgemessen und von Allem, was Dichtkunst bis jetzt liefern konnte, das Vollkommenste geliefert hat, erklärt offen die Liebe für die eigentliche Triebfeder seines gesammten geistigen Schaffens und gibt uns darüber Rechenschaft und Aufschluß in jenem berühmten Sonett, in welchem er uns mit einfachen Worten das letzte und einfache Geheimniß seiner Kunst enthüllt und uns in die verborgensten Falten seines großen Dichter-Herzens sehen läßt:

„O wisse, süße Liebe, immer sing' ich
„Nur Dich allein, Du meines Liedes Leben!
„Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
„Stets wiedergebend, was schon längst gegeben.
„Denn wie der Sonne Auf- und Untergang,
„Alt und doch täglich neu ist mein Gesang."

Und grade so, wie der Gesang des Dichters durch Liebe und nur durch Liebe immer alt und doch immer wieder neu ist, so ist auch die ganze Natur und das gesammte Dasein alt und doch stets neu, stets verjüngt durch den allmächtigen Einfluß dieses gewaltigsten aller Triebe, dieser obersten aller Kräfte, dieses stärksten aller Gefühle. „Die ganze Natur", sagt Paul Mantegazza in einer merkwürdigen Schrift, in welcher er die Liebe als das treibende Princip im Makrokosmus und Mikrokosmus zu charakterisiren sucht (Physiologie der Liebe, 1877), so schön wie wahr, „ist nur ein einziger Liebes-Hymnus." Leben bedeutet Sichfortpflanzen, und „das Individuum muß untergehen, damit die Gattung erhalten bleibe — so lautet der nie verhallende Ruf der Naturnothwendigkeit, welchem die Menschen und die Infusorien, die Schwämme und die Eichen gehorchen müssen." — „Wenn einst die Wissenschaft der Zukunft unsern fernen Enkeln gestatten wird, alle Erscheinungen der Natur, von der einfachsten bis zur verwickeltsten, zu sammeln, von der einfachen

*) Nach eigner Uebersetzung.

Bewegung eines Atoms bis zum erhabensten Geistesblitz eine ununterbrochene Kette von Thatsachen zu schaffen — dann wird man vielleicht den allerersten Ursprung der Liebe in der Elementarphysik der verschiedenen Atome erkennen, welche sich suchen und sich verbinden und durch ihre entgegengesetzte Bewegung das Gleichgewicht hervorbringen. Der positiv-elektrische Körper sucht den negativ-elektrischen, die Säure sucht die Basis, und in solchen Verbindungen, die sich unter einer starken Entwicklung von Licht, Wärme und Elektricität bilden, entstehen neue Körper, treten neue Gleichgewichte ein. Es scheint, daß die Natur darin ihre Kräfte erneuert und so neu verjüngt sich zu neuen Bildungen, zu neuer Liebesthätigkeit anschickt."

„Und ist nicht vielleicht auch die Liebe die Combination zweier ungleicher Atome, die sich suchen und sich verbinden, trotz aller widerstrebenden Kräfte? Und wie das Molekül der Potasche (?)*) das Oxygen des Wassers unter starker Entwicklung von Licht- und Wärme-Entwicklung berührt, so ist ja auch die Combination der beiden Moleküle, welche Mann und Weib heißen, von einem Sturmwind der Leidenschaft, von den Blitzen des Geistes, von einem unendlichen Aufgebot von überströmender Glut begleitet." — „Von der einfachsten Erscheinung der Fortpflanzung bis zu den glühendsten Neigungen und Umarmungen des Menschen — überall regieren dieselben Gesetze alle vorkommenden Fälle." — „Die Liebe ist eine Kraft, die von den niedrigsten Stufen des unbewußten Instincts bis in die erhabensten Höhen des Uebersinnlichen reicht; keine andre Seelenkraft berührt so fern von einander liegende Pole." — „Ist die Liebe einerseits die wärmste und menschlichste Leidenschaft, so ist sie andererseits auch die reichste. Auf ihren Altären opfert jede geistige Fähigkeit ihren Tribut, jedes Herzklopfen bringt seine Glut als Gabe dar. Jedes Laster und jede Tugend, jede Schmach und jeder Heroismus, jedes Martyrium und jede Ausschweifung, jede Blüthe und jede Frucht, jeder Balsam und jedes Gift finden ihren Weg zum Tempel der Liebe."

---

*) Jedenfalls ein Fehler des Uebersetzers, der wohl das Wort „potassium" mit Potasche, statt mit Kalium, übersetzt hat.

„Die arkadischen Schäfer, die Herren Metaphysiker und die Anbeter vergangener Zeiten verwünschen täglich und stündlich die moderne und üble Gewohnheit, alles Menschliche mit den Erscheinungen der unter uns stehenden Thierwelt zu vergleichen, und sie schleudern ihr Anathema gegen solche thörichte und schandbare Profanation des Mensch-Gottes.“ Aber „die ächte Metaphysik, wenn dieses Wort überhaupt noch Etwas bedeutet, ist jetzt in den Händen der modernen Wissenschaft, die beim Vergleichen des Kleinsten mit dem Größten die tiefsten Geheimnisse enthüllt und unter den bunten Hüllen der Formen das Urgesetz entdeckt, welches sie alle beherrscht. Wir suchen in dem Kreise der lebenden Wesen das erste Dämmerlicht der erhabensten menschlichen Dinge, und vor solcher Einfachheit der Naturgesetze unser Haupt neigend, wenden wir uns wieder der nackten Wirklichkeit zu, nicht etwa vor uns selbst erniedrigt, sondern in dem zufriedenen Bewußtsein, daß wir die Zeichen jener Harmonie zu lesen verstanden, die geschrieben stehen in der Welt des Kleinsten wie des Größten.“ —

Es kann in der That keine dankbarere Aufgabe für den menschlichen Geist und für menschliche Forschung geben, als dieser von Mantegazza so vortrefflich geschilderten Harmonie der Natur in ihren Einzelheiten nachzugehen und das großartige Wirken des Weltprincips der Liebe und Anziehung durch seine verschiedenen Phasen hindurch vom unsichtbaren Atom bis zum kreisenden Himmelskörper, von der Pflanze bis zum Thier, vom Wurm oder Infusorium bis hinauf zum denkenden, fühlenden, dichtenden Menschen im Einzelnen zu studiren und zu verfolgen. Ueberall begegnen wir dabei denselben Gesetzen, derselben Ordnung und jener bewunderungswürdigen Einheit und Einfachheit, welche bei jedem Schritte, den wir in der Erkenntniß der Natur nach Vorwärts thun, um so deutlicher und unverkennbarer hervortritt. Der Sauerstoff zieht den Wasserstoff an in gleicher Weise, wie sich Mann und Frau anziehen, und bildet in liebender Vereinigung mit ihm das Wasser, jenes gewaltige, allgegenwärtige Element, ohne welches kein Leben und kein Gedanke möglich sein würde. Geschieht die Vereinigung langsam und in engen Grenzen, so geht Alles still und ruhig vor sich. Geschieht sie plötzlich und in größerem Maaßstabe,

indem der entzündende Funke das innige Gemisch beider Gase zu hoher Wärme entflammt, so zeigt sich die Wuth und Macht der entfesselten Leidenschaft, welche ja auch bei dem Menschen so oft verderblich wirkt, in einer zerstörenden Explosion. In ähnlicher Weise liebt auch das Chlor den Wasserstoff und vereinigt sich mit ihm unter der bloßen Einwirkung des Lichtes und unter Donner und Blitz zu Salzsäure. So erschien einst der Donnergott Zeus seiner Geliebten, der Semele, im ganzen Glanze seiner Herrlichkeit und ließ sie von der Glut seiner Blitze verzehren. Kalium und Phosphor nähren eine so heftige Leidenschaft zum Sauerstoff, daß sie selbst unter Wasser verbrennen, d. h. sich mit dem Geliebten vereinigen. Die positive Elektricität sucht die negative, und ihre gegenseitige Liebe oder Vereinigung ist die Ursache jener großartigen und erschreckenden Natur-Erscheinung, welche dem ungebildeten oder unerzogenen Menschen den ersten Gedanken an übernatürliche Mächte eingeflößt und den berühmten Satz des Lukrez veranlaßt hat: „Die Furcht hat die Götter geschaffen.“ Aber unter allen uns bekannten Natur-Erscheinungen dürfte für unsere Betrachtung keine größere Bedeutung haben, als das merkwürdige Verhalten des Kohlenstoffs, welcher Grundstoff durch seine große Liebe zu den ihm verwandten Elementen Sauerstoff und Wasserstoff und durch seine eigenthümliche Neigung zur Bildung mannichfacher und höchst complicirter chemischer Verbindungen als die eigentliche Grundursache und ausnahmslose Vorbedingung des gesammten organischen Lebens erscheint. Kein andres chemisches Element hat — man erlaube uns den Ausdruck — ein so starkes Bedürfniß liebender Vereinigung nach verschiedenen Seiten, keines kommt ihm in der Fähigkeit bei, in unzählige Combinationen mit andern Elementen zu treten und Milliarden verschiedener Verbindungen zu erzeugen. Alle andern Elemente, die in die Zusammensetzung lebender Körper eingehen, können hier und da fehlen; der Kohlenstoff allein darf niemals fehlen; ohne ihn ist kein Leben möglich. So hat (im chemischen Sinne) seine Neigung zu verwandten Stoffen nach und nach jene ganze, überreiche Welt des Organischen hervorgezaubert, auf deren höchster und letzter Stufe unser eignes Geschlecht oder der Mensch mit übel angebrachter Ver-

achtung auf die ganze unter und hinter ihm liegende Stufenleiter herabblickt. Daher kann und darf es uns nicht Wunder nehmen, daß dasselbe Princip, derselbe Trieb, welcher sich in seiner höchsten Entwicklung oder Vollendung im menschlichen Gemüth als Liebe wiederfindet, auch das Bestimmende oder Wirksame im thierischen Triebe ist; und daß dasselbe, wodurch das Thier bestimmt wird, auch das Pflanzenleben bewegt; und daß das Bewegende im Leben der Pflanze auch im Unorganischen sich thätig zeigt — es ist, wie gesagt, das mächtige Princip der Liebe oder Anziehung, des Alles beherrschenden Strebens nach gegenseitiger Umarmung und Vereinigung vom Atome zum Molekül, vom Molekül zum Krystall, vom Krystall zu Pflanze und Thier, vom Thier zum Menschen! So ist die Natur in ihrem innersten Wesen ein einziges, ideelles und unendliches Ganze, dessen zahllose Einzelheiten nur die Formen der Aeußerung im Endlichen sind, hervorgezaubert aus dem uranfänglichen Chaos durch den Alles belebenden Hauch der Liebe. Schon die ältesten Naturphilosophen erklärten die Liebe für die ursprüngliche Anziehungskraft, welche im Chaos sich regte, die Ursache der Schöpfung wurde und die Harmonie des Weltalls erzeugte. Anziehung und Abstoßung als Ursachen der Weltentstehung sind nach Empedokles, dem Urvater der Darwin'schen Selections- oder Auswahl-Theorie, hervorgerufen durch die dem Haß und der Scheidung entgegenwirkende Liebe. Auch Burdach (Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft, Band I, S. 396) nennt die Liebe „das allgemeine, erhaltende Princip, welches das Weltall zusammenhält, und welches auf der Erde nicht erlischt, sondern so lange auf ihr wirkt und schafft, als diese selbst besteht". — „Im Unorganischen offenbart sie sich im äußeren Sein und im äußeren Wirken; im Organischen erscheint sie uns noch deutlicher mit dem Leben identisch, da wir hier den Organismus, welcher ein Abbild des Weltganzen ist, zu überschauen vermögen; im Beseelten, wo die höchste Einheit im Endlichen sich darstellt, zeigt sie sich ihrer ursprünglichen Bedeutung näher gerückt; im Thiere wird die Wirksamkeit der Einheit zum Gemeingefühl und das Streben nach derselben zum Triebe; im Menschen endlich steigert sich das Gemeingefühl zum Bewußtsein, der Trieb zum Wollen, die Lust zur Glückseligkeit."

Also im Menschen und durch den Menschen entfaltet sich die Liebe zu ihrer höchsten Macht und Bedeutung, wie denn auch der Geschlechts-Unterschied bei ihm am stärksten ausgeprägt zu sein pflegt und das gegenseitige Gefallen der Geschlechter an einander seinen höchsten Grad erreicht. Aber auch die reinste, höchste und edelste Liebe der Geschlechter hängt in ihrem tiefinnersten Grunde mehr oder weniger mit dem sinnlichen Triebe zusammen, was die menschliche Liebe in engen Zusammenhang mit derjenigen des Thieres und mit der allgemeinen körperlichen Anziehung überhaupt bringt — vorausgesetzt, daß man dem Thiere ungerechter Weise nur Sinnlichkeit zuschreiben wollte. Aber in Wirklichkeit fehlt es den Thieren ebensowenig wie dem Menschen an jener von bloßer Sinnlichkeit weit entfernten Befreundung der Individuen und an jener ganzen Summe ideeller, mit der Geschlechtsliebe als solcher nur in näheren oder entfernteren Zusammenhang stehenden Gefühle, Empfindungen und Neigungen, welche das Liebes-Leben des Menschen in seinen allgemeinsten Beziehungen so reich, mannichfaltig und anregend machen. Liebe und Verliebtheit, Liebeswahl und Liebeswerben, Liebeskampf und Liebesspiele, Gattenliebe und Gattenwahl, Ehe- und Familienleben, Kindes-, Mutter- und Elternliebe sind bei dem Thiere, oft in höchster Vollendung, ebenso ausgeprägt, wie jene erhabene und selbstlose Art der Liebe, welche schon der Stifter unserer Religion seinen Anhängern als oberste Regel vorschrieb, indem er ihnen sagte: „Liebet Euch untereinander und Euren Nächsten wie Euch selbst.“ Denn Nächstenliebe und Mitleid, Sympathie und Mitgefühl, gegenseitige Hülfe und gegenseitigen Beistand, Sorge für Andere, Mildthätigkeit, Treue und Dankbarkeit, Freundschaft, Erbarmen, Edelsinn und Großmuth, Gewissen und Pflichtgefühl — aber auch die hohen, mannichfaltigen und nützlichen Tugenden der Sociabilität oder Geselligkeit kennt und übt das Thier in beinahe ebenso großem, oft oder in einzelnen Fällen in noch größerem Maaße, als der auf seine geistigen und moralischen Vorzüge so stolze Mensch. An zahlreichen und gut verbürgten Beispielen zum Beweise dieser Behauptungen wird es der weitere Verlauf dieser Schrift nicht fehlen lassen. Und besäßen wir auch diese der unmittelbaren Erfahrung entnommenen Beweise und Beispiele nicht,

so müßte doch eine vorurtheilslose und von den richtigen Grundsätzen geleitete Naturbetrachtung schon von vornherein die Frage, ob es anders sein könne, mit einem entschiedenen Nein beantworten. Denn nicht fertig und unvermittelt ist der Mensch in die Welt getreten, sondern langsam und allmählig ist er aus den Tiefen der Natur emporgestiegen und hat in der Reihe der unter ihm stehenden nnd stehen gebliebenen Geschöpfe die deutlichen Spuren und Anfänge aller derjenigen Körper- und Geistes-Eigenschaften zurückgelassen, welche ihn jetzo auszeichnen. Schon lange, ehe Darwin seine epochemachende Theorie entwickelte, nannten die scharfsichtigen Egypter den Menschen ein „redendes Thier"; Anaxagoras und Galenus bezeichneten ihn als „das weiseste der Thiere"; der weise Cicero nannte ihn „ein vernünftiges Thier"; und noch schärfer und treffender charakterisirte der große medicinische Reformator des fünfzehnten Jahrhunderts, Paracelsus, den Menschen als den „Typus aller Thiere". Graf Gobineau gar erblickt, indem er nur die Kehrseite der Medaille in das Auge faßt, in dem Menschen „das bösartigste der Thiere". Lamarck, der große Vorläufer Darwin's und der eigentliche Begründer der jetzt alle Geister fesselnden und die Weltanschauung der Zukunft vorbereitenden Entwicklungs- und Abstammungs-Lehre, nennt den menschlichen Geist einen „Emporkömmling" und vergleicht die heutige Civilisation sehr treffend einer ganz kleinen, aber auf einem ungeheuren Piedestal stehenden Bildsäule. Intelligenz ist in seinen Augen kein feststehendes, unbewegliches, für sich bestehendes Wesen, wie selbst heute noch von so manchen, mit den Resultaten der Erfahrungsphilosophie unbekannten Denkern geglaubt und behauptet wird, sondern ein in stetem Fluß und Voranschreiten begriffenes und seine ersten Anfänge aus den geringsten und niedersten Quellen herleitendes Etwas. Die ältere oder ehemalige Philosophie ging in das Leben in ähnlicher Weise, wie man in ein Theater geht, während der Vorhang in der Höhe ist, die Schauspieler auf der Scene sind, und die Handlung im Gange ist. Man sieht in diesen Augenblicken nur die Schauspieler und das Schauspiel selbst an, ohne auch nur mit einer Sylbe zu fragen, wie und auf welche Weise der ganze Apparat entstanden und in

Scene gesetzt worden ist, welche Vorbereitungen, welche Arbeit, welche Zurüstungen dazu nöthig waren — während die erfahrungsmäßige Philosophie der Neuzeit oder die philosophische Naturforschung sich nicht damit begnügt, das Leben selbst in seinen Einzelheiten zu erkennen, sowie es in einem gegebenen Augenblicke vorliegt, sondern auch dessen verborgenen Gründen und ersten Anfängen nachforscht, indem sie wissen will, wie Organisation und Leben, Fühlen und Denken sich nach und nach stufenweise und in innerem Zusammenhang entwickelt haben. Bei solcher Forschung findet man dann leicht, daß die geistigen und seelischen Fähigkeiten des Menschen und der Thiere ebenso das Resultat allmähliger Häufungen oder eines langsam ansteigenden Ganges der Natur sind und sein müssen, wie ihre körperlichen Bildungen; daß die Natur nichts plötzlich oder mit Einemmale, gleichsam im Sprunge, erreicht, sondern daß sie alle ihre großen Resultate schrittweise, d. h. durch gradweise, kaum merkliche Uebergänge gewinnt. Daher denn auch alle ihre Erzeugnisse diesem allgemeinen Gesetz des langsamen Fortschritts angepaßt sind! Es geht uns mit den organischen Wesen und ihrer Reihenfolge ähnlich, wie mit jenen gewaltsamen Revolutionen und Katastrophen, von denen die ehemalige Erdgeschichte träumte, und ohne deren Annahme man bei Erklärung gewisser geologischer Fragen und Räthsel nicht auskommen zu können glaubte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil die einzelnen Natur-Vorgänge, welche die verschiedenen Phasen der Erdgeschichte unter einander verbinden oder verbunden haben, mehr oder weniger unbekannt sind. Trotzdem zweifelt die gelehrte Welt heutzutage nicht mehr daran, daß sich in dieser Geschichte unsrer Erde Alles ganz naturgemäß, allmählig und Eines aus dem Andern entwickelt hat, ohne daß irgendwo die natürliche Verkettung von Ursache und Wirkung, wie wir sie überall in der Natur gewahren, gewaltsam unterbrochen worden wäre. Und grade so verhält es sich mit der natürlichen und allmähligen Entwicklung der Fähigkeiten der thierischen und menschlichen Seele, sowohl nach der Seite des Denkens, als nach derjenigen des Empfindens und Wollens. Mit der allmählig aufsteigenden Ausbildung und fortschreitenden Complication des Nervensystems als des ausschließlichen Trägers seelischer Erschei-

nungen entwickeln sich auch die verschiedenen Grade oder Stufen der denkenden und fühlenden Fähigkeiten. Auf seiner niedrigsten Stufe hat das wenig ausgebildete und rudimentäre Nervensystem nur die Kraft, die niederste Stufe der Empfindung zu erregen und die Thätigkeit der Muskeln zu bestimmen, während es in seiner höchsten Ausbildung die Fähigkeit erlangt, Ideen, Urtheile, Einbildung, Gefühl, Gedächtniß u. s. w. hervorzubringen.*) Stetige Uebung oder Gewohnheit, Theilung der Arbeit und stetige Vererbung der durch Uebung und Gebrauch erlangten Vortheile und Fertigkeiten sind nun nach Lamarck die eigentlichen Ursachen dieser fortschreitenden Entwicklung. So sind im Lichte einer solchen Anschauung die feinsten und complicirtesten Gedanken, Gefühle, Empfindungen der civilisirten Menschheit nichts Anderes, als das Resultat einer langsam entstandenen Vergesellschaftung niedrigerer oder einfacherer seelischer Vorgänge, in ähnlicher Weise wie die Staubgefäße der in den prächtigsten Farben schillernden Blumenkronen nach der Meinung der Botaniker nichts Anderes, als verwandelte oder umgeformte Blätter sind. In derselben Weise ist auch die Liebe, wie sie ein Werther träumte oder ein Sheakspeare malte oder ein Petrarca sang, nichts Anderes, als die letzte Zusammensetzung aus einer Anzahl ursprünglich getrennter und an sich sehr einfacher Elemente, welche ohne Ausnahme in den niederen und niedrigsten Sphären des thierischen und menschlichen Seelenlebens keimen und daselbst nachweisbar sind. Niemand ist unter den Neueren diesen Elementen besser und mit richtigerem Blick nachgegangen, als der berühmte Erbe der Lamarck'schen Verlassenschaft oder Charles Darwin selbst, welcher in zwei Kapiteln seines ausgezeichneten Werkes über die Abstammung des Menschen die Geisteskräfte des Menschen einer Vergleichung mit denjenigen der Thiere unterwirft und überzeugend nachweist, daß „zwischen dem Menschen und den höheren Säugethieren kein fundamentaler Unterschied in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten besteht", oder daß die Wurzeln, Anfänge und Vorbilder

*) Ueber die allmählige Entwicklung des Nervensystems in der Thier-Reihe von den nervenlosen Urthieren und Ur-Elementen an bis hinauf zu dem Nervensystem der Wirbelthiere und des Menschen vergl. man des Verfassers: „Physiologische Bilder", II. Band, S. 246 und flgde.

oder die Rudimente aller jener großen Fähigkeiten, welche dem Menschen sein unermeßliches Uebergewicht über die übrige belebte Welt verleihen, bis tief in die Thierwelt herab ebenso verfolgbar sind, wie die Rudimente seiner körperlichen Abstammung. Namentlich sind, wie er annimmt, „die meisten der complicirteren Gemüthsbewegungen den höheren Thieren und uns gemeinsam.“ Die Thiere kennen nach Darwin ebenso wie der Mensch Freude und Schmerz, Glück und Elend', Vergnügen an Spiel, Scherz und Neckerei, sie erschrecken, wie er, und zeigen, wie er, bald Muth, bald Furchtsamkeit. Sie kennen das süße Gefühl der Rache oder das häßliche der Schadenfreude, aber auch die hehren Empfindungen von Liebe, Sympathie, Mitleid und Freundschaft. Sie zeigen andrerseits Eifersucht, Selbstgefälligkeit, Eitelkeit und Stolz, kennen aber auch die Empfindungen der Scham, der Großmuth und das schmerzliche Gefühl erlittener Beleidigung oder Kränkung. Sie haben Ehrgeiz und zeigen sich empfindsam für Lob oder Tadel, sie leiden unter der Langeweile, sie empfinden Verwunderung und werden von der Neugierde geplagt. Das beim barbarischen Menschen so starke Princip der Nachahmung ist bei vielen Thieren in hohem Grade wirksam. Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Einbildungs-Kraft, Verstand, Selbstbewußtsein, Gefühl für Schönheit, Dankbarkeit, Fähigkeit der Veredlung und Vervollkommnung, Vorsicht, Vorsorge und Wachsamkeit sind den Thieren ebensowenig abzusprechen, wie der Sinn für Eigenthum oder das moralische Gefühl, das Gewissen und das Gefühl für Recht oder Unrecht. Das Thier macht auch, wie der Mensch, Gebrauch von Werkzeugen, es hat eine Sprache und die Mittel gegenseitiger Verständigung durch Laute, Geberden und Mienen; ja es huldigt sogar dem Aberglauben und der Furcht vor übernatürlichen Mächten. Sein Bautrieb und seine Baukunst führen bekanntlich zu allgemein angestaunten Leistungen, namentlich wenn der wichtige und bei den Thieren weit ausgebildete Trieb der Socialität oder Geselligkeit mit in Wirksamkeit tritt. Dieser wichtige Trieb führt sie auch zu Verabredung, zu Kameradschaft, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, zu Leistung gegenseitiger Hülfe u. s. w. und ist nach Darwin die eigentliche Ursache für Entwicklung der Moralität oder des moralischen Gefühls bei Thier und Mensch.

Jedes mit scharf ausgesprochenen socialen Instincten versehene Thier würde oder müßte, wie Darwin vermuthet, moralisches Gefühl oder Gewissen erlangen, wenn seine intellectuellen Kräfte einigermaßen sich denen des Menschen nähern würden. Die socialen Instincte des Menschen wie der Thiere haben sich aber nach seiner Meinung offenbar in einer und derselben Stufenreihe entwickelt und haben bei Beiden ein gewisses Gefühl der Sympathie, sowie den Wunsch angeregt, den Genossen zu helfen. Derartige Antriebe haben denn den ersten Maaßstab für die Beurtheilung von Recht und Unrecht geliefert und nach der goldenen Regel: „Was Ihr wollt, daß man Euch thue, das thut auch Anderen" — nach und nach zur eigentlichen Grundlage der Moralität geführt. — „Auch das geistige Leben ist ein Stufenreich von Kräften, in welchem ein Wesen an das andere in unabsehbarer Kette sich anschließt." „Die Thiere sind Wesen, deren Erkenntniß von der des Menschen nur durch die Stufe der erreichten Ausbildung verschieden ist. Zwischen Mensch und Thier besteht keine tiefere Kluft, als innerhalb des Thierreichs selber." „Alle geistigen Unterschiede sind nur Unterschiede des Grades, nicht der Art." (W. Wundt, Menschen- und Thierseele, 1864). — „Es bedarf keines Beweises," sagt L. H. Morgan in seiner vortrefflichen Schrift über den amerikanischen Biber und seine Bauten, „daß die Thiere ein geistiges Wesen besitzen, welches ihnen dieselbe Richtschnur für ihr Betragen vorschreibt, wie es der menschliche Geist dem Menschen thut. Es ist kein wesentlicher Unterschied aufzufinden zwischen dem Gedächtniß des Menschen und demjenigen des Thieres, zwischen dem Zorn, dem Hunger, dem Willen des einen und des andern; und wenn wir z. B. finden, daß die Zeichen der Empfindung von Schmerz oder Vergnügen bei allen lebenden Wesen dieselben sind, so müssen wir schließen, daß alle von einem gleichen oder ähnlichen geistigen Princip beseelt sind. Alle Wirbelthiere haben im Wesentlichen dieselbe körperliche Structur oder Organisation, dieselbe Bildung des Gehirns und Nervensystems, nur in verschiedenen Abstufungen u. s. w.; und diese Uebereinstimmung der körperlichen Bildung muß nothwendig von einer gleichen oder ähnlichen Uebereinstimmung der geistigen Kräfte oder Fähigkeiten begleitet sein, wie Selbstbewußtsein, Verstand, Einbildungskraft, Willen, Neigungen und Leidenschaften

u. s. w. u. s. w. Wenn ein Biber einen Augenblick stillsteht und sein Werk betrachtet, offenbar um sich zu überzeugen, ob es richtig ist oder ob irgend etwas fehlt, so zeigt er sich fähig, seine Gedanken in seinem Biber-Geist Revue passiren zu lassen; mit andern Worten — er ist sich seiner eignen geistigen Vorgänge bewußt. Die Fähigkeit des Gedächtnisses, ohne welche ein geistiges Princip gar nicht würde bestehen können, schließt nothwendig die Fähigkeit des Wissens, des Verstehens und des Ueberlegens ein — eine Fähigkeit, deren Vorhandensein bei den Thieren in keiner Weise bezweifelt werden kann. Zahllose Beispiele beweisen, daß sie ebenso aus Wissen und Ueberlegung handeln, wie ein Mensch unter ähnlichen Umständen handeln würde.

„Es ist eine sehr wenig befriedigende Erklärung der Kunstbauten des Bibers, zu sagen, daß er bei seiner Geburt mit einer mechanischen Geschicklichkeit ausgerüstet worden sei, welche nach psychologischen Gesetzen nothwendig durch Erfahrung und Uebung (experience) erlangt werden muß. Die Behauptung, daß die Handlungen des Bibers beim Fällen eines Baumes, beim Errichten eines Dammes oder beim Ausgraben eines Kanals seine Intelligenz übersteigen, ist eine bloße Annahme und ein logischer Widerspruch.

„Die beschriebene Art und Weise, wie die Biber ihre verschiedenen Arbeiten ausführen, zeugt von Ueberlegung und Scharfsinn, obgleich der Biber auf der thierischen Rangstufe nicht einmal besonders hoch steht. Wenn also ein Thier mit verhältnißmäßig so niederer Organisation schon im Stande ist, solche Fähigkeiten zu entwickeln, wie viel mehr muß dieses bei höher stehenden Thieren der Fall sein! Was die Neigungen und Leidenschaften betrifft, so zeigt sich z. B. in der Liebe der Thiere zu Kindern und Gatten der höchste Grad der Empfindungsfähigkeit. Sie zeigen weiter Muth, Treue, Dankbarkeit, selbst Wohlwollen; und alle diese Gefühle unterscheiden sich in Nichts von denen des Menschen. Capitän Stansbury erzählt in der Beschreibung seiner Reise nach dem Salzsee von Utah, daß er auf einer der Inseln dieses See's einen alten, großen und sehr fetten Pelikan beobachtet habe, welcher ihn, ohne einen Fluchtversuch zu machen, ganz nahe herankommen ließ. Ueber diese anscheinende Zahmheit überrascht, untersuchte er ihn

näher und fand, daß er vollständig blind war, aber nichtsdestoweniger, geleitet von dem Gehör, gegen die sich nähernden Feinde sich heftig wehrte. Bei seiner vollständigen Hülflosigkeit war es nicht anders möglich, als daß er von seinen Freunden ernährt worden war; und der überaus gute Zustand seiner Ernährung zeigte, daß er in ähnlicher Weise gut gelebt hatte, wie manche Bettler in einer mehr civilisirten Gesellschaft. Dazu kommt, daß die Nahrung dieser Vögel ausschließlich aus Fischen besteht, welche sie nur aus einer Entfernung von mindestens 30 (engl.) Meilen herbeischaffen konnten, um ihre rings um die Insel in zahllosen Mengen gruppirten Jungen zu ernähren. Diese Jungen befanden sich unter der Aufsicht eines alten, ernsthaften Wärters oder Aufsehers, welcher in regelmäßigen Zwischenräumen abgelöst wurde, wie eine Schildwache. Als wir eines Tages, so erzählt Capitän Stansbury weiter, uns denselben näherten, ließ sich ein armer, ohngefähr vier Zoll langer Bursche aus übermäßiger Furcht in das Wasser fallen. Er wurde durch die Strömung rasch zwei- bis dreihundert Ellen weit fortgetrieben und schien durch das Ungewohnte seiner Lage ganz verwirrt. Sobald die alten Vögel, welche über unsern Köpfen zu Tausenden schwärmten, indem sie unsre Bewegungen ängstlich überwachten, dieses bemerkten, ließ sich Einer an der Seite des Jungen nieder, und ihm folgte bald ein halbes Dutzend Anderer, welche anfingen, den kleinen Schwimmer nach dem Ufer zu geleiten, indem sie ihn umgaben, ihm den Weg zeigten und in seinem ersten Versuch auf dem Wasser zu ermuthigen schienen. Der kleine Bursche schien ihre Absicht vollkommen zu verstehen und befand sich, als wir absegelten, unter dem Geleit seiner Freunde bereits ganz nahe an dem Ufer.

„Aehnliche Beispiele dieser Art könnten in beliebiger Menge beigebracht werden.*) Sie zeigen die Einheit in den Operationen des geistigen Princips durch das ganze Thierreich hindurch, welche Einheit auch weiter dadurch bewiesen wird, daß Thiere grade so wie der Mensch, krankhaften Geistes-Verirrungen oder dem Wahnsinn, der Narrheit unterworfen sind. Der falsche Ausdruck „Instinct"

*) In dem die Gefühle der Nächstenliebe und Freundschaft besprechenden Abschnitte dieser Schrift werden noch viele andere und gut beobachtete Fälle dieser Art ihre Erwähnung finden. Der Verfasser.

sollte ganz verlassen werden. Der Unterschied in den geistigen Fähigkeiten des Menschen und der Thiere ist ein solcher des Grades, nicht der Art. Der gesunde Menschenverstand, welcher weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, den höchsten Grad menschlichen Verstehens einschließt, hat auch niemals die Speculationen der Metaphysiker bezüglich dieses Gegenstandes adoptirt, sondern im Gegentheil im Thier stets ein dem menschlichen analoges geistiges Princip anerkannt u. s. w. u. s. w."

Diesen Aussprüchen und Ausführungen eines Lamarck, Darwin, Wundt, Morgan, des ausgezeichneten Beobachters des amerikanischen Bibers und seiner Bauten, könnten hundert und aber hundert ähnliche angereiht werden. Fast ausnahmslos wird man finden, daß alle Diejenigen, welche Gelegenheit hatten, mit von Vorurtheilen freiem Blick oder an der Hand des gesunden Menschenverstandes Thiere zu beobachten, persönlichen Umgang mit ihnen zu pflegen und sie in ihrem Thun und Treiben zu belauschen, einer ganz andern Meinung über ihre geistigen und seelischen Eigenschaften huldigen, als Diejenigen, welche den hergebrachten Theorieen der philosophischen Schulen folgen. Die Richtigkeit dieser Bemerkung wird sich auch zum Theil aus den in dieser Schrift wiedergegebenen brieflichen Erzählungen einer ganzen Anzahl verschiedener, unbefangener und in allen wesentlichen Punkten übereinstimmender Selbstbeobachter ergeben, welche die Güte hatten, ihre Beobachtungen dem Verfasser zur geeigneten Benutzung mitzutheilen, obgleich des eingeschränkten Thema's halber nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil dieser Mittheilungen benutzt werden konnte. Ueberträgt man solche und ähnliche Erfahrungen auf das wissenschaftliche Gebiet, nachdem die falsche und zu zahllosen Irrthümern Anlaß gebende „Instinct"-Theorie aus demselben entfernt worden ist, so gewinnt selbstverständlich die bisher so stiefmütterlich behandelte und gewissermaßen als Aschenbrödel betrachtete Thierseelenkunde eine ganz andere, weit höhere und in einem gewissen Sinne sogar dominirende Bedeutung — namentlich wenn gleichzeitig von den Grundsätzen der bei Gelehrten und Ungelehrten täglich mehr in Aufnahme kommenden Entwicklungs- oder Abstammungslehre ausgegangen wird. Das geistige oder seelische Princip erscheint alsdann, wie schon mehrmals

angedeutet, durch die ganze belebte Welt hindurch als ein einziges und einheitliches, welches sich auf Grund allmählig gesteigerter, körperlicher Organisation und vererbter, ursprünglich durch Erfahrung oder Uebung erworbener geistiger Anlagen stufenweise emporhebt und seine höchste, bis jetzt mögliche Vollendung im Menschen und im Menschengeiste erfährt. Es kann daher, wenn diese Anschauung richtig ist, nicht anders sein, als daß die Thierseelenkunde zur nothwendigen und unentbehrlichen Grundlage der menschlichen Geistes- und Seelenlehre überhaupt wird und werden muß, indem man sich genöthigt sehen wird, die ersten Wurzeln oder Anfänge aller und jeder menschlichen Geistes- oder Seelenvermögen in der Reihe der unter ihm stehenden Wesen in gleicher Weise aufzusuchen und nachzuweisen, wie dieses bisher bezüglich der körperlichen Organe oder Bildungen geschehen ist. In der That ist es denn auch ein Leichtes, wenn man nur seine Augen nicht absichtlich der Wahrheit verschließen will, diesen ebenso ebnen wie erfolgreichen Weg zu betreten und den innigen und nothwendigen Zusammenhang der bisher fälschlicherweise getrennten Gebiete auf das Evidenteste nachzuweisen. Wir nehmen keinen Augenblick Anstand zu behaupten, daß man mit Leichtigkeit im Stande ist, für jede geistige Fähigkeit oder Verstandes-Eigenschaft des Menschen, sowie für jede Regung seines Gemüthes oder seiner Empfindung, für jede seiner Neigungen, Gefühle, Triebe und Leidenschaften, für jede seiner Tugenden, sowie für jedes seiner Laster das entsprechende Analogon in der Thierseele nachzuweisen. Mag man mit dieser Leuchte in der Hand auch in die dunkelste und entfernteste Ecke des menschlichen Geistes- und Gemüthslebens hineinleuchten, stets wird eine vorurtheilsfreie Untersuchung an der Hand der Thatsachen die analoge Thätigkeit und den näheren oder entfernteren Zusammenhang mit einer gleichen oder ähnlichen Thätigkeit oder Eigenschaft der thierischen Seele hindurchschimmern sehen. Und es gilt dieses nicht bloß für das große Heer der gewöhnlichen Seelenvermögen oder seelischen Eigenschaften, sondern auch und sogar ausdrücklich für diejenigen, in welchen man bisher nicht bloß eine besondere Präponderanz, ein besonderes Uebergewicht der menschlichen Seele gegenüber der thierischen, sondern selbst specifische Unterscheidungszeichen zwischen beiden erblicken zu müssen geglaubt hat,

wie z. B. Abstraction und das Vermögen, Begriffe oder allgemeine Ideen zu bilden; Selbstbewußtsein; Phantasie oder Einbildungskraft und Traumvorstellungen; Erfindungsgabe; Sprache und Vermögen gegenseitiger Mittheilung und Verabredung; Wißbegier, Neugier und Sinn für Neues oder Wunderbares; Erfahrung und Erziehung durch Unterricht und Uebung; Fortschritt und Vervollkommnung; moralisches Gefühl oder Gewissen, Rechts- und Pflichtgefühl oder Sinn für Recht und Unrecht; Schuldbewußtsein; Furcht und Ehrfurcht in Verbindung mit Aberglauben und einer Art religiösen Gefühls; Eitelkeit, Putzsucht, Gefallsucht, Ehrgeiz, Ruhm- und Herrschsucht; Stolz und Uebermuth; Standesgefühl in Verbindung mit Sinn für Rangunterschied; Verstellung und Scheinheiligkeit, Lüge und Heuchelei; Neid, Mißgunst, Rachsucht, Bosheit, Hinterlist und Schadenfreude; andrerseits aber auch ein sehr hoch gesteigertes Gefühl der Nächstenliebe, des Mitleids, der Sorge für Andere, der Liebe, Freundschaft, Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit, des Erbarmens und der Großmuth u. s. w. u. s. w.; Schamhaftigkeit; Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, für Kunst und Mechanik, für Schmuck und Schönheit, für Musik und Tonkunst; Sinn für Freude, Glück und Heiterkeit, wie für Aerger, Verdruß, Elend und Unglück; Sinn für Eigenthum in Verbindung mit Geiz, Habsucht, Vorsorge, Aufspeicherungswuth und Sorge für die Zukunft; Sinn für Scherz, Spiel und Neckerei; Individualität, Temperament und Charakter; Todes-Ahnung, Todesfurcht und Tod aus Gram oder tiefstem Seelenschmerz. Auch die Ausübung des Selbstmords ist kein ausschließliches Vorrecht des Menschen vor dem Thiere; ebensowenig der so oft citirte Gebrauch von Werkzeugen oder das Vermögen des Zählens und der Zeitberechnung, oder die Leidenschaft der Trunksucht und Gourmanderie, oder die Ausübung ärztlicher Hülfe und Aehnliches. Der Sinn für Sociabilität oder Geselligkeit ist, wie man ohne Uebertreibung sagen kann, bei den Thieren fast noch ausgebildeter, wie bei dem Menschen, und alle seine gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen, insbesondere die wichtigen Institute von Ehe, Familie, Hauswirthschaft und Sclaverei finden bei ihnen die ausgezeichnetsten Vorbilder — gar nicht zu gedenken der ihnen allgemein zugestandenen höchsten Grade der Eltern-, Gatten-,

Mutter- und Kindesliebe, sowie der Liebe zu Haus und Heimath. Dem gegenüber muß die von Darwin aufgestellte und bereits aufgeführte Reihenfolge geistiger Vermögen, so treffend und trefflich auch seine Bemerkungen und die von ihm gelieferten Nachweise sind, immer noch als zu eng oder beschränkt angesehen werden; sie bezeichnet nur einen Theil der ganzen, fast unerschöpflichen Scala seelischer Fähigkeiten und Beziehungen, welche hier in Betracht gezogen zu werden verdienen, und welche der Verfasser dieser Schrift an einer andern Stelle und bei andrer Gelegenheit und auf Grund eines ebenso reichen, wie zuverlässigen Materials eingehend zu behandeln gedenkt — mit Ausnahme des bereits hier dem geehrten Leser Dargebotenen. Was uns in dieser Darstellung beschäftigen soll, bezieht sich zwar nur auf eine Seite des thierischen Gefühlslebens, aber auf eine solche, welche an Interesse und Wichtigkeit allen andern weit voransteht. Denn nicht nur spiegelt sich in dem Liebesleben der Thierwelt das große, weltbewegende Princip der Liebe in ebenso mannichfaltigen, wie reizenden Einzel-Bildern wieder, sondern es erfüllt sich auch darin die eigentliche und oberste Aufgabe des thierischen Lebens, die Erhaltung und Fortpflanzung der Art und Gattung von Geschlecht zu Geschlecht. Endlich stellt die Liebe nicht bloß die weitaus mächtigste, sondern auch die eigentliche Grundleidenschaft der thierischen Seele dar, mit welcher alle übrigen Aeußerungen derselben in mehr oder weniger nahem Zusammenhang stehen. Aus der Geschlechtsliebe folgen zunächst die mannichfachen Aeußerungen der Verliebtheit, der Galanterie, der Gefallsucht, der Koketterie, des Schönheitssinnes u. s. w.; es folgen weiter die merkwürdigen Erscheinungen der Liebeswahl, des Liebes- und Brautwerbens durch Gesang, Töne, Spiele, Geberden, Kämpfe u. s. w. Daran schließen sich in unmittelbarer Folge die Gattenwahl und Gattenliebe, das Ehe- und Familienleben mit seinen vielfachen Nebenbeziehungen, der Wohnungsbau und die Sorge für Kinder oder Pflegekinder, die Eltern-, Mutter- und Kindesliebe in ihren zahllosen Aeußerungen, aber auch die Erscheinungen der ehelichen Untreue, der Eifersucht, des Hagestolzen-Wesens u. s. w. Die allgemeine Liebe äußert sich als Nächstenliebe, Mitleid, Mildthätigkeit, Sympathie, Mitgefühl, Sorge für Andere, gegenseitige Hülfe und

gegenseitiger Beistand, Lebensrettung, Edelsinn, Großmuth, Erbarmen, Wohlwollen oder Friedensliebe, aber auch als innigste Freundschaft, Kameradschaft und gegenseitige Zärtlichkeit — und zwar nicht bloß unter Thieren derselben Art, sondern auch unter solchen von ganz verschiedenen Arten oder Gattungen. Noch überboten werden diese schönen Triebe und Tugenden durch die zahllosen Erfahrungen und Beispiele einer gradezu an das Fabelhafte streifenden Liebe, Treue und Anhänglichkeit einzelner Thiere an den Menschen. Die Tugend der Sociabilität oder Geselligkeit führt die Thiere zu einer ebenso großen Liebe und Aufopferungsfähigkeit für die von ihnen gebildeten Gemeinwesen, wie den Menschen, mit dem sie weiter die Liebe zu Scherz, Spiel, Neckerei, Glück, Heiterkeit, sowie zu Haus und Heimath theilen. Auch die Geschlechtsliebe selbst ist bei dem Thiere durchaus nicht immer und überall jener reine oder rohe thierische Trieb, als welcher er in der Regel angesehen oder geschildert wird, sondern bei sehr vielen Thieren mit dem Schimmer eines poetischen Hauches umgeben, den man bei uns Menschen sehr oft vergeblich suchen oder nur vereinzelt antreffen wird. Es ist schon etwas Außergewöhnliches, wenn der menschliche Liebhaber in südlichen Ländern nächtlicher Weile die Klänge seiner Lieder oder seiner Leyer als Ausdruck seiner Gefühle dem Ohr der Geliebten zuschickt, während kein mit Singstimme begabter Vogel die Gattin heimführt, ohne vorher ihre Liebe durch seine reizendsten Gesänge oder einen erbitterten Sing-Wettkampf mit einem oder mehreren Nebenbuhlern erobert zu haben. Daher bei den Singvögeln fast nur die Männchen singen, während höchst selten ein Weibchen singt. „Die Armen versuchen zwar zuweilen eine einzige kurze Strophe abzusingen, aber es kommt nie zum Gesange, sondern bleibt immer beim Stümpern." (Brehm.) Nach einigen Beobachtern lassen sich die Männchen auf irgend einem weit sichtbaren Punkte nieder und lassen dort ihre vollen, liebe-athmenden Töne erklingen, um die im Gebüsch verborgenen Weibchen anzulocken. Diese wählen dann in der Regel die besten Sänger zu Gatten aus. Bechstein, welcher während seines ganzen Lebens Vögel hielt, erzählt (Naturgeschichte der Stubenvögel, 1840), daß der weibliche Canarien-Vogel immer den besten Sänger sich wählt, und daß im Naturzustande der weibliche Finke unter Hunderten von

Männchen dasjenige sich auswählt, dessen Gesang ihm am besten gefällt. Nach Andern werben die Männchen direct um die Weibchen und strengen sich dabei oft dergestalt im Singen an, daß sie vor Aufregung und Erschöpfung todt niedersinken. Sobald ein Nebenbuhler sich zeigt oder die Eifersucht erregt wird, erreicht die Anstrengung ihren höchsten Grad. Weinland (Zoolog. Garten 1862, S. 15) besaß einen Mönch (Sylvia atricapilla), welcher für gewöhnlich ganz gemüthlich den Anfang seines Liedchens zwitscherte, aber nach und nach, indem seine ganze Haltung stolz und aufgeregt wurde, mit dem größten Pathos jene herrlichen Flötentöne ausstieß, mit denen sein Gesang schließt. Er hatte deutlich das Bewußtsein der Schönheit seiner Melodie und sang mit Selbstgefühl und Begeisterung, indem er am Schlusse seines Gesangs seinem Stolz und seiner Eifersucht Ausdruck verlieh. Daß er aber wirklich diese letzteren Gemüths-Erregungen ausdrückte, ging deutlich daraus hervor, daß er öfter nur diesen letzten Theil seines Gesanges und zwar mit dem größten Eifer sang, wenn ein andrer Mönch in seiner Nähe schlug, namentlich wenn er ihn sehen konnte.

Als der eigentliche Sänger der Liebe und der König der Singvögel gilt unbestritten die Nachtigall, deren herrliche, unübertroffene Gesänge fremde Herzen nicht minder rühren und erfreuen, als ihr eignes. „Sie ist," sagt Brehm (Leben der Vögel, S. 500), „Dichterin in der vollsten, schönsten Bedeutung des Wortes; sie bringt die Gedanken und Gefühle, die Lust und den Schmerz, die Sehnsucht und die Klage der Liebe, welche ihr Inneres erfüllt, in Form und Einhall und findet für das Wort auch zugleich den Klang und die Weise. Ihr Gesang fluthet dahin wie ein klarer, milder Strom; er steht einzig da in seiner Art und ist unerreichbar, unnachahmlich; er wetteifert an Innigkeit und Verständniß mit dem des Menschen und übertrifft ihn vielfach an Fülle und Schönheit des Tones." Die noch nicht beweibten Männchen schlagen fast ununterbrochen Tag und Nacht, unzweifelhaft, um vorüberziehende Weibchen anzulocken, während die älteren Paare sofort nach ihrer Winterreise die alten Wohnplätze aufsuchen, und während solche Paare, die sich erst gefunden haben, mit dem Bau ihres Nestes beginnen. Die Männchen schlagen dabei, während das Weibchen

dem Geschäft des Nestbaues obliegt, feuriger und anhaltender, als je und erfüllen die lauen Mai-Nächte, wenn der Mond sein silbernes Licht herabgießt, und wenn alle andern Vögel längst in den Banden des Schlafes gefangen liegen, mit der wunderbaren Fülle und Anmuth ihrer bezaubernden Töne, welche bald als tiefe, gezogene, langsam anschwellende Laute, bald als imponirende, im Sturm der Leidenschaft bis zu staunenswerther Höhe hinaufgeschmetterte und glühenden Eifer verrathende Metallklänge der kleinen Kehle entströmen. Alle diese Laute aber, denen das Ohr jedes für Schönheit und Wohllaut empfindenden Menschen mit Entzücken lauscht, haben keinen andern Zweck, als den Herzens-Jubel und das Liebesglück der Nachtigall auszudrücken, und werden zumeist zu Ehren der Gattin oder zur Herausforderung des Nebenbuhlers gesungen. Stille treibt sich während dessen das bescheidene Weibchen im benachbarten Gebüsch umher und blickt von Zeit zu Zeit zärtlich zu dem bewunderten Sänger auf unter sanftem „Vit“ und meckerndem Laute. Aeltere Männchen schlagen stets reicher und vollständiger als jüngere, denn der Schlag erbt sich von den Meistern auf die jüngeren Männchen fort. Auch hat jede Gegend ihren eigenen Gesang.

So wie bei der Nachtigall ist es auch bei den übrigen Singvögeln. Aller Vogelgesang ist mehr oder weniger ein Gedicht der Liebe, ein Werben oder Kampf um die Geliebte oder eine derselben während ihrer Bau- und Brüte-Zeit bereitete Unterhaltung, während gegen die zweite Hälfte des Sommers und mit dem Wachsen der elterlichen Sorgen die Lieder der Liebe verkümmern oder ganz verschwinden.

„Willst Du nach den Nachtigallen fragen,
„Die mit seelenvoller Melodie
„Dich entzückten in des Lenzes Tagen? —
„Nur so lang' sie liebten, waren sie!“

Ist es bei den Menschen anders? Die Jugend liebt und singt und musicirt und dichtet, als ob für Anderes nicht Raum oder Zeit wäre. Aber wenn die Flitterjahre der Liebe in das Meer der Alles verschlingenden Zeit versunken sind, und die Sorgen des Lebens an die langsam ergrauenden Häupter groß und ernst herantreten, hört auch der Gesang der Liebe auf, und die goldne Zeit der Lieder

hat ein Ende genommen. Freilich singt und spielt und dichtet bei dem Menschen auch die Frau, und zwar, wie die Erfahrung zeigt, oft mit größerem Glück, als der Mann; aber auch dem Vogelweibchen geht die Fähigkeit des Gesanges nicht so vollständig ab, wie Brehm meint. „Der Gesang," sagt Toussenel, der große Thierfreund, „ist auch dem Weibchen gegeben; und wenn es keinen Gebrauch davon macht, so ist es darum, weil es mehr und Besseres zu thun hat, als zu singen. Aber es hat in seiner Jugend einen Cursus der Musik so gut wie seine Brüder durchgemacht, und sein Geschmack hat sich mit den Jahren entwickelt. Und dieses war nothwendig, damit es in den Stand gesetzt würde, den Reiz der Elegieen zu würdigen, die man ihm eines Tages zuseufzen würde, und dem Würdigsten den Preis seines Gesanges zuzuerkennen.

„Aber die Weibchen verstehen es vortrefflich, sich in der Sprache der Leidenschaft auszudrücken, wenn die Phantasie sich ihrer bemächtigt, oder wenn die Einsamkeit sie dazu verdammt. Jedermann konnte in der Loge seines Portiers ein armes Canarien-Vogel-Weibchen sehen, das, wie der Gatte der Eurydice, seinen Kummer durch den Gesang zu betäuben suchte, und das sofort dieser traurigen Beschäftigung entsagte, sobald es Familien-Mutter geworden war. So vernachlässigt auch die junge Pariserin das vorher so sehr geliebte Piano allzuoft, nachdem sie Frau geworden." Auch Fischer (Aus dem Leben der Vögel, S. 26) theilt mit, daß in derselben Zeit, wo die Vogelmännchen, als erste Vorübung des Gesanges, das Zwitschern beginnen, dasselbe auch die Weibchen thun, wenn auch niemals ein rechter Gesang daraus wird.

Uebrigens ist die Fähigkeit des Gesangs den Vögeln so wenig angeboren, wie den Menschen, obgleich dieses die allgemein angenommene Meinung ist. Allerdings ist die Anlage oder das Talent zum Singen oder Musiciren bei beiden von den Eltern ererbt; aber ohne Uebung oder Ausbildung werden beide nichts Tüchtiges leisten, wenn auch dem Thiere die angeborne Anlage bei der engen Beschränkung seiner Lebensaufgabe weit mehr zu Statten kommt, als dem Menschen. Alle Singvögel werden von älteren Männchen ihrer Art im Gesang unterrichtet, und der einzelne Sänger sinnt, lernt und übt lange über seinen Liedern, bis es zum vollen Schlagen

kommt; erst leise, dann immer stärker übt er die einzelnen Klänge ein. Wenn er einen andern Sänger seiner Art vernimmt, sucht er dessen Meisterstellen seinen Gedichten einzuweben, und wenn er lange verstummt war, sucht er mit Mühe die alten Klänge wieder hervorzurufen. Manche Sprosser, sagt Brehm, bedürfen vier Wochen zur jedesmaligen Einübung ihres Schlags und lassen anfangs nur ein leises, versuchsweises Singen vernehmen. Auch hat jede Gegend wieder ihre besondere Gesangesweise, und ein guter Sänger kann in einer bestimmten Gegend tüchtige Schüler bilden, während ein schlechter gute Sänger verdirbt. Die jungen Vögel lernen von den Alten, nehmen aber leider oft das Mangelhaftere lieber an, als das Vollendete. Viele Vögel setzen ihren Gesang aus lauter erborgten oder nachgespotteten Vogelstimmen zusammen, daher man sie „Spottvögel" genannt hat. Die amerikanische Spottdrossel, deren Gesang von manchen Hörern noch höher geschätzt wird, als der der Nachtigall, singt so mannichfach, daß der Zuhörer oft eine Menge von Vögeln zu hören glaubt, welche sich gemeinsam zum Gesang verbunden hätten. Ihre Stimme ist jeder Abwechslung fähig, von den hellen, weichen Tönen der Walddrossel an durch alle erdenklichen Laute hindurch bis zu dem wilden Kreischen des Geiers. Dabei veredelt sie alles Nachgeahmte durch die Kraft ihres Ausdrucks und die Lieblichkeit ihres Vortrags; und kein andrer Vogel kann in den Wäldern ihrer Heimath mit ihr wetteifern. Auch unsre Singdrosseln schlagen oft ganze Strophen der Nachtigall, welche sie derselben abgestohlen haben, mit großer Reinheit. Beim tonnachahmungssüchtigsten aller Vögel, dem Staaren, kann man, wie Fischer (a. a. O.) mittheilt, Dutzende menschlicher, thierischer und anderer Naturlaute zählen, die er, in Freiheit lebend, da und dort aufgefangen hat. Sobald er aber in eine andre Gegend kömmt, oder sobald in der Gegend, in der er lebt, neue Töne aufkommen, greift er das Andre oder Moderne auf und läßt das Alte fallen. Auch können nach demselben Autor gute oder schlechte Lehrmeister im Gesang eine ganze Gegend verbessern oder verderben, und es gibt in der Thierwelt, so gut wie in der Menschenwelt, ästhetische Ansteckung und Verderbniß. Der s. g. Vortrag ist bei einzelnen Vögeln derselben Art sehr verschieden. So schlägt der eine Buchfink mit

Kraft und Feuer, mit Fertigkeit und Sicherheit, während der andere stets stockt, stottert, sudelt, sein Lied zerhackt, aufhört, ehe er zum Schluß gekommen, oder sich in einer seinem Liede nicht zugehörigen Cadenz überschlägt. Der eine Mönch schnellt uns seine glockenhellen Töne so frisch zu, als wären sie gegossen; der andre stammelt, gurgelt, würgt sich an seinem Liede jämmerlich ab und bleibt zeitlebens ein Stümper. In gleicher Weise und nach Maßgabe ähnlicher Erfahrungen kommt L. Lungershausen (Zoolog. Garten, 1862, Nr. 5 u. 6) in einer vortrefflichen Abhandlung zu dem Schluß, daß der Vogelgesang nicht angeboren sein kann, sondern daß der Vogel die Melodie erst erlernen muß. Nur die Stimme und die Gabe des Gesanges sind angeboren; allein Melodie, Tempo, „Schlag" müssen erlernt werden; und ein Vogel ohne Unterricht bleibt stets ein Stümper im Gesang. In verschiedenen Ländern ist der Gesang derselben Arten so verschieden, daß z. B. der große Humboldt den Gesang der Sylvia atricapilla (Plattmönch) auf den Canarischen Inseln nicht wiederzuerkennen im Stande war. Sogar der Gesang unsrer Nachtigall ist in verschiedenen Gegenden, wie schon angeführt, sehr verschieden. Ebenso groß ist die individuelle Verschiedenheit der einzelnen Sänger. Gefangene Sing-Vögel, welche für den Verkauf bestimmt sind, z. B. Blutfinken, werden von eignen Lehrmeistern oder Vorpfeifern für den Gesang und für gewisse Melodieen besonders abgerichtet, und man entdeckt dabei unter den einzelnen Exemplaren ebenso große Verschiedenheiten des „Talents", wie unter den Menschen. Einzelne Lehrlinge „fliegt es an", während bei andren Zeit und Athem umsonst verschwendet werden. Jeder Lehrling hat seinen besonderen Ton, der bei einigen gewöhnlich, alltäglich ist, während andere Stimmen von einem eignen, rührenden und melancholischen Klang sind, der eine große Wirkung ausübt. Eine der beliebtesten Lehrweisen ist die, daß man junge Vögel in die Gesellschaft oder Nähe guter, schon ausgebildeter Sänger bringt, deren Weisen sie dann von selbst nachahmen. So lernt z. B. die junge Amsel oft überraschend leicht, ganze Strophen der Nachtigall nachzuahmen. Dasselbe gilt, wie bereits erwähnt, von der Singdrossel, welche übrigens auch schon an und für sich ein vortrefflicher Sänger und die Seele unsrer Waldungen ist. Gleich der Nachtigall

ringt sie oft im Sprudel ihrer Touren nach neuen Formen und ist in solchen Augenblicken, ebenso wie jene, neuer musikalischer Erfindung fähig.

Daß man sogar Vögel, welche für gewöhnlich gar nicht singen, auf diese Weise zu Sängern bilden kann, zeigt eine Beobachtung von Barrington (angeführt bei E. Menault, l'Intelligence des animaux, Paris, 1672, S. 108), welcher einen jungen Sperling aus einem Neste nahm und in die Gesellschaft eines Hänflings brachte. Nachdem der Sperling bereits von diesem einige Strophen gelernt hatte, wollte der Zufall, daß er einen Distelfink hörte, und sein Gesang wurde nun ein Gemisch der Töne des Hänflings und des Distelfinks. Derselbe Beobachter gab ein Rothkehlchen in die Lehre bei einer Nachtigall, welche indessen bald mit ihrer Stimme zu Ende kam und in weniger als vierzehn Tagen vollständig stumm wurde. Nichtsdestoweniger sang das junge Rothkehlchen drei bis vier Strophen der Nachtigall, während das Uebrige seines Gesanges unzusammenhängend und ohne Octaven wurde. Diese interessanten Beobachtungen beweisen, wie Menault sagt, daß alle Wesen neben der durch ihre Organisation bedingten Sprache noch eine solche der Erziehung und der Intelligenz besitzen.

Vögel, welchen die wunderbare Gabe des Gesanges nicht verliehen ist, suchen ihren Liebesgefühlen auf andre, wenn auch weniger musikalische Weise, einen vernehmbaren Ausdruck zu geben. So wird, wie Brehm (Das Leben der Vögel, S. 463) mittheilt, der männliche Schwarzspecht während der Fortpflanzungszeit zu einem der merkwürdigsten Tonkünstler. Er hängt sich an dem dürren Wipfel eines hohen Baumes oder wenigstens an einem dürren Aste an und hämmert mit seinem Schnabel so heftig dagegen, daß der Ast in eine zitternde Bewegung geräth. Hierdurch entsteht ein wunderbares Trommeln, welches im Walde so stark widerhallt, daß man es bei trocknem Wetter wohl eine Viertelstunde weit hört — — dasselbe dient dazu, das Weibchen zu erfreuen, welches auf dieses Geräusch auch gewöhnlich sofort herbeikommt und Antwort gibt. Wie der Birkhahn während des Balzens, vergißt auch der Schwarzspecht während seines Trommelns über seinen Liebesgefühlen die ihm sonst eigenthümliche Scheu und kann leichter erlegt werden, als

sonst. Da nun auch die anderen, kleineren Spechtarten auf ähnliche Weise ihre Liebesgefühle in die Welt hinaustrommeln, ihrer geringeren Größe und Stärke wegen aber dünnere Zacken benützen, so hört man im Frühling in einem alten Walde oft die wunderlichste Musik, welche den Uneingeweihten staunen macht, zugleich aber auch die herrlichste Begleitung zu den Gesängen der andern Waldvögel bildet.

Diese Art, dem Weibchen zu gefallen und dasselbe anzuziehen, ist zwar weniger poetisch, als die melodiösen Liebeserklärungen der Singvögel, aber ebenso wirksam, wie alle die übrigen, gradezu zahllosen Künste und Methoden der Verführung und Liebeswerbung bei den Thieren. Würde nur, wie Viele meinen, der rohe, geschlechtliche, jeder geistigen Auffassung entbehrende Trieb die Geschlechter der Thiere zusammenführen, so wäre in keiner Weise einzusehen, was diese Liebesspiele zu bedeuten hätten, und warum nicht geschlechtliche Vermischung ohne jede weitere Vorbereitung stattfindet. Ganz im Gegentheil zeigt die unbefangene Naturbeobachtung, daß das Werben um die Liebe der Weibchen oder das s. g. Minnen bei den Thieren ein oft ebenso schwieriges und mit vielerlei Umständen verknüpftes Geschäft ist, wie bei den Menschen, und daß alle und die schwierigsten Künste des Courschneidens, der Koketterie, der Eitelkeit, der Gefallsucht, der Nebenbuhlerschaft, der Galanterie, der Courtoisie u. s. w. in nicht minder ausgedehntem Maaße und mit nicht weniger Raffinement bei ihnen in Anwendung gesetzt werden, wie bei unserm bevorzugten Geschlecht. In hervorstechendster Weise pflegt dieses bei den Vögeln der Fall zu sein, deren reiches und poetisch angehauchtes Liebes- und Eheleben ja in der That als Muster des Ehe- und Familien-Glücks angesehen werden kann, und deren allgemeine „Verliebtheit“ sprüchwörtlich geworden ist. „Die Welt der Vögel,“ sagt Toussenel, „ist nicht bloß diejenige, in der am meisten geliebt wird; es ist auch die erste, in der man liebt; durch sie verkörpert sich das Princip der Liebe in der Thierwelt. Der Vogel lebt nur, um zu lieben. Sein glänzender Schmuck, seine melodischen Gesänge, sein Bau-Talent, seine Industrie, sein Muth, seine List sind ebensoviele Geschenke der Liebe.“ „Der Vogel,“ sagt Menault (a. a. O.), „ist ganz

Liebe und Zärtlichkeit. In seinen fröhlichen Gesängen, in seinem süßen Gezwitscher, in dem Zittern seiner Flügel beschämt er uns mit unsern heuchlerischen Stimmen, mit unsern armen Gefühlen, mit unserm gemeinen Egoismus, mit unserer erbärmlichen Berechnung, mit unserm verrathenen Glauben. Er tritt bei uns ein, er richtet sich in unsern Gärten, unter unsern Dächern ein, um uns vom Morgen bis zum Abend zuzurufen: „Liebt Euch — liebt Euch — liebt Euch doch!" — — „Und wir haben weder den Verstand, noch die Kraft, uns zu lieben." — „Der Vogel," sagt Müller (a. a. O.), „ist in der Wonnezeit der Liebe ein ganz andres Thier, als sonst. Sein ganzes Wesen ist wie umgewandelt, er tritt, so zu sagen, höher aus sich heraus — — den Besitz der Gattin, den ungestörten Genuß des Ehelebens muß er sich oft durch harte Kämpfe mit oft sehr verschiedenen Waffen erringen, u. s. w." Auch ist die Liebes- oder Gattenwahl selbst, wie schon bei Gelegenheit der Besprechung des Vogelgesangs gezeigt wurde, bei den Vögeln durchaus nicht Sache des Zufalls oder des blinden Triebs, sondern ebensowohl des Geschmacks und der Ueberlegung. Die Vogel-Jungfrau wirft sich in der Regel durchaus nicht, wie dieses leider oft genug bei den Menschen geschieht, dem ersten, besten Fant, der ihr in den Weg kommt, an den Kopf, sondern sie achtet auf Stimme, Gesang, Kleid und Benehmen des Bewerbers und ergiebt sich Demjenigen, der in ihren Augen die meisten Vorzüge aufzuweisen hat. Freilich ist ihr diese Wahl dadurch erleichtert, daß die Zahl der Männchen bei den Vögeln in der Regel größer ist, als die der Weibchen, und daß daher gar manches der armen Vogelmännchen zeitlebens zum Hagestolzen- oder Junggesellen-Stande verurtheilt bleibt, wenn nicht sein Mißerfolg ihm sofort das kleine Herz bricht. „Im stillen Waldesschatten," sagt Mantegazza (a. a. O.), „sinkt das Nachtigallen-Männchen hülflos zusammen und stirbt, weil es mit der Macht seiner Töne nicht den glücklicheren Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen im Stande war — und so verzehren sich in den labyrinthischen Qualen des Lebens hundert und aber hundert Herzen vor Liebesschmerz, eben weil auch sie nicht verstanden, stärker und süßer zu singen, als andre Herzen."

„Auch die Koketterie,“ fährt Mantegazza weiter fort, „ist keine besondere Eigenthümlichkeit der schönen Hälfte des Menschengeschlechts; kein Weib der Welt kann die abscheuliche Raffinirtheit eines Canarienvogelweibchens übertreffen, welches dem Ungestüm des Männchens anscheinend Widerstand leistet. Alle die unzähligen Arten, womit die Frauenwelt ein Ja unter einem Nein verbirgt, sind nichts gegen die abgefeimte Koketterie, die verstellten Fluchtversuche, die Bisse und die tausend Kniffe der weiblichen Thierwelt.“

Wie kokett sind die Bewegungen des Finken bei der Paarung und während des Nestbaues! aber weit koketter noch ist sein Benehmen im Zustande des Bewerbers und Bräutigams. Wie weichlich und lüstern sind Flug und Lauf! Wie neckt das Sperlingsweibchen den lüsternen und begierigen Liebhaber von Ast zu Ast, von Dach zu Dach, bis sie sich ihm endlich ergibt! Wie tausendfältig verneigt sich der Tauber vor der Täubin oder der Staar vor der Stäärin! Wie verneigt, dreht, bückt und streckt er sich, wie schlägt er unablässig mit den Flügeln, wenn er das Weibchen lockt! Und wie läßt ihn dieses „zappeln“, bis sie seine Wünsche erhört!

Auch wo das Band der Ehe bereits fest geschlossen ist, dauert die Koketterie der Gattin dem Gatten gegenüber fort. Fischer (a. a. O. S. 35) beobachtete das Benehmen eines Schwanenpaars auf einem der Seeen in den königlichen Garten-Anlagen in Stuttgart, wobei das galante Männchen für gar nichts Anderes Sinn und Aufmerksamkeit hatte, als für die Bewegungen und Launen des Weibchens. Dieses, halb spröd, halb willig, anscheinend gleichgültig, aber in Wirklichkeit theilnehmend und erfreut, hat das Männchen offenbar geneckt, „gebeizt“, „zappeln lassen“, wie siegreiche Frauen zu sagen pflegen. Das Weibchen neigte den Kopf, das Männchen auch; das Weibchen rupfte Gras am Ufer, das Männchen auch; wohin das Weibchen schwamm, schwamm das Männchen nach. Das Weibchen ließ einen Bissen Gras in's Wasser fallen und schwamm weiter; das Männchen nahm den Bissen auf, schwamm dem Weibchen nach und legte ihm den Bissen im Wasser vor; das Weibchen nahm ihn und trank wieder. Das

Männchen, nicht zufrieden, auf gewöhnliche Weise nachzutrinken, legte seinen schlanken Hals über den des Weibchens hinüber und trank so, um zu zeigen, wie es dem Wasser auf der einen Seite des Weibchens ebenso gut die Ehre anthun wolle, wie dem auf der andern, und müßte es mit Anstrengung geschehn u. s. w.

„Nun," fügt Fischer der Erzählung hinzu, „wenn solch' geschicktes Gefälligkeitsstreben keine Spur von Ueberlegungsgabe, von thierischem Calcül ist, dann ist auch alle menschliche Courtoisie nichts als purer Instinct!"

Ueber die Koketterie einer Täubin schreibt Fräulein Fia Görlich aus Brünn in Mähren dem Verfasser unter dem 9. Januar 1876:

„— — Der schwarze Tauber hatte gar keine Eigenschaften, die man bei Tauben annimmt; er fing mit Allen Händel an, sogar mit seinem Vater, mußte überall der Erste sein und war auch seiner Frau nicht treu, sondern wartete immer, bis die Herren des Hauses fortgeflogen waren, um dann in die andern Nester zu gehn und mit den fremden Frauen Kurzweil zu treiben. Besonders die Eine der Täubinnen gefiel ihm, und es war komisch mit anzusehen, wie dieselbe (als ob sie seine Bewunderung gekannt und ihn damit, wie man zu sagen pflegt, zum Narren hätte halten wollen), wenn ihr Herr mit den andern draußen war, dem Schwarzen immer zunickte und stolz mit ausgebreitetem Schwanz, der wie eine Schleppe am Boden nachrauschte, herumschritt. Wollte er aber in ihr Nest, dann theilte sie mit dem Schnabel tüchtige Hiebe aus; und von dem Lärm herbeigelockt, kam dann immer ihr Herr Gemahl und jagte den Eindringling mit Schnabelhieben und Flügelschlägen hinaus. Die Täubin sah dabei stolz zu, machte sich im Neste mit den Jungen etwas zu schaffen und that, als ob sie tief beleidigt worden wäre. Kaum aber war ihr Herr Gemahl draußen, so wiederholte sich die Unterhaltung mit dem Schwarzen von Neuem. Nur wenn sie brütete, konnte sie ernstlich böse werden, wenn der Schwarze in ihr Nest wollte. Ihr Herr Gemahl hatte die Herrschaft an sich gerissen und hatte dadurch viele Regierungssorgen, denn er hielt streng auf Ordnung und prügelte am Abend, wenn er es für angemessen hielt, nach Hause zu gehen, die Uebrigen

in den Taubenschlag hinein, stellte sich vor die Flugöffnung, damit Keiner mehr hinaus könne, und wartete, bis ich kam, um zuzuschließen. Ein Paar hatte sehr oft Streit, der einige Tage andauerte Der Tauber jagte alsdann das Weibchen aus dem Neste und beschenkte sie mit Schnabelhieben, bis sie sich in das äußerste Winkelchen zurückzog, dann versöhnten sie sich wieder — —" Dieses stimmt ganz überein mit dem, was Herr Heinrich Richter auf Rittergut Baselitz bei Priestewitz bei Gelegenheit der Mittheilung einiger interessanten Beobachtungen über menschliche Leidenschaften im Taubenhaus dem Verfasser unter dem 31. Dec. 1875 schreibt: „Früher beobachtete ich das Treiben der Tauben mit Vorliebe. In einem Taubenhause gibt es Herrschsucht und Raufsucht, Muth und Feigheit, freche Geilheit, Gefallsucht, eheliche Treue und Untreue, Völlerei und zarte weibliche Sittsamkeit, Gattenliebe und Gattenzwist — kurz Alles, was man am Menschen beobachten kann, in allen Graden u. s. w."

Eine ächte Kokette ist auch das Weibchen des Kukuk, welche auf den Ruf des Männchens mit einem eigenthümlichen volltönenden, kichernden oder lachenden Lockruf antwortet. „Der Ruf ist verlockend, verheißend, im Voraus gewährend, seine Wirkung auf das Männchen eine geradezu zauberische" (Brehm). Aber wie lange dauert es, bis sich die Rufende einem der sie verfolgenden Liebhaber endlich ergibt! Eine tolle Jagd durch Gebüsche und Baumkronen beginnt, wobei das Weibchen die ermattenden Verfolger durch wiederholtes Kichern anfeuert und sie schließlich gradezu in Liebesraserei versetzt. Dabei ist das Weibchen nicht minder erregt, als sein rasendes Gefolge. „Der eifrigste Liebhaber ist ihm sicher auch der willkommenste, sein scheinbares Sprödethun nichts Anderes als das Bestreben, noch mehr anzufeuern. Dabei ergibt es sich schließlich oft mehreren Bewerbern rasch nach einander, wie Liebe unzweifelhaft beobachtet hat (Brehm, Thierleben, IV., S. 215). Auch das Weibchen des Eisvogels (Alcedo ispida) neckt seinen Liebhaber oft halbe Tage herum, indem es sich ihm abwechselnd nähert, ihn anschreit und wieder davonfliegt. Dabei verliert es aber doch das Männchen nie aus dem Auge, es sieht sich im Fluge

rückwärts und nach der Seite nach ihm um, mäßigt die Schnelle seiner Flucht und kehrt in weitem Bogen zurück, wenn das Männchen von der Verfolgung plötzlich abläßt (A. und K. Müller, Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten der höheren Thierwelt S. 298).

Aber man würde irren, wenn man glauben wollte, daß die Kokketterie bloß eine Tugend oder Untugend der eitlen, gefallsüchtigen und mit soviel ästhetischem Sinn begabten Vogelwelt sei. Dieselbe erstreckt sich in größerem oder geringerem Maaße durch die ganze Thierwelt und selbst bis herab in die niedrig stehende Klasse der Insecten oder Kerbthiere. So erzählt Sir J. Lubbock (Transact. Linnean Soc. 1868, S. 296) von dem Sminthurus luteus, einem zur niedrig organisirten Familie der Thysanuren (Zotten- oder Lappenschwänze) gehörigen Insect: „Es ist sehr unterhaltend, diese kleinen Wesen mit einander kokettiren zu sehen. Das Männchen, welches viel kleiner als das Weibchen ist, läuft um dasselbe her; sie stoßen sich einander, stellen sich grade gegeneinander über und bewegen sich vorwärts und rückwärts wie zwei spielende Lämmer. Dann thut das Weibchen, als ob es davonliefe, und das Männchen läuft hinter ihm her mit einem komischen Anstrich des Aergers, überholt es und stellt sich ihm wieder gegenüber. Dann dreht sich das Weibchen spröde herum, aber das Männchen, schneller und lebendiger, schwenkt gleichfalls rund um und scheint es mit seinen Fühlhörnern zu peitschen. Dann stehen sie für ein Weilchen wieder Auge in Auge, spielen mit ihren Fühlhörnern und scheinen durchaus nur einander anzugehören.“ (Angeführt bei Darwin, Abstammung des Menschen, I. S. 311.) —

Was nun specieller die directe Liebeswerbung der Männchen um die Weibchen angeht, so entfaltet sich auch darin alles Raffinement, aber auch alles Ungestüm und überwallende Gefühl der Thierseele; wo aber gar Eifersucht und Nebenbuhlerschaft mit in das Spiel kömmt, entstehen die heftigsten und gefährlichsten Kämpfe. Am unschuldigsten und selbst entzückend ist die passive Art des Kampfes, welche unter mehreren Nebenbuhlern durch den bereits geschilderten Gesang, ferner durch Lockruf oder sonstige Tonmittel, durch Geberden, Gaukeleien, Tänze, Liebesspiele, Schmeichelei, Ga-

lanterie, durch Entfaltung persönlicher Schönheit oder Vorzüge, durch Darbietung von Schmuck oder Schätzen u. s. w. u. s. w. um die Gunst des Weibchens geführt wird. Auch wo eine eigentliche Nebenbuhlerschaft nicht besteht und der Sieg von vornherein gewiß ist, gibt sich die verliebte Aufregung und die Sucht, dem Weibchen zu gefallen oder seine Aufmerksamkeit zu erregen oder etwas ihm Angenehmes zu thun, in ähnlicher Weise kund.

Eine der auffallendsten und am besten beobachteten Erscheinungen dieser Art ist das s. g. Balzen oder die Balze der Gallinaceen oder hühnerartigen Vögel. Die meisten Hühnervögel haben bekanntlich weit lockerere Ansichten über die Heiligkeit der Ehe, als die Mehrzahl ihrer gefiederten Collegen; und selbst Diejenigen, welche in ihr leben, machen sich zuweilen kleiner Uebertretungen gegen die Gesetze der Gattentreue schuldig. Damit steht wohl, wie Brehm meint, ihre oft tolle Brunst beim Umgang mit dem weiblichen Geschlecht und ihre wilde Eifersucht im Zusammenhang. Die Balze ist Liebestanz, Liebesgesang und Liebeserklärung zu gleicher Zeit, vereinigt also mehrere Mittel der Liebeswerbung, welche bei andern Vögeln getrennt vorkommen. Die berühmte Balze des Auerhahns beginnt Ende März und währt im Hochgebirge bis Mitte Mai. Sie besteht in einer Anzahl eigenthümlicher, in bestimmter Reihenfolge ausgestoßener Töne, welche der Hahn in von Minute zu Minute sich steigernder Extase hören läßt, indem er, auf einem hervorragenden Baumaste sitzend, oder vielmehr stehend und von Zeit zu Zeit auf demselben umhergehend, mit hängenden und zitternden Flügeln eine Anzahl eigenthümlicher Bewegungen, Geberden, Augenverdrehungen u. s. w. ausführt. Die verliebte Extase oder Verzückung des Spielers ist dabei so groß, daß er Alles um sich her vergißt, und daß der sonst überaus scheue Vogel nicht einmal durch den Knall einer auf ihn gerichteten Flinte erschreckt oder vertrieben wird. Nach Beendigung des Balzens, welches vom frühesten Morgen bis kurz nach Sonnenaufgang währt, begibt sich der Hahn zu seinen im umliegenden Gebüsch versteckten Hennen, welche dem Liebesgesang mit größter Theilnahme zugehört und öfters sehr sanft „Bak, Bak“ gerufen haben, um mit ihnen unter Liebkosungen und Spielereien den Morgen zu verbringen, gleich

einem in seinem Harem verweilenden Sultan, d. h. wenn die Kugel des in seiner Nähe lauernden und mit größter Vorsicht und verhaltenem Athem seiner Beute sich sprungweise während der einzelnen Phasen der Verzückung nähernden Jägers seinen Lebensfaden nicht vorher durchgeschnitten hat. Die Liebe hat den sonst so scheuen und vorsichtigen, mit den feinsten oder schärfsten Sinnen begabten Vogel blind für die drohende Gefahr gemacht, gradeso wie die schmachtende, vom Liebeswahnsinn ergriffene Julia den Heißgeliebten trotz höchster Lebensgefahr nicht aus den Armen lassen will und ihn zu überreden sucht, daß er die wollüstigen Töne der Nachtigall und nicht die den Morgen ansagenden Töne der Lerche vernommen habe.

Nicht minder anziehend ist die Liebesgeschichte des Birkhahns oder Spielhahns, welcher an Scheu und edlem Anstand dem Auerhahn nicht nachsteht, an Kühnheit, Umsicht und Gewandtheit der Bewegungen aber ihn übertrifft. Auf grünen, von mittelhohem Dickicht umgebenen und möglichst einsam gelegenen Waldwiesen tanzt er, von der Mitte März bis in den Mai hinein, allmorgendlich, während das Licht im Osten heraufzudämmern beginnt, seinen poetischen, von Waldesduft und Frührothschimmer umwobenen Liebesreigen. Er beugt den Kopf fast bis auf die Erde nieder, sträubt alle Federn, drückt die halbausgebreiteten Flügel nach unten oder läßt sie schlaff herabhängen, breitet den leierförmigen Schwanz zu einem weiten Rade aus, beginnt zu kollern, wiederholt dasselbe drei bis fünf Mal und springt einmal oder öfter mehr als tischhoch vom Boden auf, auf dem er tanzt, trippelt, sich dreht und wendet unter fortwährendem Gurgeln und Schleifen. Er wechselt jeden Augenblick mit den wunderlichsten Stellungen, rennt wie besessen kreuz und quer auf seinem Tanzplatze umher, schlägt mit den Flügeln, streckt den Hals bald dicht über der Erde vor sich hin, bald grade in die Höhe und beträgt sich, als wäre er verrückt oder toll. Die übermäßige Anstrengung seiner Körper- und Stimmkräfte erregt ihn dergestalt, daß er zuletzt jede Bewegung mit förmlicher Wuth vollführt, u. s. w. Dabei hat jeder Hahn seine eigne Schaubühne und vertheidigt sie mit Aufbietung aller Kräfte gegen jeden Eindringling. Schon am Abend vorher übt er hier

bisweilen seine Tänze ein, und wehe dem Nebenbuhler, der es wagen wollte, am Morgen mit ihm zu tanzen! (Brehm.) Ebenso wie der Auerhahn wird der liebestolle Gesell während dieses Spieles so taub und blind, daß er die Annäherung des Jägers nicht bemerkt, sogar einen Fehlschuß überhört und schließlich, wenn getroffen, im Todeskampfe verendet — aus Liebes-Schuld und zum Beweise des alten Sprichworts, daß Liebe blind macht!

Auch die Hasel-, Reb- und Schneehühner balzen, letztere in sehr anmuthiger Weise. Der nordamerikanische Auerfasan (Tetrao urophasianus) bläst, während er das Weibchen umwirbt, seine Halssäcke zu unförmlich großen Blasen auf und gibt eine Reihe verschiedenartiger Töne von sich, während er mit aufgerichteten Halsfedern, gesenkten, auf dem Boden schleifenden Flügeln und ausgebreitetem Schwanz eine Menge grotesker und wechselnder Stellungen annimmt. Ein anderes nordamerikanisches Waldhuhn (Tetrao umbellus) trommelt heftig mit seinen gesenkten Flügeln auf dem Stamme eines umgestürzten Baumes oder auch gegen seinen eignen Körper, wenn es mit aufgerichtetem Schwanze und entfalteter Krause seine Federpracht den in der Nachbarschaft verborgen liegenden Weibchen darbietet. Der Felsenhahn (Rupicola crocea), ein prachtvoller Schmuckvogel Nordbrasiliens und Guineas, etablirt nach der Erzählung Robert Schomburgk's in abgelegenen Orten förmliche Tanzplätze von 4—5 Fuß Durchmesser, von denen jeder Grashalm entfernt wird, und auf denen der Boden so glatt ist, als hätten ihn menschliche Hände geebnet. Auf dieser Schaubühne, um welche die übrigen Vögel still und bewundernd umherstehen oder auf niedrigen Büschen sitzen, tritt nun ein Vogel nach dem andern auf, um seine Künste zu zeigen, welche in verschiedenen Geberden und dem Ausstoßen eigenthümlicher Töne bestehen. Schomburgk sah auf diese Weise drei Acteurs nach einander auftreten, bis ein plötzliches Geräusch die ganze tanzende Gesellschaft verscheuchte. Die Indianer, welche die schönen Bälge dieser Vögel ungemein schätzen, suchen ihre Vergnügungsplätze eifrig auf und verbergen sich in der Nähe mit Blasrohren und vergifteten Pfeilen. Sind die Vögel einmal mit ihrem Vergnügen beschäftigt, so sind sie derart davon absorbirt, daß die Jäger mehrere hinter-

einander erlegen können, ehe es die Uebrigen merken und entsetzt davonfliegen. — Aehnliche „Hochzeitstänze", bei welchen die Weibchen zusehen, führen auch die Paradiesvögel auf, und die Eingebornen von Neu-Guinea kennen (nach Darwin) die Bäume, auf denen sich zehn bis zwanzig in vollem Gefieder befindliche männliche Paradiesvögel versammeln, um das Gefallen der zuschauenden Weibchen zu erregen. Sie rasseln dabei, ähnlich wie die Pfau- oder Truthähne, mit ihren Federschäften und suchen ihren herrlichen Federnschmuck, welcher wahrscheinlich von keinem andern Vogel übertroffen wird, in möglichst glänzendem Lichte zu zeigen. Dabei scheint der ganze Baum, wie Wallace bemerkt, von dem Umherfliegen der Vögel, dem Erheben ihrer Flügel, dem Auf- und Abschwingen ihrer ausgezeichneten Schmuckfedern und dem Erzittern derselben, als sei er mit schwingenden Federn erfüllt. Wenn sie hiermit beschäftigt sind, so werden sie so davon absorbirt, daß ein geschickter Bogenschütze fast die ganze Gesellschaft schießen kann. — Der australische Atlasvogel (Ptilonorhynchus holosericeus) aus dem merkwürdigen Geschlecht der s. g. Lustlaubenverfertiger, von denen später eingehender die Rede sein wird, baut sich sogar kunstreiche Hütten und Laubengänge in hohem Grase, um in ihnen vor seiner Gattin zu tanzen.

Auch die stelzbeinigen Kraniche üben, von der allmächtigen Liebe getrieben, die edle Tanzkunst mit Leidenschaft, wenn auch vielleicht mit weniger Geschicklichkeit aus. Doch sollen der an die Hühner erinnernde Pfauenkranich (Grus pavonina), der in den Straßen Lissabons halb zahm herumläuft, sowie der zierliche und gewandte, in Südost-Europa und Mittelasien lebende Jungfernkranich (Grus virgo) gar merkwürdige Tänze und kunstvolle, zierliche Reigen während der Paarungszeit aufführen. Auch der zu den Stelzvögeln gehörige Trappe (Otis tarda) verliert im Zustande der Verliebtheit seine sonst überaus große Ruhe und Vorsicht und sucht sich durch allerhand sonderbare und gezwungene Bewegungen und Kratzfüße unter fortwährendem Fächeln und Radschlagen und Hervorstoßen eines dumpfen, brausenden Tones dem Gegenstand seiner Liebe angenehm und bemerklich zu machen. Er bewahrt übrigens der einmal gewählten Gattin unwandelbare Treue. Ja, selbst den besten Freund des

Trappen, den gravitätischen, hochbeinigen Vogel Strauß treibt der lustige Gott Amor zur Paarungszeit zur Aufführung von komisch aussehenden, auch den ärgsten Hypochonder zum Lachen reizenden Tänzen oder allerhand eigenthümlichen Geberden, welche mit dem Ausstoßen heiserer oder brüllender Laute verbunden sind. Der langbeinige, kluge und gesellige Ibis setzt sich der Erwählten gegenüber auf die Fußwurzeln und macht ihr unter hundert Verneigungen lebhaft schwatzend seine Liebeserklärung. Die auffallenden Bewegungen und Courschneidereien des Puters oder Truthahns, der Pfauen, sowie auch unsres gewöhnlichen Haushahns zur Paarungszeit, die Liebeständeleien der Haustauben und Aehnliches sind zu bekannte Dinge, als daß es mehr als eines kurzen Hinweises bedürfte.

Auch die wilden Raubvögel sind dem kleinen Gotte soweit unterthan, daß sie zur Paarungszeit ihren Ernst verlieren und sich zu ähnlichen Liebesgeberden hinreißen lassen, wie ihre harmloseren Collegen im Vogelreich. Von einem widerwärtigen Aasgeier (Cathartes jota) berichtet Audubon, der vortreffliche Naturforscher und Beobachter, daß „die Gesticulationen und das Paradiren der Männchen im Anfang der Liebeszeit äußerst lächerlich seien.“ Der große englische Bussard wirft sich nach Darwin in ganz unbeschreibliche, wunderliche Stellungen, wenn er das Weibchen umwirbt. Der indische Bussard (Otis bengalensis) steigt in dieser Zeit senkrecht in die Luft mit einem eiligen Schlagen der Flügel, wobei er seinen Federkamm erhebt, die Federn des Halses und der Brust aufsträubt, und läßt sich dann auf dem Boden nieder. Dieses Manöver wird unter Ausstoßung eines summenden Tones mehrmals wiederholt. Die in der Nähe befindlichen Weibchen gehorchen seinen tanzenden Aufforderungen, und wenn sie sich nähern, senkt er seine Flügel und breitet seinen Schwanz, wie ein Truthahn, aus. Von dem Kornweih (Circus cyaneus), einem der schönsten Falken unsres Erdtheils, berichtet Brehm (Thierleben IV., S. 698), daß zur Paarungszeit der von Liebe begeisterte männliche Vogel die merkwürdigsten Kreise und Bewegungen in der Luft beschreibe und dies minutenlang fortsetze. Auch das Weibchen versucht, ähnliche Flugkünste auszuführen, treibt es aber stets gemäßigter als das Männchen.

Solche Luft- und Flugspiele sind überhaupt, oft in Verbindung mit Gesang oder Lockruf, eine gewöhnliche Art der Liebeserklärung oder Liebeswerbung bei solchen Vögeln, welche zum Fluge vorzugsweise geschickt sind. Spaßhaft ist das Gebaren des Girlitzhänflings (Fringilla serinus). Er duckt sich platt auf einen Zweig, sträubt die Federn und dreht sich um, sich gleichsam vor Liebesschmerzen windend, schnellt sich dann plötzlich in die Lüfte, flattert schwankend in verworrenen Kreisen umher und gleitet dann nieder auf einen Baum, von wo er in den zärtlichsten Weisen um Gegenliebe fleht — während sein naher Verwandter, der ruhigere Buchenzeisig (Sylvia sibilatrix), durch ein sanft sich senkendes Flattern unter den domartigen Gewölben unserer Buchenwälder seine Liebes-Erregung verräth. Das Turtelchen oder die Turteltaube (Columba turtur) erhebt sich in der Nähe des Weibchens mit klapperndem Flügelschlag, schwebt eine Zeitlang in zitternd langsamem Fluge, strebt dann mit hoch über dem Rücken gehaltenen Flügeln grade aus, steigt dann plötzlich wieder senkrecht in die Höhe und sinkt mit einer sanften Bewegung schief herab, um dieses Spiel bald darauf zu wiederholen und durch solche Werbungskünste die Täubin sich geneigt zu machen. Außerdem läßt der liebeberauschte Tauber stunden- und tagelang sein bekanntes, wie „Turtur" klingendes, sehnsüchtiges Rucksen vernehmen. Die Ringeltaube (Columba palumbus) fliegt, um dem Weibchen zu gefallen, von ihrem Sitze oft zwanzig Fuß hoch begeistert auf, klatscht mit den Flügeln und senkt sich dann schwebend wieder herab auf den Baumwipfel, in welchem sie Tags über sich versteckt zu halten pflegt. Die Täubin aber macht es dem liebedurstigen Schwärmer oft sehr schwer, wenn sie keine Laune hat oder den betreffenden Anbeter verschmäht; sie flieht vor ihm, oft bis in's offne Feld hinaus, wohin der Verschmähte ihr unverdrossen nachfolgt. Vielleicht erhört sie ihn schließlich, nur seiner ihr schmeichelnden Beständigkeit wegen, wie ja auch so manche Frau einen lange verschmähten Liebhaber zuletzt nur darum annimmt, weil sie mit wohl verstandener Eitelkeit es nicht auf ihr Gewissen laden will, einen Menschen „unglücklich" gemacht zu haben. Von dem afrikanischen Webervogel (Ploceus), der so wunderbare Gesellschaftsnester baut, erzählt Livingstone (Reisen in Südafrika),

daß nach dem Frühstück 3—4 derselben sich auf den Büschen mit Gesang erlustigen, worauf ein Spiel im Fluge folgt. „Sein weiches, sammtartiges Gefieder ausspannend, gleitet der eine mit zitternden Schwingen nach der Mitte des freien Raumes hin, singt, während er fliegt, wendet sich dann mit einem schnellen, schwirrenden und klappernden Ton aus seinen Flügeln um und kehrt wieder nach seinem Platz zurück. Einer nach dem andern führt dasselbe Stück auf, und sie setzen das Spiel stundenlang fort, wetteifernd, welcher beim Wenden das lauteste Geräusch machen kann. Diese Spiele finden aber nur während der Paarungszeit und im Hochzeitskleid statt — —." Die Bekassine (Scolopax gallinago) fliegt zur Paarungszeit wohl tausend Fuß in die Höhe, macht kreisende Bewegungen und stürzt dann mit ausgebreitetem Schwanz und erzitternden Flügeln reißend schnell gegen die Erde herab, indem sie ein meckerndes Geräusch hervorbringt — es ist ein Liebesspiel. Das kleine Weißkehlchen (Sylvia cinerea) erhebt sich, wie Darwin mittheilt, oft wenige Fuß oder Ellen über einem Gebüsch in die Luft und „schwebt mit einer verzückten und phantastischen Bewegung während der ganzen Zeit singend darüber und senkt sich wieder auf seinen Ruheplatz". Der nordamerikanische Nachtfalke (Chordeiles virginianus) bemüht sich, durch die wundervollsten, mit der größten Schnelligkeit und Zierlichkeit ausgeführten Schwenkungen der erwählten Schönen seine Liebe zu beweisen oder einen Nebenbuhler auszustechen. Oft erhebt er sich hundert Meter über den Boden mit heftigem Geschrei und stürzt dann wieder mit einer Schnelligkeit herab, daß man glaubt, er müsse auf dem Boden zerschmettern. Sobald er aber dem Boden nahe gekommen ist, breitet er Schwingen und Schwanz aus und fliegt in gewöhnlicher Weise dahin. Das Spiel hört auf, sobald das Weibchen seine Wahl getroffen hat; der glücklich Erwählte verjagt seine Nebenbuhler. — Besondere Flugkünste treiben auch die Ziegenmelker oder Nachtschwalben zur Zeit der Verliebtheit. Sie klatschen mit den Flügeln, lassen sich aus einer gewissen Höhe herunterfallen und umschweben oder umgleiten in den prachtvollsten Schwenkungen das ruhig dasitzende Weibchen. Auch ihr Schnurren oder lautes Rufen ist nichts Anderes, als Liebeswerbung oder Gesang des verliebten Männchens.

Andre Vögel wieder suchen mehr durch kokette Manieren und verliebte Geberden, als durch Flugkünste, die Zuneigung der Weibchen zu gewinnen. Das mit gehöriger Grandezza ausgeführte Liebesspiel des Wiedehopfs, sein fortwährendes Auf- und Niedergehen auf einem Aste erinnert, wie Müller (a. a. O.) bemerkt, an das Menuet unsrer mit Allongeperrücken geschmückten und bepuderten Vorfahren. Der Wendehals schließt halb die Augen, je mehr er sich dem auserkornen Weibchen nähert und verräth durch allerlei sonderbare, an epileptische Zufälle erinnernde Bewegungen und Geberden seine große Gemüths-Affection. Wenn der galante Staar-Hahn um die Gunst des Weibchens buhlt, so leistet er das Mögliche im Putzen, in die Brust Werfen, Drehen, Wenden, gravitätischen Umhermarschiren auf den Aesten der Bäume, in Flügelschlag und Complimenten. „Da wird geschwätzt, gebalzt und manche Stelle klassischer Gesänge recitirt, so daß man meinen sollte, man habe Menschen mit ihren Schwächen und Eitelkeiten vor Augen." (Müller.) Der Goldspecht nähert sich dem Weibchen, neigt das Haupt, breitet den Schwanz aus, bewegt sich seitlich, rückwärts und vorwärts, nimmt die verschiedensten Stellungen an und gibt sich überhaupt die größte Mühe, der Erkornen die Stärke und Innigkeit seiner Liebe zu beweisen. Aehnlich treiben es der Bunt- und Schwarz-Specht. Im Glanze der Morgensonne blickt das Männchen vom freien Aste umher, dreht und wendet sich in allerlei koketten Manieren, hämmert und trommelt mit geschäftigem Schnabel so lange, bis die Sonne höher gestiegen ist. Die kokette Elster wippt mit dem langen Schwanze und macht der Auserwählten unter Bücklingen den Hof, läßt auch dabei ihre rauhe Lachstrophe ertönen oder folgt der ausweichenden Schönen mit einer kühnen Bogenbewegung in die Luft, die man sonst an ihr nicht zu sehen gewohnt ist. Die Haidelerche geht bei der Paarung um das Weibchen herum, hebt den ausgebreiteten Schwanz in die Höhe, richtet die Holle hoch empor, und macht allerliebste Bewegungen, um ihm seine Ergebung und Zärtlichkeit zu bezeugen. Das Bachstelzen-Männchen umtrippelt das Weibchen mit herabhängenden, zitternden Flügeln, wippendem Schwanz und zierlichen Schritten, welche man fast einen Tanz nennen könnte, indem es sich verneigt und bald vor-, bald rückwärts

geht, so lange, bis sie seine Zärtlichkeiten gestattet. Ganz ähnlich benehmen sich die Gebirgsstelzen. Auch der Tauber umgeht wie tanzend seine Gattin; ja das Pärchen dreht sich sogar im Reigen, zärtlich wie Menschenkinder, Mund an Mund hangend, Brust an Brust gedrückt. Der berühmte „Schnepfenstrich" ist nichts Anderes, als der Liebeskampf der Schnepfen während der österlichen Brautfahrt. Die Gegner tummeln sich in der Luft herum, stechen mit ihren spitzen Schnäbeln wüthend auf einander, verwickeln sich, stürzen in wirrem Knäuel aus der Luft herab und sind in ihrem Liebestaumel so blind, daß der Jäger sie leicht erlegen kann. — Derartige Liebeskämpfe zwischen erhitzten Nebenbuhlern sind überhaupt, wie man leicht denken kann, gewöhnliche und häufige Begleiter der Liebeswerbung, und könnte man mit deren ausführlicher Beschreibung Bände füllen. Sie werden bei den Thieren mit derselben Erbitterung, Hartnäckigkeit und Ausdauer geführt, wie bei den Menschen, und Blut fließt hier, wie dort. Unter den Vögeln sind fast alle männlichen Thiere zur Zeit der Liebe und Paarung kampf- und streitsüchtig und brauchen Schnabel, Flügel und Beine, um sich gegenseitig aus dem Sattel zu heben — wobei die Weibchen in der Regel theilnahmlose Zuschauer bleiben und sich schließlich (wenn auch nicht immer) dem Sieger ergeben. Selten wird eine Vogel-Ehe ohne eifersüchtige Kämpfe geschlossen, und die Nebenbuhler bekämpfen sich bald in der Luft, bald auf dem Boden, bald auf dem Wasser; zuweilen dienen alle drei Reiche zusammen als Kampfplatz. Besonders bekannt ist wegen seiner außerordentlichen Kampfsucht der in Polygamie oder Vielehe, im Norden, namentlich an den Ufern der Nordsee, lebende Kampfläufer (Machetes pugnax). Die mit einem merkwürdigen Halskragen angethanen Vögel vertragen sich in gewöhnlichen Zeiten ganz gut miteinander. Sobald sich aber im Frühjahr die Liebe in ihren Herzen regt, versammeln sie sich an bestimmten Kampfplätzen an wenig erhöhten, mit kurzem Rasen bedeckten Stellen und halten förmliche Turniere, wobei sie so erregt werden, daß sie vor Wuth zittern. Die Jäger erkennen die Kampfplätze an dem niedergetretenen, mit Schlamm beschmutzten Grase, an ausgerupften Federn und an umherliegendem Kothe. Die Thiere kämpfen auch in der Gefangenschaft, und es ist dabei spaßhaft zu

sehen, wie bisweilen ein Weibchen zwischen ein Paar Kämpfer tritt, um den Streit zu schlichten. In ähnlicher Weise kämpft auch die Menura superba, der prachtvolle Leyervogel in Australien, auf großen Probir- oder Versammlungsplätzen. Ein Reisender, welchem es gelang, unbemerkt in die Nähe eines solchen Platzes zu kommen, sah ungefähr 150 dieser Vögel „in förmlicher Schlachtordnung aufgestellt und mit unbeschreiblicher Wuth kämpfend". (Citirt von T. W. Wood in „Student", 1870, p. 125.) Sehr kampflustig sind auch alle hühnerartigen Vögel, deren Männchen in der Regel mit speciellen Waffen oder Spornen zum Kampfe an Füßen oder Flügeln ausgerüstet sind; ferner die Enten, die Gänse, die Pelikane, die meisten Singvögel u. s. w. u. s. w. Die jungen Männchen des wilden Truthuhns und Haselhuhns sind, wie Darwin bemerkt, stets bereit zu kämpfen, sobald sie einander begegnen; und die Ursache des Kampfes ist stets die Nähe oder Gegenwart des Weibchens. Die bengalischen Knaben bringen die kleinen niedlichen Männchen des Amandavat (Estrelda amandava) dadurch sofort zum Kämpfen, daß sie ein gefangenes Weibchen in die Nähe bringen. — Nicht immer ergibt sich, wie oben gesagt wurde, das Weibchen dem Sieger, sondern es benutzt bisweilen die Gelegenheit, um sich während des Kampfes heimlich mit einem dritten Männchen hinwegzustehlen, wie es z. B. Kowalewsky bei dem Auerhuhn oder Dietrich aus dem Winckell bei dem Feldhasen beobachtet hat, und wie es auch bei manchen andern in der Brunst kämpfenden Thieren, z. B. dem Rothwild, häufig der Fall ist. Am heftigsten und blutigsten sind unter den Liebeskämpfen der Vögel diejenigen der Raubvögel, der Adler, Falken u. s. w., bei denen der Kampf nicht selten mit dem Tode endet. „Noch in diesem Jahre," erzählen die Gebr. Müller (a. a. O.), „sahen wir zwei Baumfalken sich wiederholt ungestüm bekämpfen und diesen Kampf für das eine der Männchen tragisch enden, indem es, durch einen Fangschlag seines Gegners tödtlich in die Seite getroffen, aus der Luft zur Erde fiel. Das Weibchen kreiste ab und zu über dem Tummelplatze und schien seine Freude am Kampfe zu haben, gesellte sich auch sofort nach dessen Beendigung zu dem Sieger, der nunmehr die Erkämpfte mit hellem Paarungsruf begrüßte. Aehnlich packen sich die eifersüchtigen Mauersegler in den

Lüften; und noch lebhaft sind wir uns aus unsrer Jugendzeit des Eindrucks bewußt, den zwei hoch aus der Luft stürzende Segler auf unser Gemüth ausübten."

Solchen Scenen wilder Eifersucht und blutigen Kampfes gegenüber ist es wohlthuend, ehe wir die Vögel verlassen, noch einen kurzen Blick auf das wunderbare und hochpoetische Treiben der australischen Atlas- und Kragenvögel oder der Luftlaubenverfertiger (Ptilonorhynchus holosericeus und Chlamydera maculata) zu werfen. Diese merkwürdigen Vögel schreiten nicht eher zur Production ihrer Liebes-Pantomimen, als bis sie einen geeigneten Schau- oder Spielplatz, eine Art Tanzsaal dafür erbaut und in einer dem Auge wohlthuenden Weise mit heiter gefärbten Gegenständen ausgeschmückt haben, in ähnlicher Weise, wie es auch manche Colibris mit ihren Nestern thun.

„Vielleicht weist der ganze Bereich der Ornithologie," sagt Wood, „keine eigenthümlichere Erscheinung auf, als die Thatsache, daß sich ein Vogel ein Haus lediglich zum Vergnügen baut und es mit glänzenden Gegenständen ausschmückt, als wolle er damit seine Bestimmung bezeichnen. Ein derartiger Vorgang bezeichnet selbst unter Menschenrassen einen großen Fortschritt in der Civilisation. Der einfache Wilde denkt nicht daran, sich einer größeren Arbeit zu unterziehen, wenn er sie vermeiden kann, — — die Eingebornen Australiens haben keine Vergnügungsplätze — — der Buschmann hat keinen Versammlungsplatz, noch besitzt ihn der viel weiter vorgeschrittene Zulu-Kaffer. Selbst der Neuseeländer, der noch das beste Beispiel eines Wilden ist, errichtet kein Gebäude lediglich zum Zwecke des Vergnügens. — — Eine derartige Arbeit bleibt den civilisirten Rassen überlassen, und es überrascht etwas unangenehm, wenn man findet, daß uns im Erbauen eines Ballsaales oder eines Versammlungssaales oder eines ähnlichen Gebäudes vor langer Zeit schon ein Vogel vorangegangen ist, der bis zu den letzten paar Jahren unbekannt war. — — Das Ballzimmer oder die Laube, die dieser Vogel baut, ist ein sehr merkwürdiges Gebäude. — — Er beginnt damit, daß er einen ziemlich festen Fußboden von kleinen Zweiglein webt, der ungefähr aussieht wie eine Thürmatte. In diesen Fußboden stößt er an beiden Seiten eine Anzahl langer und

dünner Zweige derart ein, daß sie ihre Spitzen einander kreuzen und ein einfaches Gewölbe bilden. Es entsteht so eine gewölbte Laube oder ein Laubgang, welcher als Versammlungssaal oder Stelldichein dient, in welchem eine Anzahl Vögel sich ihrem Vergnügen und dem Gekose der Liebe hingeben. Sie rennen beständig durch und um die Laube herum und jagen einander in scherzhafter Weise. In der Regel sind sie mehrere Stunden des Tages über daselbst beisammen." — — Aber nicht genug damit — die beiden Eingänge der Laube werden mit einer Menge schön gefärbter oder hell glänzender Gegenstände verziert, dem Auge angenehm gemacht. Muscheln, Zähne, Knochen, bunte Steine oder Blätter, Glas- oder Porzellanscherben, Federn, Papierfetzen, Stücke gefärbten Bandes oder Kattuns; auch allerhand kleine, den Menschen entwendete Gegenstände, wie Fingerhüte, steinerne Aexte u. s. w. u. s. w. werden herbeigeschleppt, um dem Schönheitssinn des Vogels Genüge zu thun. Diese Gegenstände werden beständig anders angeordnet und von den Vögeln in ihrem Spiel umhergeschleppt. Ueberdem wird, wie Gould berichtet, die Laube selbst im Innern schön mit langen Grashalmen ausgefüttert, „welche so angeordnet werden, daß die Spitzen sich nahezu treffen, und die Verzierungen sind außerordentlich reich". Runde Steine werden dazu benutzt, die Grasstengel an ihrem gehörigen Ort zu halten und verschiedene zu der Laube hinleitende Pfade zu bilden. (Darwin.) Sogar Schädel und Knochen kleiner Säugethiere werden herbeigebracht, um zur Verzierung der Laube zu dienen.

Ueber den Zweck dieser merkwürdigen Bauten, welche weder gegen die Witterung Schutz gewähren können, noch als Niststätten dienen, kann kein Zweifel sein; es sind wahre Lust- und Liebes-Locale oder Versammlungshäuser, in denen sich zur Paarungszeit beide Geschlechter treffen und Bekanntschaft machen in ähnlicher Weise, wie Herren und Damen in einem Ballsaal. Die Männchen streiten mit einander um die Gunstbezeugungen der mit ihnen kokettirenden Weibchen und breiten ihre Schätze vor den Augen der erstaunten Angebeteten aus. „Eine Zeitlang," erzählt Mr. Strange, der einige Atlasvögel in seiner Volière in Neu-Süd-Wales hielt, „jagt das Männchen das Weibchen durch die ganze Volière, dann

geht es zur Laube, pickt eine lebhaft gefärbte Feder oder ein großes Blatt auf, stößt einen merkwürdigen Laut aus, richtet alle seine Federn in die Höhe, läuft rund um die Laube herum, u. s. w. u. s. w." Capitän Stokes sah, wie ein großer Kragenvogel „vor- und rückwärts flog, eine Muschelschale abwechselnd von der einen, dann von der andern Seite aufnahm, und, dieselbe in seinem Munde haltend, in die Pforte eintrat." Die Laube dieser letzteren Art ist beinahe vier Fuß lang, achtzehn Zoll hoch und auf einer dicken Lage von Stäben errichtet.

Auch der Prinzen-Vogel verziert nach der Beschreibung des Herrn Ramsay seinen kurzen Laubengang mit gebleichten Landmuscheln und mit Beeren verschiedener Färbung, welche der Laube, so lang sie frisch sind, ein sehr nettes Aussehen geben.

Uebrigens wird der von diesen Vögeln auf solche Weise an den Tag gelegte Schönheitssinn noch weit überboten von dem Geschmack des in Neu-Guinea lebenden Gärtnervogels (Amblyornis inornata), der seiner Gattin zu Ehren vor deren Brutnest einen förmlichen Garten anlegt und unterhält, und von dem später noch einmal bei Besprechung der Gattenliebe des Näheren die Rede sein wird.

Weniger poetisch und umständlich, aber darum nicht minder energisch oder ausdrucksvoll, als die Liebeswerbungen und Liebesbezeugungen des sanguinischen oder heißblütigen Geschlechtes der Vögel, sind diejenigen der übrigen Thiere, zunächst der Säugethiere. Begreiflicherweise spielt, ihrer größeren Körperkraft wegen, der Liebeskampf bei ihnen eine größere Rolle, als das bloße Liebesspiel. Namentlich weiß man von allen männlichen Säugethieren, welche mit speciellen Waffen zum Kampfe ausgerüstet sind, daß sie zur Paarungszeit sehr heftige Kämpfe bestehen. Sogar solche Säugethiere, welche sonst ihrer Schwäche und Furchtsamkeit wegen bekannt sind, sieht man zur Brunstzeit erbittert mit einander kämpfen. Darwin (a. a. O.) theilt mit, daß man zwei Hasen gesehen habe, welche so lange mit einander kämpften, bis einer todt war; und Aehnliches hat man von Maulwürfen, Eichhörnchen, Bibern u. s. w. beobachtet. Nicht immer gehen indessen die Zweikämpfe zwischen verliebten Hasen so blutig ab, wie in dem von

Darwin beschriebenen Falle, sondern enden meist mit leichteren Verwundungen, mit Verlust einiger Wolle, mit einigen kräftigen Ohrfeigen, mitunter auch mit Auskratzen der Augen. „Zu Anfang der Begattungszeit,“ erzählt Dietrich aus dem Winckell von dem Feldhasen, schwärmen unaufhörlich Rammler, Häsinnen suchend, umher und folgen der Spur derselben, gleich den Hunden, mit zur Erde gesenkter Nase. Sobald ein Paar sich zusammenfindet, beginnt die verliebte Neckerei durch Kreislaufen und Kegelschlagen, wobei anfangs der Satzhase immer der vorderste ist. Aber nicht lange dauert es, so fährt dieser an die Seite, und ehe der Rammler es sich versieht, gibt ihm die äußerst gefällige Schöne Anleitung, was er thun soll. — — Kaum erblicken andere seines Geschlechts den Glücklichen, so eilen sie heran, um ihn zu verdrängen oder ihm wenigstens die Freude des Genusses zu verderben. Anfangs versucht er es, seine Schöne zur Flucht zu bewegen; aber diese zeigt nur selten Lust dazu, und so hebt ein neues Schauspiel an, indem die Häsin, von mehreren Bewerbern verfolgt und geneckt, endlich von dem behendesten, welcher sich den Minnesold nicht leicht entgehen läßt, eingeholt wird. So entsteht Eifersucht und Kampf. Zwei, drei und mehrere Rammler fahren zusammen, rennen an einander, u. s. w. u. s. w.“ — Sehr zärtlich und menschenähnlich sind die Liebkosungen, welche sich die Biber-Männchen und Weibchen einander angedeihen lassen. Sie setzen sich neben einander, umarmen sich buchstäblich in aufrechter Stellung und wiegen sich mit dem Oberleibe hin und her. Auch die Paarung selbst geschieht auf ganz menschliche Weise, wobei die zärtlichsten Liebkosungen nicht gespart werden. — Um das Weibchen der Wasser-Ratte (Hypudaeus oder Arvicola amphibius) herum führt, wie Müller (a. a. O.) mittheilt, das zärtliche Männchen wahrhafte Tänze auf, indem es sich, wie die Fischotter, auf höchst possierliche Weise und immer das Weibchen im Auge, im Wasser dreht, wälzt, hüpft, Wasser tritt und sich in seiner verliebten Berauschung oft so sehr vergißt, daß man es mit einem Stocke leicht erschlagen kann. Nach Brehm dreht es sich manchmal so schnell auf dem Wasser herum, daß es aussieht, als würde es von einer Strömung umhergerissen, und der Begattung selbst gehen lang anhaltende Spiele beider Geschlechter voraus.

Aehnliche Spiele treibt auch die schmucke Wasser-Spitzmaus (Crossopus fodiens). Stundenlang neckt das Weibchen das liebetolle Männchen auf und unter dem Wasser umher. — Besonders reizend und possierlich sind die Liebesspiele der raschen und geschmeidigen Fischotter (Lutra vulgaris). Der muntere Freier umkreist die auserwählte Jungfrau unter allen möglichen Bewegungen, schlägt Purzelbäume und hält den aalförmigen Schwanz in beständiger Schlangenbewegung. Sein aalglatter Körper erscheint in allen denkbaren Windungen bald über, bald unter dem Wasser. — Sehr verliebt in der Art der türkischen Großen ist auch das Geschlecht der in Polygamie lebenden Robb'en oder Ohren-Robben, über deren merkwürdiges Treiben auf der St. Pauls-Insel zur Paarungszeit wir eine vortreffliche Schilderung von Capitän Bryant besitzen. Gegen den fünfzehnten Juni hin, erzählt Bryant, sind alle Männchen versammelt und alle passenden Plätze vergeben. Die alten Herrn erwarten jetzt offenbar die Ankunft der Weibchen. Letztere erscheinen zuerst in kleiner Anzahl, dann aber in immer zunehmenden Schaaren, bis Mitte Juli alle Landungsplätze überfüllt sind. Viele von den Weibchen scheinen bei ihrer Ankunft den Wunsch zu hegen, mit einem bestimmten Männchen sich zu vereinigen. Aber sie werden daran durch die „Junggesellenrobben" gehindert, welche, längs der Küste schwimmend, die ankommenden Weibchen beobachten und sie an's Land treiben. Sobald sie dieses betreten haben, nähert sich das nächstliegende Männchen, läßt einen gluckſenden Laut vernehmen und sucht, der neuangekommenen Genossin freundlich zunickend und sie auch wohl liebkosend, allmählig zwischen sie und das Wasser zu kommen, so daß sie nicht mehr zu entfliehen im Stande ist. Sobald ihm dieses gelungen, ändert der Haustyrann sein Betragen vollständig; denn an Stelle der Liebkosungen tritt Zwang, und das Weibchen wird genöthigt, einen der noch freien Plätze im Harem des gestrengen Herrn einzunehmen. In dieser Weise verfährt jeder männliche Seebär, bis alle Plätze in seinem Harem besetzt sind. Aber nun muß er den Besitz seiner Geliebten auch energisch vertheidigen, da seine über ihm lagernden Collegen versuchen, seine Weiber zu rauben, indem sie eines derselben mit den Zähnen packen, wie eine Katze die Maus, und in ihren eignen Weiberzwinger schleppen.

Die über ihnen lagernden Männchen verfahren in derselben Weise, und so dauert das Weiberstehlen fort, bis alle Plätze besetzt sind. Dabei gibt es denn oft sehr heftige Kämpfe der Herrn Sultane, welche schließlich, wenn jedes Harem gefüllt ist, selbstgefällig auf und nieder wandeln, ihre Familie überblicken, die unruhigen Weibchen schelten und alle Eindringlinge wüthend davon treiben.

Sogar die Riesen der Schöpfung, die kolossalen Wale und See-Elefanten, lassen sich durch ihre Körperfülle nicht abhalten, ihren Angebeteten den Hof zu machen. Vor der Begattung zeigt das Männchen seine innere Erregung durch Plätschern mit den gewaltigen Flossen an und verursacht bei stillem Wetter Donnergetöse. Gar nicht selten wirft es sich auf den Rücken, stellt sich senkrecht auf den Kopf und bewegt die Wogen auf weit hin, springt auch wohl, mit der riesigen Masse seines Leibes spielend, über die Oberfläche des Wassers heraus, taucht senkrecht in die Tiefe, erscheint von Neuem und treibt andere Scherze zur Freude des Weibchens. Besonders lebhaft ist die Spiellust des Buckelwals (Megaptera longimana) während der Paarungszeit. Beide Geschlechter liebkosen sich in ebenso ungewöhnlicher wie unterhaltender Weise, versetzen sich gegenseitig liebevolle Schläge mit ihren Brustflossen, welche zwar jedenfalls sehr zärtlich gemeint, aber so derb sind, daß man ihr Klatschen bei stiller See meilenweit hören kann. Dann rollen sie sich von einer Seite auf die andre, reiben sich gegenseitig sanft mit den Finnen, erheben sich theilweise über das Wasser, wagen vielleicht auch einen Luftsprung und ergehen sich in andern Bewegungen, welche sich leichter beobachten, als beschreiben lassen (Brehm). Die eifersüchtigen Männchen der Spermaceti-Wale verbeißen sich in ihren Kämpfen häufig mit ihren Kinnladen und wälzen und zerren sich auf heftige Weise hin und her. Die männlichen See-Elefanten (Macrorhynus proboscideus) kämpfen in der Brunstzeit auf dem Eise wüthend mit einander, und ihr Brüllen „soll dann zuweilen so laut sein, daß man es vier Meilen weit hört“. (Darwin, a. a. O.)

Weniger heftig und geräuschvoll äußert sich die Liebe des Wickelbären (Cercoleptes caudivolvulus). Die Thiere vertragen sich sehr gut, und Männchen und Weibchen behandeln einander

ungemein zärtlich. Brehm ließ zu einem Weibchen, welches er pflegte und welches noch nicht vereinigt gewesen, ein neuerworbenes, noch etwas ängstliches Männchen bringen. Es schien sehr überrascht, Gesellschaft zu erhalten, und eine höchst sorgfältige, anfangs etwas ängstliche Beschnupperung unterrichtete es nach und nach von dem ihm bevorstehenden Glück. Sobald es den Genossen erkannt hatte, überhäufte es ihn verführerisch mit Zärtlichkeiten. Der Ankömmling bekundete anfangs mehr Furcht, als Entgegenkommen. Aber das Weibchen ließ sich nicht abweisen. Es begann zunächst, den spröden Schäfer zu belecken, drängte sich zwischen ihn und das Gitter, an dem er sich angeklammert hatte, rieb sich an ihm, umhalste ihn förmlich und leckte ihn küssend am Maule, während derselbe seinen Kopf zu verstecken suchte. Endlich riß dem Weibchen der Geduldsfaden; es packte plötzlich den Kopf des Genossen, krallte die Pfotenhand fest in das rauhsammtne Haar, zog ihn in die Höhe, legte ihm den andern Arm umhalsend in den Nacken und liebkoste ihn nunmehr so lange, bis er alle Scheu verloren zu haben und gutwillig in das Unvermeidliche sich zu fügen schien. Als das Einvernehmen endlich hergestellt war, umschlangen sich beide Thiere, förmlich sich verknäulend, und nahmen die wunderlichsten Stellungen an. Am nächsten Tage wurde das Lager noch nicht getheilt; wenige Tage später aber schliefen beide nur in innigster Umarmung zusammen. Bald begannen auch anmuthige Spiele; zur Paarung aber kam es sonderbarer Weise doch nicht. — Meint man bei dieser Schilderung selbstbeobachteter Vorgänge nicht die Geschichte von der lüsternen Potiphar und dem keuschen Joseph zu lesen?

Recht unterhaltend sind die Liebesbezeigungen des hochbeinigen Känguru. Sobald in seinem etwas schwachen Gehirn die erste Ahnung der Liebe aufgedämmert ist, bemüht es sich, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, und das verliebte Männchen macht nunmehr dem Weibchen in der sonderbarsten Weise den Hof. Es umgeht oder umhüpft den Gegenstand seiner Liebe mit verschiedenen Sprüngen, schüttelt dabei wiederholt mit dem Kopfe, folgt der sehr gleichgültig sich geberdenden Schönen auf Schritt und Tritt, beriecht sie von allen Seiten und beginnt dann den Schwanz, dieses wichtigste Werkzeug eines Kängurus, zu krabbeln und zu streicheln. Ein

günstiger Augenblick wird benutzt, um das spröde thuende Weibchen zu umarmen, worauf dieses dem Zudringlichen einen tüchtigen Schlag mit den Hinterbeinen versetzt. Nachdem dieses mehrere Male geschehen, findet endlich das Weibchen, daß es nicht Besseres thun könne, als Liebe mit Liebe zu vergelten, und so sieht man denn beide Thiere innig umschlungen nebeneinander stehen, sich beschnoppern und sich behaglich hin und her wiegen. Sobald die Umarmung beendet ist, beginnt die alte Geschichte von Neuem und endet mit einer neuen Umarmung. Das ganze Liebesspiel sieht im höchsten Grade komisch aus und erregt die Lachlust des Beschauers.

Ein ganz anderes und mehr Schrecken als Lachen erregendes Bild bieten die von gewaltigen Kräften unterstützten Liebeswerbungen und Liebeskämpfe der großen Vierfüßer oder der zu den Raubthieren zählenden Säuger. Kein Thier der Welt ist so gefährlich wie der Elephant zur Brunstzeit; Bullen, Hengste, Rennthiere, Antilopen, Eber u. s. w. bekämpfen sich zur selben Zeit auf Leben und Tod. Rivalisirende männliche Löwen gehen mitunter die fürchterlichsten Kämpfe ein, und ein junger Löwe wagt sich einem alten selten zu nähern. Von den bekannten und oft geschilderten Scenen bei den Liebeswerbungen und Liebeskämpfen des Edel- oder Rothwildes gibt Freiherr von Thüngen in der Zeitschrift „Natur (N. F. IV, Nr. 23) ein sehr ansprechendes Bild. Wenn im Anfang September die s. g. Brunsthirsche mit dröhnendem Geschrei den Brunstplatz betreten haben, so ziehen die in Rudeln von 5—12 Stück versammelten „Thiere" oder Weibchen ebenfalls diesen Plätzen zu und trachten, in der Nähe des schreienden Hirsches angekommen, mit der den Frauenzimmern eignen Koketterie oder Scham sich mehr vor demselben zu verbergen, als ihm entgegenzutrollen. Hat der Brunsthirsch das Rudel gefunden, so werden sofort die Spießer oder jungen Männchen und die geringen Hirsche vertrieben, und der Platzhirsch beträgt sich als Alleinherrscher. Hier nun, von so vielen Reizen umgeben, vermehrt sich der Begattungstrieb stündlich, aber noch immer weigern sich die spröden Schönen, wenigstens die jüngeren, oder die s. g. Schmalthiere, so daß der Platz von dem steten Umherjagen ganz kahl getreten wird. Zugleich nahen sich andere, weniger glückliche Nebenbuhler dem Platze. Kaum erblickt sie der Brunsthirsch, so entspinnt

sich ein wüthender Kampf, welcher nicht selten einem der Kämpfer das Leben kostet. Nur bei völliger Ermattung zieht sich der Besiegte zurück; der Sieger aber findet seinen Lohn in unersättlichem, immer wechselndem Genuß der Gunstbezeugungen der „Thiere", welche — wer kann es bestimmen, ob nicht mit getheilter Theilnahme — dem Kampfe zusahen. Während des Kampfes gelingt es bisweilen jüngeren Hirschen, sich heranzuschleichen und sich auf kurze Zeit in den Besitz derjenigen Rechte zu setzen, um welche die Kämpfer so hartnäckig streiten. Wenige Wochen später deckt bereits der Schnee die Fährten der Thiere, die hier der Liebe und Gewährung gelebt und gelitten haben.

Auch in dem Busen der Amphibien, Fische, Insecten und Weichthiere schlägt ein liebendes und zur Verliebtheit geneigtes Herz. „Trotzdem männliche Schlangen," sagt Darwin (a. a. O.), „so träg zu sein scheinen, sind sie doch verliebt; denn man hat schon viele um ein und dasselbe Weibchen herumkriechen sehen, ja selbst um den todten Körper eines Weibchens." Auch geben sie mancherlei Zeichen der Erregung kund, bis sie sich mit einem Weibchen geeinigt haben. In der Regel findet man die sich paarenden Schlangen innig umschlungen auf den beliebtesten Lagerstellen ruhend und im Sonnenscheine stundenlang auf derselben Stelle liegend, ohne sich zu regen. Krokodile, Alligatoren, Leguane, Chamäleons u. s. w. kämpfen zur Paarungszeit heftig und verfolgen sich mit Ingrimm; auch die Eidechsen-Männchen kämpfen aus Eifersucht mit einander und beißen sich oft die Schwänze ab. Hat ein Männchen seinen Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen, so nähert es sich, nach Glückselig's Beobachtungen, dem Weibchen in hoch aufgerichteter Stellung mit an der Wurzel bogenförmig gekrümmtem Schwanze, umgeht dasselbe und nähert sich ganz, wenn das Weibchen seine Willfährigkeit bekundet. Die Liebe des Scheltopusik (Pseudopus apus) ist nach Erber's Beobachtungen eine außerordentlich feurige; er vergißt während der Begattung Alles um sich her und läßt sich selbst durch den Fang nicht stören. Bartram (Travels through Carolina) erzählt, daß der männliche Alligator bestrebt ist, sich das Weibchen dadurch zu gewinnen, daß er in der Mitte der Lagune sich herumtummelt und brüllt. Er

benimmt sich dabei, „wie ein Indianerhäuptling, der seine Kriegstänze einstudirt.“ Bei den ungeheuren Schildkröten der Gallapagos-Inseln (Testudo nigra) bringt nach Darwin das Männchen zur Paarungszeit und zu keiner andern ein heiseres, blasendes Geräusch hervor, welches mehr als hundert Ellen weit gehört werden kann. Dümeril hat einmal zwei Schildkröten-Männchen (Testudo graeca) um den Besitz eines Weibchens mit unglaublicher Hartnäckigkeit streiten gesehen. Die gemalte Sumpfschildkröte Amerika's verliert nach Müller während der Begattung ihre gewöhnliche Vorsicht und Schüchternheit gänzlich und läßt sich leicht fangen. Das manchen Menschen so verdrießliche Quaken unsrer Teichfrösche ist ihr Liebesgesang und der Ausdruck ihrer erotischen Empfindungen. „In der Nähe von Rio de Janeiro,“ erzählt Darwin, „pflegte ich häufig am Abend dazusitzen und auf eine Anzahl kleiner Laubfrösche zu horchen, welche auf den Grasflächen in der Nähe des Wassers saßen und liebliche, zirpende Töne harmonisch erklingen ließen, welche hauptsächlich von den Männchen zur Paarungszeit ausgestoßen werden. — Der zur Familie der Molche oder Tritonen gehörige Leistenmolch wiederum (Triton helveticus) gibt seinen Gefühlen nur durch Geberden und Spiele Ausdruck, indem beide Geschlechter lustig nebeneinander schwimmen, sich gegenseitig an die Schwänze schlagen u. s. w. Gachet beobachtete, daß das paarungslustige Männchen seinen Kamm erhebt und schnell bewegt, sich hierauf mit dem Kopfe der Schnauze des Weibchens nähert und seinen Schwanz so stark krümmt, daß er die Seiten des Weibchens berührt oder schlägt.

Weit lebendiger, als das Liebesleben und Liebeswerben der trägen Amphibien, ist wiederum dasjenige der Fische, welche ihre leichte Beweglichkeit in ihrem flüssigen Element eine ähnliche Rolle spielen läßt, wie die Vögel in der Luft. Die bekannte Redensart „kalt oder lieblos wie ein Fisch“ beruht auf einer durchaus unwahren Vorstellung. Der männliche Stichling (Gasterosteus leiurus), berühmt als ein sehr geschickter Nestbauer, geberdet sich wie „närrisch vor Entzücken“, wenn das Weibchen aus seinem Versteck herauskömmt und das Nest in Augenschein nimmt, das er für dasselbe gebaut hat. „Das Männchen fliegt um das Weibchen

herum in allen Richtungen, dann zurück zu den angehäuften Materialien für den Nestbau, dann wieder zurück in einem Augenblick; und wenn das Weibchen nicht entgegenkommt, versucht das Männchen es mit seiner Schnauze zu stoßen und es mit dem Schwanze und dem Seitenstachel nach dem Neste zu treiben.“ (Warrington.) Dabei sind die wahrscheinlich in Polygamie lebenden Männchen außerordentlich kampflustig und führen Liebeskämpfe verzweifelter Art auf. Der besiegte und beschämte Fisch sucht sich und sein Unglück, während seine sonst munteren Farben erblassen, in der Mitte seiner friedfertigen Kameraden zu verbergen. — Die männliche Forelle, der männliche Lachs oder Salm sind ebenso kampflustig, wie der kleine Stichling. Die Männchen des Salms kämpfen beständig und suchen einander von den Laichstätten wegzutreiben, wobei oft der eine der Gegner getödtet wird (Buist). Dabei nehmen sie zur Paarungszeit, wie sehr viele männliche Fische, in Folge ihrer erotischen Erregung weit brillantere Farben an, wie gewöhnlich. Da die Fischweibchen ihren Laich nur in der unmittelbaren Nähe des Männchens abgeben, so werden dieselben, wie man bei den Elritzen (Cyprinus phoxinus) beobachtet hat, von den Männchen eifrig verfolgt, ohne jedoch jedem beliebigen Liebhaber sofort zu Willen zu sein. War das Weibchen bereit, seinen Laich abzugeben, so schwamm es kühn unter die Männchen hin; andernfalls trat es oft einen eiligen Rückzug an. — Sehr interessant durch seine Liebeständeleien und sein inniges Familienleben ist der neu entdeckte und von P. Carbonnier in Paris beschriebene chinesische Großflosser (Macropodus), ein prächtiger, kleiner, in den herrlichsten Farben glänzender Fisch. „Es ist unmöglich,“ erzählt Karl Vogt, „sich eine Idee von der Grazie in den Bewegungen des Männchens zu machen; die langen Flossen flattern wie Wimpel um den Körper umher oder steifen sich wie Segel. Im Zorn gegen Nebenbuhler, oder wenn das Männchen sich in seiner ganzen Schönheit der erstaunten Ehehälfte zeigen will, spreizt es alle Flossen mit leisem Zittern und schlägt mit der langen Schwanzflosse ein förmliches Rad. Die Männchen kämpfen heftig mit einander.“ — „Am Morgen des elften Tages,“ so erzählt Carbonnier selbst, „bemerkte ich nicht ohne Ueberraschung eine große Veränderung in

dem Ansehen und Betragen meiner Fische. Die Flossenränder hatten bei den Männchen eine bläulich-gelbe Färbung angenommen, die Spitze der Bauchflossen erschien safrangelb. Sie schlugen ein Rad, wie es die Pfauen und indischen Hühner zu thun pflegen, und schienen durch ihr lebendiges Wesen, ihre stoßweisen Sprünge und die Entfaltung ihrer lebhaften Farben die Aufmerksamkeit der Weibchen erregen zu wollen, welche letzteren nicht unempfindlich dagegen schienen; sie schwammen mit einer wollüstigen Langsamkeit in die Nähe der Männchen und schienen sich in ihrer Nähe zu gefallen. War das Weibchen dem Männchen nahe genug gekommen, so sah ich, wie das letztere seine Flossen ausdehnte und seinen Körper bogenförmig krümmte', worauf das senkrecht stehende Weibchen den unteren Theil seines Körpers in diesen Halbring hineinbrachte. Nun machte das Männchen, indem es seine langen Flossen bog und zusammenzog und das Weibchen an seine Seite festdrückte, wenigstens eine halbe Minute lang deutliche Anstrengungen, dasselbe umzuwerfen. Nichts Reizenderes, als die Bewegungen dieser in lebhaften Farben prangenden Thierchen, welche sich fortwährend von der Oberfläche des Wassers auf den Grund fallen ließen, dann wieder emporstiegen und ungefähr alle zehn Minuten während mehrerer Stunden ihr Geberdenspiel wiederholten. Bis Nachmittags drei Uhr hatte noch keine wirkliche Paarung stattgefunden; aber nun schienen die Eier reif geworden zu sein, und die Begattung fand statt. Das Männchen preßte das Weibchen mit größerer Kraft, stürzte es um, drückte es an sich und veranlaßte die erste Eierlage. Die Eier kamen auf diese Weise in fast unmittelbare Berührung mit dem befruchtenden Samen des Männchens."

Sehr ähnlich benimmt sich der ebenfalls zuerst von Carbonnier beobachtete indische Regenbogenfisch (Rainbow-Fish) von den Ufern des Ganges. Er gehört, wie der Großflosser, zum Geschlecht der s. g. Labyrinthici oder Labyrinth-Fische und ist einer der schönsten unter den bekannten Fischarten. Man erstaunt gradezu über den Farbenreichthum, womit die Natur dieses kleine Thier beschenkte. Gegen die Laichzeit schwimmt das Männchen unaufhörlich um das Weibchen herum, wobei es hinlänglich Sorge trägt, durch das Ausspreizen seiner schönen Flossen seinen Farben-

reichthum in das rechte Licht zu stellen. Mit seinen langen Fühlfäden berührt es dasselbe in allen Richtungen, bis das Weibchen, von seinen Liebkosungen übersättigt, die Flucht ergreift. Nun beginnt das Männchen den kunstvollen Bau seines Nestes oder Ehebettes. Ist dieses fertig, so umschwimmt das Männchen abermals das Weibchen, zeigt ihm seine Farbenpracht und berührt es von Zeit zu Zeit mit seinem Strahle, worauf dasselbe das Nest in Augenschein nimmt. Nach dieser Besichtigung nähert sich das Weibchen dem Eheherrn ohne Zögern, wendet den Kopf nach dem äußeren Theil der Schwanzflosse und dringt unter dieser vor bis zum Anfang der Fühlfäden. Darauf krümmt es sich zu einem halben Kreise. Das Männchen, welches dieselbe Haltung angenommen hat, schlängelt sich um das Weibchen, kehrt es um und drückt es stark mit seiner Seite, wodurch die ersten Eier herausgepreßt werden. Dieses Manöver wiederholt sich so oft, bis der Eierstock keine Eier mehr enthält, u. s. w.

Ueber das Liebesleben der Forellen gibt Dr. A. von Clausen in Holyoke (Massachusetts), welcher Gelegenheit hatte, in einer geschlossenen Forellen-Laich-Anstalt eingehende Beobachtungen über das Benehmen dieses Edelfisches zu machen, einen interessanten Bericht. In einer solchen Anstalt kann, wie Clausen mittheilt, jeder einigermaßen aufmerksame Beobachter vom October bis Ende Januar zu jeder Tageszeit auf das Unzweideutigste wahrnehmen, wie grade die Forellen mit äußerster Leidenschaftlichkeit lieben und hassen, und mit welch' unendlicher Sorgfalt sie für ihren Laich sorgen. Männchen und Weibchen ergehen sich in der Laichzeit in den wunderlichsten, interessantesten Schwimmkunststücken und umschwärmen sich in eleganten Wendungen und Schwingungen, welche man zu keiner andern, als gerade zur Laichzeit beobachten kann. Dieses reizende Spiel wird jedoch oft und jedesmal dann unterbrochen, wenn ein dritter Fisch einem solchen Paare zu nahe kommt. Wie ein zuckender Blitz schießt bald das Männchen, bald das Weibchen auf den „Unberufenen" los und jagt ihn mit einem heftigen Anprall oder mittelst des furchtbaren Gebisses in die Flucht. Meist jedoch nimmt das Männchen den Kampf auf, während das Weibchen zuschaut. Dann bereitet das letztere sein „Laichbett", während das

erstere als schützende Schildwache davor steht und jeden, der sich zu nahe an das Heiligthum heranwagt, mit Heftigkeit angreift. Geschieht es in einem unbewachten Augenblick, daß ein fremder Eindringling den Eingang forcirt, so wird er in der Regel durch die vereinten Anstrengungen des rückgekehrten Männchens und Weibchens arg zerzaust oder verwundet wieder hinausgeworfen. Solch' ein erbitterter Kampf zwischen drei Forellen ist selbst für den praktischen Fischzüchter ein aufregender Sport. Man sieht oft, daß die Forelle ihr äußerst scharfes Gebiß tief und fest in das zarte Fleisch des Nebenbuhlers einschlägt und denselben für eine geraume Zeit unter sich festhält, genau so, wie dies kämpfende Bulldoggen, Gänse, Schwäne u. s. w. unter einander zu thun pflegen. Selten sieht man daher zur Laichzeit unverletzte Männchen; sie tragen große, offene, blutig-rothe Wunden am Rücken und in der Kiemengegend. Auch die Weibchen sind häufig verwundet. Uebrigens ist nach Clausen bei manchen andern Fischarten die Geschlechtsliebe, sowie die Liebe und Sorge für ihren Laich noch viel lebhafter und unzweideutiger entwickelt, als bei den Forellen.

Daß auch bei den Insecten die Geschlechter sich einander den Hof machen, wurde schon bei der Schilderung der Koketterie des Sminthurus luteus gezeigt. Weiter erwähnt Darwin, daß die männliche Wanderheuschrecke Rußlands, während sie sich mit dem Weibchen paart, aus Aerger oder Eifersucht ein Geräusch hervorbringt, sobald sich ein anderes Männchen nähert; und daß die Katy-did-Heuschrecke in Nordamerika (Platophyllum concavum) ihre rivalisirenden Laute die ganze Nacht hindurch erklingen läßt. Von der europäischen Feldgrille hat man beobachtet, daß sich das Männchen am Abend vor den Eingang seiner Höhle stellt und seine Stimme erhebt, bis sich ein Weibchen nähert; hierauf erfolgt ein leises Geräusch, während der erfolgreiche Musiker mit seinen Antennen den neugewonnenen Genossen liebkost. Bei Cerceris, einem wespenähnlichen Insect, finden „häufig Kämpfe zwischen den Männchen um den Besitz eines besonderen Weibchens statt, welches als ein dem Anscheine nach unbetheiligter Zuschauer daneben sitzt und, wenn der Kampf entschieden ist, mit dem Sieger davonfliegt." (Fabre.) Wallace sah zwei Männchen einer Käfer-Art (Lepido-

rhynchus angustatus) heftig um ein dabei sitzendes Weibchen kämpfen. „Sie stießen einander mit ihren Rüsseln, kratzten und schlugen sich offenbar in der größten Wuth." Auch die Männchen des gemeinen Hirschkäfers (Lucanus cervus) kämpfen heftig um die Weibchen; dasselbe hat man bei mehreren andren Käfer-Arten beobachtet. Ebenso sieht man die Männchen der Schmetterlinge zuweilen mit einander kämpfen, zu mehreren um dasselbe Weibchen herumjagen oder sich um dasselbe versammeln. — Sogar noch tiefer herab in der Thier-Reihe fehlt es nicht an deutlichen Zeichen gegenseitiger, liebender Erregung der Geschlechter. „Wer jemals das Liebestreiben der Schnecken beobachtet hat," sagt Agassiz, „wird nicht die Kunst der Verführung in Abrede stellen, welche diese Hermaphroditen in ihren Manieren und Bewegungen entwickeln, welche der Paarung vorausgehen und sie vollenden." —

Der Liebeswerbung folgt zunächst die Gatten-Wahl. Dieselbe ist durchaus nicht, wie bereits bei dem Liebeswettkampfe der Vögel einigemal hervorgehoben wurde, nur Sache des Zufalls oder des rohen thierischen Triebs, sondern in sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen Folge von Ueberlegung, Geschmack, persönlicher Neigung, plötzlicher Verliebtheit u. s. w. — also geradeso wie bei den Menschen auch, obgleich auch bei diesen der Zufall oder der thierische Trieb keine kleine Rolle in dieser wichtigen Angelegenheit spielen. Schon der im Vorhergehenden sichergestellte Umstand, daß die männlichen Thiere durch Muth oder körperliche Kraft oder durch Entfaltung äußerer Reize (wie schöne Farben, schönes Gefieder u. s. w.) oder durch gewandte Geberden, Gaukeleien, Tänze oder durch Schmeichelei, oder durch Gesang, Lockruf und sonstige Töne, oder durch Darbringung von Schätzen (wie der Laubenvogel) u. s. w. um die Gunst der Weibchen buhlen, ist genügend, um zu beweisen, daß die letzteren in der That eine Wahl ausüben; denn zu welchem Zwecke sollten sonst alle diese Werbungen angestellt oder diese Huldigungen dargebracht werden? Auch ist das Hagestolzen- oder Einsiedler-Leben oder das Junggesellenthum vieler männlichen Thiere ein deutlicher Beweis dafür, daß es immer eine Anzahl unglücklicher, von dem weiblichen Theil der Gesellschaft Verschmähter und Ausgeschlossener gibt. Ja es kommt

sogar vor, daß Thiere verschiedener Arten sich in einander verlieben und Bastarde zeugen. So erzählt Maggillivray, daß eine männliche Amsel und eine weibliche Drossel „sich in einander verliebten und Nachkommen erzeugten.“ (Angeführt bei Darwin a. a. O. II. S. 99) Brehm hat gesehen, daß Storch und Pelikan sich eheliche Liebkosungen erwiesen. Bastarde zwischen Birkhuhn und Fasan sind in England häufig beobachtet worden. Waterton erzählt, daß unter einer Heerde von dreiundzwanzig Canada-Gänsen sich ein Weibchen mit einem einzeln lebenden Bernikel-Gänserich paarte, trotz großer körperlicher Verschiedenheit; sie brachten hybride Nachkommen hervor. Eine Pfeifente paarte sich mit einer Spießente. Lloyd beschreibt die merkwürdige Anhänglichkeit zwischen einer männlichen Brandente und einer gemeinen Ente, u. s. w. u. s. w. Herr W. D. Fox theilte Herrn Darwin mit, daß er einmal gleichzeitig ein Paar chinesische Gänse und einen gemeinen Gänserich mit drei Gänsen besaß. Die beiden Gruppen lebten gänzlich getrennt von einander, bis der chinesische Gänserich eine der gemeinen Gänse verführte, mit ihm zu leben. Später erwiesen sich die meisten Jungen der gemeinen Gänse als Bastarde, so daß der chinesische Gänserich offenbar ein bevorzugter Liebling Aller gewesen war. — Eine dem nicht ganz unähnliche Geschichte, welche das Vorhandensein individueller Zuneigung bei Gänsen beweist, ist dem Verfasser von Herrn J. Seitz in Burtenbach bei Augsburg unter dem 20. November 1875 mitgetheilt worden: „Meine Mutter hielt sich ein Paar Gänse (Gänsinnen), ebenso unsre Nachbarin, welche aber auch einen Gänserich darunter hatte. Dieser Gänserich nun schien mit dem ihm zugetheilten Harem nicht recht zufrieden zu sein, da er sich mehr zu unsern Gänsinnen hielt, als zu den seinigen. In Folge dessen kam er alle Morgen mit Geschrei und Geschnatter vor unsre Stallthüre und wartete, bis diese sich öffnete, und die Erwarteten ihm entgegen schnatterten. Eines Morgens nun, als meine Mutter unsern Gänsen ihr Frühfutter vorstreute, wollte unser Herr Galan auch daran Theil nehmen, wurde aber von meiner Mutter verjagt und beiseite getrieben. Eine unsrer Gänsinnen nun, welche eine besonders zarte Neigung zu ihrem Herrn Nachbar zu haben schien, nahm nun von Zeit zu Zeit hastig Futter (Kartoffel-

schnitzel) in ihren Schnabel und trug es ihrem betrübt dreinsehenden Buhlen vor die Füße, welches dieser denn auch mit größtem Appetit verzehrte."

Herr Hewitt (bei Darwin) führt an, daß eine in der Gefangenschaft auferzogene Wildente, „nachdem sie ein paar Jahre mit ihrem eignen Enterich gebrütet hatte, sich auf einmal desselben entledigte, nachdem eine männliche Spießente auf das Wasser gebracht worden war. Es war offenbar ein Fall von Verliebtwerden auf den ersten Blick! Denn das Weibchen schwamm um den Ankömmling liebkosend herum, trotzdem dieser offenbar beunruhigt und von ihren Liebkosungen unangenehm berührt schien. Von dieser Stunde an vergaß das Weibchen seinen alten Genossen. Der Winter zog vorüber, und im nächsten Frühjahr schien der Spieß-Enterich umgestimmt; denn sie nisteten zusammen und brachten mehrere Junge hervor. Als Herr James Weir einen weiblichen Canarienvogel in eine Volière mit vielen männlichen Vögeln brachte, zweifelte dasselbe keinen Augenblick, wen es zum Gatten wählen solle; ein Grünfinke gewann sofort den Preis.

Wem fällt bei Erzählung dieser Fälle nicht das bekannte Wort der Phöbe in Sheakespeare's „Wie es Euch gefällt" ein:

„O Schäfer, nun kommt mir dein Spruch zurück:
„Wer liebte je, und nicht beim ersten Blick?"

Auch Fischer (a. a. O.) ist der bestimmten Ansicht, daß die Vögel sich ihre Gatten beiderseitig wählen. „Es trifft sich, sagt er, nicht selten der Fall, daß von zwei in der Nähe lebenden Vogelpaaren von dem einen das Männchen, von dem andern das Weibchen umkömmt. Was wäre natürlicher, als daß beide Ueberlebenden sich zusammenfinden? In der That geschieht dieses bisweilen, wenn Beide wollen. Aber ebenso oft oder sogar meistens wollen sie nicht, oder will der eine Theil nicht, und man sucht lieber das Weite, als daß man eine Heirath wider Geschmack schließt. Wo aber der Geschmack stimmt, wie rasch wird da oft die Entscheidung getroffen! Ein flüchtiges Vorüberhuschen, ein Ruf, eine Antwort gefällt oder gefällt nicht, je nachdem, und entscheidet für Vereinigung oder Trennung."

Audubon, welcher ein ganzes Leben hindurch in den Wäldern Nordamerikas die Vögel beobachtet hat, zweifelt nicht daran, daß das Vogelweib mit Ueberlegung seinen Gatten sich wählt. So spricht er vom Specht und erzählt, daß das Weibchen von einem halben Dutzend munterer Liebhaber verfolgt sei, welche beständig sonderbare Geberden aufführen, „bis dem einen in einer ausgesprochenen Weise der Vorzug gegeben wird". Und weiter: „Sobald das Weibchen des Ziegenmelkers seine Wahl getroffen hat, werden die andern Männchen fortgetrieben." Bei einer der Geyer-Arten der Vereinigten Staaten (Cathartes aura) versammeln sich ganze Gesellschaften von Männchen und Weibchen auf umgestürzten Baumstämmen und „zeigen das stärkste Verlangen, sich gegenseitig zu gefallen"; nach vielen Liebkosungen führt jedes seine Geliebte hinweg. Aehnliches beobachtete Audubon auch von den wilden Heerden der Canada-Gänse (Anser canadensis), welche sich unter vielen Liebesgeberden und Koketterien stundenlang streiten, bis jedes eine Wahl getroffen hat. Je älter die Vögel waren, um so kürzer waren die Präliminarien ihrer Brautwerbung; die Junggesellen und alten Jungfern aber traten ruhig zur Seite und legten sich in einiger Entfernung von den Paaren nieder.

„Weibliche Tauben," sagt Darwin, „empfinden gelegentlich eine starke Antipathie gegen gewisse Männchen, und zwar ohne irgend nachweisbare Ursache." Keine Anstrengung der Taubenzüchter kann in einem solchen Falle den Widerstand der eigensinnigen Schönen brechen. Andererseits beobachtet man oft, daß eine weibliche Taube gelegentlich eine starke Liebhaberei für ein besonderes Männchen an den Tag legt und ihren eignen Gatten deßhalb verläßt, wie denn überhaupt ein besonderer Grad von Verliebtheit und Neigung zu Untreue bei einzelnen Individuen beobachtet wird. Heron hat beobachtet, daß die Pfauhennen häufig eine große Vorliebe für einen besonderen Pfauhahn haben und einem solchen auf jede mögliche Weise den Hof machen.

Das Weibchen übt übrigens nicht immer bloß eine Wahl aus, sondern es umwirbt auch in einigen Fällen das Männchen oder kämpft sogar um dessen Besitz. Bei den Pfauen sollen nach Heron die ersten Annäherungen stets vom Weibchen ausgehen. Ein Gleiches

findet nach Audubon bei den älteren Männchen des wilden Truthuhns statt; deßgleichen beim Auerhuhn, wo die Weibchen um den Hahn herumkokettiren, wenn er auf einem der Versammlungsplätze herumstolzirt. J. Weir brachte ein dunkel gefärbtes und häßliches Gimpel-Weibchen in seine Volière, und unmittelbar darauf griff dieses ein andres, gepaartes Weibchen so erbarmungslos und mit solchem Erfolg an, daß es dasselbe aus seinen Rechten verdrängte und sich mit dem Männchen paarte. Aber als nach einiger Zeit das frühere Weibchen wieder herbeigebracht wurde, kehrte alsbald der verführte Gatte zu seiner rechtmäßigen Hälfte zurück. Bei den indischen Streitlaufhühnchen (Turnices), wo die Weibchen beträchtlich größer und stärker sind, als die Männchen, kämpfen die ersteren ebenso um die Männchen, wie die letzteren bei den meisten übrigen Vögeln um die Weibchen.

Was in solchen Fällen die Männchen betrifft, so sind dieselben in der Regel so gierig, daß sie jedes um sie werbende Weibchen annehmen. Aber nicht immer ist dieses der Fall; und es kommen überall Ausnahmen vor. Von dem stolzen Haushahn weiß man, daß er jüngere Hennen den älteren vorzieht, während umgekehrt der männliche Fasan bei Paarung mit gemeinen Hennen den älteren Vögeln den Vorzug gibt. Gegen gewisse Hennen zeigt er weiter ohne bestimmte Ursache die entschiedenste Aversion. Manche Hennen sind für Männchen ihrer eignen Art so ohne jede Anziehungskraft, daß sich oft nicht eine unter vierzig oder fünfzig als fruchtbar erweist (Hewitt). Andrerseits werden bei der langschwänzigen Ente (Harelda glacialis) gewisse Weibchen von den Entrichen mehr umworben, als andre. „Es ist sicher," sagt Darwin als Resumé aus seinen Untersuchungen, „daß Weibchen gelegentlich aus unbekannten Ursachen die stärkste Antipathie und gewisse Vorliebe für gewisse Männchen zeigen, und daß das Paaren der Vögel nicht dem Zufall überlassen ist, sondern daß diejenigen Männchen, welche in Folge ihrer verschiedenen Reize am besten im Stande sind, den Weibchen zu gefallen oder dieselben zu reizen, unter gewöhnlichen Umständen von denselben angenommen werden."

Andrerseits haben wir gesehen, daß auch die Weibchen bei der Wahl des Männchens bisweilen die Initiative ergreifen, und daß

daher die freie oder selbstständige Liebeswahl des weiblichen Theiles der Gesellschaft, welche bis jetzt für die menschlichen Frauen ein unerreichter Wunsch geblieben ist, unter den Thieren längst eingeführt ist.

Daß die Gattenwahl und das Verliebtwerden einzelner Individuen in einander bei den übrigen Thieren, insbesondere den Säugethieren, in ähnlicher Weise vor sich geht, wie bei den Vögeln, kann mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden. „Manche Hündinnen,“ sagt Mayhew, „sind geneigt, sich mit bleibender Leidenschaft an irgend einen niederen Köter wegzuwerfen. Werden sie mit einem Gefährten niedern Ansehens erzogen, so entsteht häufig zwischen dem Paare eine Hingebung, welche keine Zeit später wieder beseitigen kann. Die Leidenschaft erhält eine mehr als romantische Dauerhaftigkeit.“ Blaine führt an, daß sein eigner weiblicher Mops einem Jagdhunde so attachirt wurde, und ein weiblicher Jagdhund einem Köter, daß sie in beiden Fällen nicht mit einem Hunde ihrer eignen Rasse sich vereinigen wollten, bis mehrere Wochen verstrichen waren. Darwin führt zwei Fälle an, in denen ein weiblicher Wasserhund und ein Jagdhund in Pinscher verliebt wurden. Nach Cupples faßte ein werthvoller, ungemein intelligenter weiblicher Pinscher eine solche Zuneigung zu einem Wasserhund, daß er von ihm entfernt und zuletzt dauernd getrennt werden mußte, worauf der Pinscher nie einen andern Hund annahm und zum Bedauern seines Besitzers ohne Junge blieb. Also ganz so wie eine betrübte Wittwe, welche aus Liebe zu ihrem verstorbenen Gatten jede weitere Ehe ausschlägt! Ueberhaupt wird die individuelle Zuneigung der Hunde gegen einander durch mannichfache Umstände, welche auch die menschliche Wahl beeinflussen, wie Größe, Schönheit, Farbe, Charakter, frühere Bekanntschaft u. s. w., bestimmt und beeinflußt. Herr Cupples besaß einen weiblichen Hirschhund, der eine ausgesprochene Vorliebe für den schönsten und größten, wenn auch nicht gierigsten unter vier männlichen Hirschhunden, welche mit ihm lebten, zeigte. Auch hat er beobachtet, daß das Weibchen allgemein einen Hund begünstigt, mit dem es sich einmal verbunden hat und den es kennt, während die männlichen Hunde meistens nicht so wählerisch sind. Dieselben Beobachtungen hat Herr Barr an Bluthunden,

deren er viele gezüchtet hat, gemacht. Gleiches ist bei Pferden, Rindern, Sauen gesehen worden. Manche Hengste und Bullen halten sich mit Vernachlässigung aller andern an eine bestimmte Stute oder Kuh, während letztere bisweilen bestimmte Annäherungen zurückweisen, andre annehmen. Ein Geistlicher, welcher viele Schweine gezüchtet hat, versicherte Herrn Darwin, daß Sauen häufig einen Eber zurückweisen und unmittelbar darauf einen andern annehmen. Weibliche Rennthiere wählen die größeren und stärkeren Männchen und fliehen zu ihnen vor den jüngeren, u. s. w. u. s. w. Weitere verwandte Beispiele werden bei der Besprechung der Ehe und des Ehelebens der Thiere eine Stelle finden; doch mag hier noch kurz die Geschichte eines ebenso verliebten, wie schlauen Hundes mitgetheilt werden, welche der Verfasser der Güte des Herrn Albertshauser aus Zürich verdankt. (laut Schreiben vom 5. Dec. 1875.) Derselbe besaß einen schwarzen italienischen Pudel, der sich neben seiner Schönheit und Schlauheit durch außerordentliche Verliebtheit auszeichnete. Um dieser Leidenschaft fröhnen zu können, griff er nach den raffinirtesten Mitteln. Er grub sich nach dem Nachbarhause unter einer beide Häuser trennenden Plankenwand durch, weil er die Bemerkung gemacht hatte, daß dieses Haus Morgens um zwei Stunden früher geöffnet wurde, als sein eignes, um möglichst früh die Straße erreichen oder umgekehrt ohne Aufsehen nach Hause gelangen zu können. Hatte er sich Abends bei seinen Liebes-Abenteuern verspätet, so kam er um vier Uhr früh durch die Nachbarsthüre und schlief dann auf seinem Lagerplatz bis sieben oder acht Uhr mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als ob er die ganze Nacht zu Hause gewesen sei. Den Eigenthümer einer Hündin, welche er liebte, überhäufte er förmlich mit Schmeicheleien, um sich Zutritt in dessen Haus zu verschaffen. In einer kleinen, eine Stunde weit entfernten Ortschaft, welche er in Begleitung seines Herrn, der dort einen Freund besaß, öfters besuchte, hatte er ein Verhältniß mit einer Dulcinea angeknüpft, wurde aber, als er sie eines Tages nach Hause begleitete, nicht in das Haus zugelassen. Nun ging er in alle drei Gasthöfe des Ortes, um den Freund seines Herrn aufzusuchen, fand ihn, ging mit ihm nach Hause, schlief in dessen Zimmer und verlangte Morgens um vier Uhr hinausgelassen zu

werden, um den Abends fehlgeschlagenen Versuch zu erneuern. Auch eine Hündin in einem eine Stunde entfernt gelegenen Bauernhofe wurde von ihm öfter mit Besuchen beehrt. Dieselbe wurde eines Tages während seiner Abwesenheit erschossen. Sein Schmerz über den Verlust war grenzenlos. Er suchte sie winselnd und heulend durch das ganze Haus, bis er endlich die Stelle fand, wo seine Flamme ermordet worden war. Von da verfolgte er ihre Spur bis zu ihrem Grabe, welches ein paar hundert Schritte entfernt im Walde lag, und versuchte dort mit seinen Vorderpfoten das frische Grab aufzuwühlen, bis er vertrieben wurde. Also eine Liebe über das Grab hinaus! oder ein thierischer Hamlet, der seiner Ophelia in das Grab nachspringt!!

Derselbe Hund weinte und knurrte im Schlaf, wie Herr A. weiter mittheilt, oder weinte und verbarg sich, wenn er einen ihm unbequemen Gang mit seinem Herrn machen sollte, während er umgekehrt, wenn er in der Frühe Lusten hatte, einen Spaziergang zu machen, seinem Herrn Stiefel, Kleidungsstücke u. s. w. vor das Bett trug. Auch hatte er die Gewohnheit, welche viele Hunde haben, das Uebermaaß seines Fraßes, welches er augenblicklich nicht genießen konnte, für spätere Zeit in der Erde zu vergraben. —

Der Gattenwahl folgt die Ehe und das Eheleben der Thiere, welches, wenn auch nicht, wie bei den Menschen, von Priestershand geheiligt, doch an Innigkeit der Empfindung, an Gatten- und Kindesliebe, wie überhaupt an allen ehelichen Tugenden hinter dem des Menschen kaum zurücksteht. Freilich steht es hinter demselben auch nicht zurück an ehelichem Zwist und Streit, an Untreue, Ehebruch und stellenweiser Sittenlosigkeit, an Haß, Kampf, Eifersucht und Nebenbuhlerschaft. Doch überwiegt im Allgemeinen das Glück der Ehe und der in derselben gegenseitig entwickelten oder gepflegten Liebe weit das durch solche Untugenden erzeugte Böse. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Thier-Ehe keineswegs eine bloß zu geschlechtlichen Zwecken geschlossene Vereinigung ist, sondern daß es, wie sich W. Wundt ausdrückt, „ein gewisses sittliches Gefühl ist, welches dieselbe zusammenhält". Denn die bloß geschlechtlichen Zwecke könnten auch ebensowohl außerhalb der Ehe erreicht werden. „So ist," sagt Wundt, „die Thierehe

durchaus das Vorbild der menschlichen Ehe und in jeder Beziehung eine Vorstufe derselben. Die Bande zwischen Eltern und Kindern zerreißen zwar gänzlich (?) nach dem Selbstständigwerden der letzteren; aber bei den Wilden Südamerikas und Neuhollands ist dies nicht anders."

An erster Stelle steht auch hier wieder das durch so viele mit der Liebe zusammenhängende Tugenden ausgezeichnete Geschlecht der Vögel, und kann die Vogel-Ehe (wenigstens die monogamische), wie schon früher erwähnt, gradezu als Ideal oder Vorbild der Thier-Ehe überhaupt angesehen oder aufgestellt werden. Brehm nennt die Vogelehe die treueste aller Ehen, welche nur der Tod scheiden kann, glücklich und untadelhaft und für die Menschen nachahmungswerth. „Mögen die Gatten altern, wie sie wollen, ihre Liebe altert nicht mit ihnen, sondern bleibt ewig jung und schöpft in jedem Frühjahr neues Oel, die Flamme zu nähren; die Zärtlichkeit beider Gatten bleibt sich auch während der längsten Ehe gleich, u. s. w. Kurz, die Ehen der Vögel sind die treuesten und angenehmsten, welche es gibt." Die meisten Vögel leben in geschlossener Ehe auf Lebenszeit, und nur verhältnißmäßig wenige von ihnen in Vielweiberei (einige auch in Vielmännerei). Das Pärchen, welches sich einmal vereinigte, hält während des ganzen Lebens treuinnig zusammen, und nur ausnahmsweise geschieht es, daß einer der Gatten, von heftiger Brunst ergriffen, die Gesetze einer geschlossenen Ehe mißachtet, obgleich fortwährend eine Anzahl eheloser Männchen umherstreift und die treuen Ehegattinnen zu verführen sucht. In der Regel aber bekommen solche Versuche den Versuchern schlecht, wenn der rechtmäßige Ehegatte auf seiner Hut ist. Schon die bloße Nähe eines fremden Männchens reicht oft hin, um den ganzen Zorn des Ehegatten zu erwecken und thätlich werden zu lassen. Müller (a. a. O.) erzählt in dieser Beziehung folgende nette Beobachtung: „In der Nähe meines Hauses stand ein alter, hoher Apfelbaum; über denselben hinaus ragte eine Stange, auf welcher ein starkleibiger alter Staaren-Vater schon seit mehreren Jahren die Lenzgefühle seines ewig jungen Herzens der auserwählten Gattin offenbart hatte, theils in der Ferne von gravitätischen Bücklingen oder leidenschaftlichen Tänzen, theils im Vortrag von Potpourri's, die bewiesen, wie sehr

er es verstand, seinen Nachbarn und selbst entfernteren Bekannten die Zauberkünste melodiöser Strophen zu stehlen und seiner Gattin als seine eignen genialen Compositionen vorzutragen. An der süd-westlichen Wand des Hauses saß auf dem Stäbchen eines Kastens ein jüngeres Männchen. Eben hob es den Kopf hoch, warf einen flüchtigen Blick in das Innere des Kastens und huschte hinein. Pfeilschnell schoß der alte Staar vom Baume nieder, berührte kaum das Stäbchen des fremden Kastens und kroch im Nu in denselben hinein. Jetzt begann ein wüthender Kampf unter fortwährendem Poltern und Kratzen — — Nach fünf Minuten erschien von Innen ein Staarenschnabel, langsam schob der Kopf sich nach, mühselig der ganze Körper, und nur das linke Bein ward drinnen noch festgehalten, so daß der Vogel schwebend am Loche hing. Plötzlich wurde er frei, und hoch in der Luft wirbelte der Mißhandelte, Uebelzugerichtete und, wie es schien, Betäubte. Nichts blieb zurück, als ein Plunder Federn, die in der Luft umherflogen. Für die ganze Saison wagte es der in die Flucht Geschlagene nicht mehr, Colonisations-Versuche in der Nähe seines starken Feindes zu machen. Der alte Graukopf aber schlüpfte bedächtig und gemüthlich aus dem fremden Loch, schüttelte den Staub von den Füßen, ordnete sein verwirrtes Gefieder und schwebte siegestrunken zurück zu seinem harmlosen Weibchen."

Manche Vögel halten zum Zweck der Verehelichung oder Paarung, wie dies ebenfalls bereits vorübergehend Erwähnung fand, förmliche Versammlungen, in denen der Bund auf Lebenszeit in gemeinschaftlicher Verständigung geschlossen wird. So berichtet Darwin von der „großen Elsternhochzeit", zu welcher sich die gemeine Elster (Corvus pica) aus allen Theilen des Delamere-Waldes alljährlich im Frühjahr an besonderen Orten zu versammeln pflegt. Man sieht die Vögel in Haufen eifrig schwatzend, zuweilen kämpfend und geschäftig zwischen den Bäumen hin- und herfliegend. Als sie sich trennten, bemerkte man, daß sie sich Alle gepaart hatten.

Die eheliche Liebe der Haustauben ist bekanntlich sprüchwörtlich geworden; und ein sich schnäbelndes Taubenpaar gilt von je als Symbol ehelicher Treue und idyllischer Liebe. „Allein wie weit," sagt Schomburgk, „bleibt ein solches Paar in seiner Zärtlichkeit

hinter derjenigen der s. g. Zwerg- oder Sperlings-Papageien zurück! Hier herrscht die vollkommenste Harmonie zwischen dem beiderseitigen Wollen und Thun. Frißt das Eine, so thut es auch das Andre, badet sich Dieses, so begleitet es Jenes; schreit das Männchen, so stimmt das Weibchen unmittelbar ein. Wird dieses krank, so füttert es jenes; und wenn noch so viele Vögel auf einem Baume versammelt sind, so werden doch niemals die zusammengehörigen Pärchen sich trennen." Man hat daher diesen zierlichen und liebenswürdigen Vögeln mit Recht den Namen der Inseparables oder „Unzertrennlichen" gegeben und behauptet, daß der eine Ehegatte den Tod des andern selten überlebe. „Man kann," sagt Brehm, „schwerlich etwas Ansprechenderes sehen, als die tiefinnige, langwährende Vereinigung der Geschlechter, das Kosen vorher, die geschickte Stellung während des Paarens selbst, das glühende Begehren des Männchens, das hingebende Sichselbstvergessen des Weibchens, die Freudigkeit nach vollzogener Vereinigung, die zärtliche Dankbarkeit des einen Gatten gegen den andern," u. s. w. Bonnet erzählt, daß, nachdem er ein solches Paar vier Jahre lang ernährt hatte, das Weibchen in Altersschwäche verfiel und nicht mehr zum Troge kommen konnte. Es wurde nun vom Männchen gefüttert, und als es schwächer wurde und nicht mehr auf die Sprosse kommen konnte, von demselben mit Anstrengung aller Kräfte heraufgezogen. Als es endlich starb, lief das Männchen mit großer Unruhe hin und her, versuchte ihm Nahrung beizubringen, blickte es zuweilen still an, gab ein klägliches Geschrei von sich und starb nach einigen Monaten. Ein Gleiches oder Aehnliches hat man übrigens bei allen s. g. Gesellschafts-Vögeln beobachtet, welche den Tod ihres Ehegenossen selten überleben; hin und wieder auch bei andern Vögeln, so z. B. bei dem südamerikanischen Sumpfvogel Kamichi (Palamedea cornuta). Brehm führt sogar ein Beispiel an, daß sich ein Uhu-Weibchen zu Tode grämte, als sein Gatte und langjähriger Genosse starb. Am nächsten kommt indessen in ehelicher Liebe dem Zwergpapagei der jetzt in Europa so viel gezüchtete, zierliche, in prachtvoll grasgrünem Kleid schillernde Wellensittich oder Wellenpapagei (Melopsittacus undulatus), welcher in seiner Heimath (Australien) ebenfalls in großen Gesellschaften lebt,

ohne daß sich die einzelnen Pärchen jemals verlassen oder verlieren. Auch sind diese Pärchen, eben ihres treuinnigen Zusammenhanges wegen, leicht als solche zu erkennen. „Die Beobachtung ihres Treibens und Lebens, ihrer Sitten und Gewohnheiten,“ sagt Brehm, „ist eine unversiegliche Quelle von Vergnügen und Genuß. Während der Paarungszeit wird eigentlich ihre ganze Liebenswürdigkeit erst kund und offenbar. „Das Männchen,“ sagt Devon, „ist ein Muster von einem Gatten, wie das Weibchen das Muster einer Mutter ist. Jenes beschäftigt sich ausschließlich mit seinem erwählten und nie mit einem andern Weibchen, welches etwa zugleich in demselben Raum sein möge; es ist stets eifrig, aufmerksam, glühend, ja sogar sinnlich gegen sein Weibchen. Auf einem Zweige vor der Oeffnung des Nestes sitzend, singt er ihr seine schönsten Lieder vor, und während sie brütet, atzt er sie mit ebensoviel Eifer wie Vergnügen. Er ist niemals traurig, still oder schläfrig, wie so viele andre Papageien, sondern immer heiter und liebenswürdig.“ Das gegenseitige Benehmen beider Gatten ist das anmuthigste, was man sehen kann. Jeder beeifert sich in ersichtlicher Weise, dem andern zu Gefallen zu leben, insbesondere das werbende Männchen zeigt sich dem selten versagenden Weibchen gegenüber äußerst liebenswürdig. Die Vereinigung selbst erinnert in ihrer Innigkeit an das Märchen der Alten von der Leda und dem Schwan.“ — Freilich kommt einer so großen Liebe auch die Eifersucht dieser Vögel gleich. Neubert, welcher zwei Paare derselben besaß, verlor beide Männchen und erhielt erst nach geraumer Zeit Ersatz für eines von ihnen. Als das neue Männchen in den Bauer zu den beiden Wittwen gebracht wurde, welche sich bis dahin sehr gut vertragen hatten, erwachte deren Eifersucht; die nicht bevorzugte Wittwe wurde fast rasend, fuhr auf die beglückte Braut los, hing sich ihr an den Schwanz und riß ihr die Federn aus. Sie mußte getrennt und einem andern Bräutigam angetraut werden, mit dem sie aber — eine seltene Ausnahme — ein sehr mürrisches Leben führte, offenbar weil sie den ersten, ihr vor der Nase weggenommenen Bräutigam nicht vergessen konnte. Uebrigens zeigen fast alle Papageien eine kaum minder große eheliche Liebe und Zärtlichkeit. Alle Gatten leben in strenger Ehe auf Lebenszeit, verlassen sich in der Paarungszeit keinen Augenblick,

thun Alles gemeinschaftlich und überhäufen sich gegenseitig mit Zärtlichkeiten. „Die Zärtlichkeit, welche der Paarung der Kakadus vorhergeht," schreibt Linden, „ist auffallend. Beide umhalsen sich gegenseitig, umschlingen sich förmlich mit den Flügeln und küssen sich wie zwei Verliebte." — Der Gatte eines Arara-Weibchens, welches im April 1788 in der Nähe von Paraguay geschossen worden war, erzählt Azara, folgte dem Jäger bis in sein mitten in der Hauptstadt gelegenes Haus, stürzte sich dort auf seinen todten Genossen, verweilte daselbst mehrere Tage und ließ sich schließlich mit Händen greifen. Auch ist es eine in Brasilien bekannte und von den Jägern benutzte Thatsache, daß die überlebenden Gatten geschossener Araras ganz nahe an den Jäger herankommen und durch ihr Geschrei auch andre Gefährten herbeilocken. — Eine reizende Schilderung gibt Audubon von der Gattenliebe der Colibri's. „Ich wünschte," sagt er, „daß ich auch Andere des Vergnügens theilhaftig machen könnte, zu sehen, wie diese lieblichen Geschöpfe sich gegenseitig ihre Liebe erklären," und schließt mit den Worten: „— doch diese Proben der Zärtlichkeit, Treue und des Muthes, welche das Männchen vor den Augen der Gattin an den Tag legt, die Sorgfalt, welche es ihr beweist, während es auf dem Neste sitzt, kann man wohl sehen, nicht aber beschreiben." — Auch unter unsern europäischen Vögeln fehlt es nicht an solchen, welche durch Gattenliebe und eheliche Tugenden sich mit Papageien und Colibri's messen dürfen. Bei der Bartmeise (Parus biarmicus) sind Männchen und Weibchen, welche man in Käfigen immer zusammenhalten muß, unzertrennlich und rufen sich einander beständig, sobald sich das eine nur eine Minute lang von dem andern entfernt. Auch liebkosen sich beide Gatten auf jede nur denkbare Weise, durch welche ein Vogel seine Liebe ausdrücken kann. Eng aneinander gelehnt ruhen sie. Dabei sucht das Männchen seine Gefährtin noch enger an sich zu ziehen, indem es sie mit einer Schwinge, soweit es damit reichen kann, bedeckt und umfaßt. — Ebenso treu halten die Paare des gegen andre Vögel sehr ungeselligen Haubentauchers (Podiceps cristatus) zusammen. Die beiden Gatten trennen sich fast nie, und jeder Beobachter kann bemerken, wie zärtlich sie sich lieben. Wenn sich der eine entfernt, ruft ihm der andre sehn-

süchtig so lange zu, bis er ihn wieder bei sich hat. — Sprüchwörtlich ist das innige Liebes-Verhältniß des Singschwans (Cygnus musicus), welcher Zeitlebens in streng geschlossener Ehe lebt. Die Gatten ziehen im October und November mit einander aus ihrer Heimath, wandern zusammen in die Fremde, verleben dort in inniger Gemeinschaft den Winter und kehren im Frühjahr vereinigt wieder heim. Sie lieben die Einsamkeit und dulden kein andres Paar in ihrem Gebiet. Zur Belustigung der Gattin zeigt sich das Männchen in seiner Schönheit, entfaltet alle seine Schwimmkünste und nimmt die anmuthigsten Stellungen an. — Von einem Goldspecht-Paar berichtet Brehm (Bilder und Skizzen aus der Thierwelt), daß, nachdem das Weibchen über dem Eierlegen zu Grunde gegangen war, das Männchen sich überaus traurig geberdete. Es rief tagelang, fast ohne Unterbrechung, nach seinem Weibchen, es trommelte jetzt im Uebermaaße seiner Sehnsucht, wie früher in der Jubellust seiner Liebe; es hatte nicht einmal in den Nachtstunden Ruhe, zuletzt wurde es sehr still, und es war fraglich, ob es den Verlust überleben werde. — Trögel (Causeries sur la psychologie des animaux) hielt ein Paar Distelfinken mit zwanzig andern Vögeln in einem großen Bauer. Als das Weibchen krank geworden war und das Nest nicht verließ, bewachte das Männchen dasselbe auf das Sorgsamste und verließ die Kranke nur, um ihr Nahrung zu bringen. — Die Gattenliebe der Nachtigallen hat schon manchen Dichter zu rührenden Versen begeistert; auch sie sollen eine Trennung selten überleben. Daher man dieselben im Frühling wegzufangen sucht, ehe sie sich verehelicht haben. — „Die Liebe der Schwalben,“ sagt Menault (L'amour maternel chez les animaux), „verdankt nicht der Eingebung des Augenblicks ihre Entstehung, noch ist sie Product einer einzigen Frühjahrs-Verbindung, wie bei vielen Vögeln; sondern es ist eine wirkliche Heirath, welche durch verdiente Zärtlichkeit unauflöslich gemacht wird. Stirbt einer der Ehegatten, so ist es selten, daß der andre ihn überlebt.“ — Einen interessanten Zug treuer Schwalben-Liebe theilt Reklam (Geist und Körper u. s. w., S. 335) mit: „Im Departement Ardèche kämpfte ein Schwalbenweibchen gegen Sperlinge, welche es tödteten. Das Männchen kam erst nach dem unglücklichen Ausgang des

Kampfes hinzu, schlug die Sperlinge in die Flucht und trug dann die aus dem Nest gefallenen Jungen wieder in dasselbe. Das Männchen ernährte von nun an die Jungen allein und wanderte im Herbste aus. Im nächsten Frühjahre kehrte es allein wieder zurück, lebte von nun an einsam und mied allen Verkehr mit den übrigen Schwalben.“ (Hamburger Krit. Blätter, 1853, Nr. 55). Wem dieses Beispiel eines trauernden Wittwers unglaublich erscheinen sollte, der erkundige sich nur auf dem ersten besten Gehöft, wo ein etwas intelligenter Bauer lebt, oder besser bei einem Jäger, welcher die Vögel sorgsamer zu beobachten pflegt, nach der Lebensweise der Schwalben; er wird erfahren, daß eine derartige Thatsache keineswegs vereinzelt dasteht, wenn sie auch selten außerhalb des engen Kreises der Dörfler bekannt wird. In vielen Schwalbennestern findet man einsam lebende Männchen oder Weibchen, welche nach dem Verlust ihres Gatten das Nest als Wittwensitz allein beziehen.“

Ganz dieselbe Erfahrung hat Brehm sogar bei dem munteren und leichtsinnigen Sperling gemacht. Eine Sperlings-Wittwe nahm trotzdem, daß sie Eier zu bebrüten und später fünf Junge großzuziehen hatte, keinen neuen Gatten an, sondern blieb unbemannt und fütterte ihre hungrige Kinderschaar mit unsäglicher Mühe allein auf. Dieser Fall ist um so bemerkenswerther, weil Vogel-Weibchen im Allgemeinen den Verlust des Gatten weit leichter ertragen, als Vogel-Männchen. Es hängt dieses damit zusammen, daß, wie schon erwähnt, an letzteren stets Ueberfluß zu sein, und daß eine Vogelwittwe sofort von einer Schaar munterer Freier ebenso umringt zu sein pflegt, wie es die trostlose Gattin des Odysseus war. In der Regel nehmen die Wittwen denn auch rasch neue Ehegatten an; und die geschilderten Fälle von trostlosem Wittwer- oder Wittwenthum und „Liebe über das Grab hinaus“ dürften kaum häufiger sein, als bei den Menschen auch. Einzelne Vögel oder Vogelarten leisten in rascher Wieder-Verheirathung sogar noch weit Stärkeres, als die Letzteren, welche wenigstens durch die Sitte gezwungen sind, eine gewisse Trauerzeit vorübergehen zu lassen. Man kennt viele Beobachtungen, nach denen entweder das Männchen oder das Weibchen eines Paares geschossen und sehr

schnell durch ein anderes ersetzt wurde. Besonders häufig hat man dieses bei der Elster gesehen. Jenner führt an, daß in Wiltshire ein Individuum eines Paares jeden Tag und zwar nicht weniger als sieben Mal hintereinander geschossen wurde, aber trotz alledem ohne Erfolg, denn die überlebende Elster fand jedesmal sehr bald einen andern Gefährten, und das letzte Paar zog die Jungen auf. Thomson führt sogar einen Fall an, in welchem der fehlende Gatte noch am Abende desselben Tages ersetzt wurde. Brehm schoß Morgens um sieben Uhr das Männchen eines Elsternpaares. Kaum zwei Stunden später hatte die Wittwe einen neuen Gatten angenommen. Eine Stunde später wurde auch er getödtet — um elf Uhr war seine Stelle schon wieder besetzt; aber das erschreckte Weibchen zog es vor, mit dem neuen Gatten auszuwandern. Der Wildwart Sir Lubbock's hat öfter Eines von einem Paar Eichelhäher (Garrullus glandarius) geschossen und kurze Zeit nachher das überlebende Individuum ausnahmslos wieder gepaart gefunden. Auch in Bezug auf Krähen, Falken, Adler, Eulen, Rebhühner hat man gleiche Beobachtungen gemacht. Brehm's Vater schoß einst im Frühling den Rebhahn eines Paares. Die Henne flog eine kurze Strecke und ließ sich dann nieder. Augenblicklich erschien ein andres Männchen bei ihr, welches die Wittwe auch anzunehmen schien; denn beide konnten wenige Minuten später mit einem Schusse erlegt werden. Sperlinge verschaffen sich oft rasch hintereinander neue Gatten, wenn der alte getödtet wird, mögen es nun Männchen oder Weibchen sein, und analoge Vorkommnisse sind von Buchfinken, Rothkehlchen und Nachtigallen gesehen worden. Darwin erzählt: „Einer von einem Staaren-Paar (Sturnus vulgaris) wurde am Morgen geschossen; am Mittag war ein neuer Gefährte gefunden. Dieser wurde wieder geschossen; aber noch vor Einbruch der Nacht war das Pärchen wieder complet, so daß die untröstliche Wittwe oder der betreffende Wittwer während eines und desselben Tages sich dreimal zu trösten wußte.“ Ein Herr Engleheart schoß während eines Jahres fünfunddreißig Staare von demselben Neste, aber der Verlust wurde immer wieder ersetzt, und die Brut wurde herangezogen.

Weniger rasch und leicht, als in den beschriebenen Fällen, ging

die Wieder=Verehelichung eines Holztauben=Wittwers vor sich, dessen Gebahren der als vortrefflicher Forscher und Beobachter bekannte Herr E. von Otto auf Possendorf in der „Isis“ beschrieben hat. Ein Büschchen mitten in den Feldern bildete die Sommer=Residenz mehrerer Paare von Holztauben (Columba oenas), welche daselbst jahrelang ein ungestörtes Leben führten. Eines Tages sah Otto von früher dagewesenen drei Paaren nur noch deren zwei, während der fünfte Vogel einsam und traurig dasaß und nur selten etwas fraß. Nach Verlauf mehrerer Tage, als sich die Erscheinung nicht geändert hatte, erfuhr Otto, daß der Flurschütz eine weibliche Holztaube in dem Büschchen geschossen habe. Die einsame, traurige Taube war also ein trostloser Wittwer! Wieder nach einigen Tagen fehlte der arme Wittwer, und man glaubte schon, er sei getödtet oder verschwunden. Aber eines Morgens erschien er wieder, und zwar in Begleitung einer jungen weißen Haustaube mit blauen Flügeln, welche er sich als neues Ehegespons zugelegt hatte, und um welche er sehr vergnügt umhergirrte. Als die Flittertage vorüber waren, sah man ihn seine schöne, junge Frau ziemlich hausherrisch zum Neste treiben, während seine Gefährten über diese „Mesalliance“ offenbar erzürnt waren und sich mit Beiden nicht weiter abgaben. Sehr eifersüchtig zeigte sich der junge Gatte gegen andre Haustauben; er zwang bei ihrer Annäherung sein Weibchen sofort, die gefährliche Gesellschaft zu verlassen.

Meint man bei dieser Erzählung nicht ein Bild aus dem täglichen Eheleben der Menschen zu erblicken?

Einen dem ähnlichen Fall, in welchem ein Schwalben=Wittwer sich zweimal wiederverheirathete und erst das zweitemal glücklich, hat dem Verfasser Herr Förster L. Tillmann aus Dörrebach bei Stromberg, Kreis Kreuznach, mitgetheilt. In einem Stalle auf dem im Kreis Kreuznach liegenden Weinberge Hof nistete seit Jahren ein Schwalbenpaar, welches so heimisch war, daß sich die Vögel auf Kopf und Arm der Besitzerin setzten. Im Sommer 1873 tödtete eine Katze das brütende Weibchen. Das Männchen war während zweier Tage sehr traurig, entfernte sich aber am dritten Tage und kehrte am vierten mit einem neuen Weibchen zurück, welches nach einigem Zieren dem Männchen in den Stall

folgte und sich auf die Eier setzte. Aber schon folgenden Tages verließ das Weibchen wieder den Stall, um nicht wiederzukehren. Das Männchen verschwand ebenfalls. Die Besitzerin glaubte nun, daß es für dieses Jahr mit dem Familienglück vorüber sei, und nahm die Eier aus dem Nest. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als nach etwa zehn Tagen das Männchen in Begleitung eines neuen Weibchens eintraf, das ebenso wie das erste nach einigem Zögern dem Männchen in den Stall folgte. Trotz der vorgerückten Jahreszeit legte das Weibchen noch drei Eier und brütete sie aus, ehe die Wanderschaft begann.

Einen Beweis von mit höchster Klugheit und Vorsorge verbundener Gattenliebe lieferte ein Schwalbenweibchen, welches Herr Director A. Gentner in München (laut Schreiben an den Verfasser vom 16. Nov. 1875) zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Paar brütete in einem Hausgang unter dem Thorbogen, und das Männchen, welches neben dem Nest auf dem Draht der Hausschelle während der Nacht Platz genommen hatte, fiel eines Abends, als die Schelle geläutet wurde, von dem Draht herab und wurde von dem das Thor öffnenden Portier, welcher ohne Licht gekommen war, todtgetreten. Andern Tags war das Weibchen verschwunden — in dem Nest befanden sich vier Eier. Erst Nachmittags kam das Weibchen wieder — in Begleitung eines andern Männchens. Abends war Herr G. sehr gespannt, wo das Männchen seine Schlafstätte aufschlagen werde, und beobachtete das Treiben der Thierchen. Richtig setzte sich dasselbe wieder auf den todtbringenden Platz, auf den Draht. Da schlüpfte das Weibchen aus dem Nest, rückte dem Männchen zu Leibe und drückte es von dem Drahte hinweg. Das vertriebene Thierchen setzte sich auf einen Thürvorsprung, der aber wegen seiner Enge einen schlechten Ruheplatz abgab, und kam abermals auf den Draht. Das Weibchen trieb den Gatten zum zweitenmal hinweg und setzte dieses so lange fort, bis das Männchen schließlich doch auf dem Thürvorsprung sitzen blieb.

Daß übrigens Schwalben auch untreu in der Ehe sein können, mag folgender, neuerdings gut beobachteter Fall lehren: In der Gaststube einer Brauerei eines schlesischen Landstädtchens (Lomnitz) nistete seit 1871 ein Schwalbenpaar mit vier Jungen, ohne sich durch

das Geräusch des Wirthslebens stören zu lassen, indem es die Momente des häufigen Thüröffnens zum Ein- und Ausfliegen benutzte. Der Brauer Stein, welcher Interesse an den Thierchen nahm und sie genau beobachtete, sah, daß das Männchen eines Tages des Jahres 1872 mit einem fremden Weibchen zum Neste kam, was der rechtmäßigen Gattin Veranlassung zu einem heißen Kampfe gab. Da derselbe aber schließlich ungünstig für sie ausfiel, wollte ihr der Brauer zu Hülfe kommen, indem er die Störerin fing und sie in's Freie versetzte. Irrthümlich ergriff er aber statt derselben das alte Weibchen, welches sofort seinen Flug wieder zum Neste nahm und dasselbe so energisch vertheidigte, daß das untreue Paar sich genöthigt sah, einen Neubau in der Nähe des alten Nestes anzulegen. Das verstoßene Weibchen, welches seine Heimstätte nur auf Augenblicke verließ, wenn die andern Beiden fort waren, sah dem still trauernd zu. Andere Schwalben fanden sich ab und zu ein, um die Situation zu beaugenscheinigen. Nach einigen Tagen der Einsamkeit indeß schien die anfängliche Energie von dem trauernden Weibchen gewichen zu sein; es wurde von dem neuen Paare angegriffen, jämmerlich zugerichtet und vollständig besiegt aus Nest und Zimmer getrieben, worauf die Sieger die Fortsetzung des Neubaues aufgaben und von dem alten Neste Besitz nahmen. Die neue Frau legte bald darauf Eier.

„Es ist eine alte Geschichte; doch bleibt sie ewig neu,
„Und wem sie just passiret, dem bricht das Herz dabei."

Wie viel schöner, als dieser untreue Schwalbengatte, benahm sich jener junge Tauber, über welchen Fr. Münch in der „Westlichen Post" vom 26. Sept. 1877 berichtet und dessen Treiben er in dem Taubenschlage seines Elternhauses zu beobachten Gelegenheit hatte. Man hatte ihn mit einer bereits ältlichen Täubin gepaart, welche nach einiger Zeit unfähig zum Eierlegen wurde. Aber anstatt sie zu verlassen, fuhr er, ohne sich um andre Schönen zu kümmern, fort, seine Gattin zu schützen und zu pflegen, bis der Tod der Alten das schöne Band löste. Einen noch auffallenderen Beweis von Gattentreue legte die von Bennet in Macao beobachtete chinesische Ente (Anas galericulata) ab, deren Gatte während der Nacht gestohlen wurde. Sofort konnte man an dem Weibchen die

unverkennbarsten Zeichen des Schmerzes gewahren; es verkroch sich in eine Ecke und verweigerte die Nahrung. Als ein anderes Männchen sich ihr näherte und sie zu trösten versuchte, stieß sie den neuen Liebhaber rauh zurück und fuhr fort, sich ihrer Trauer hinzugeben. Mittlerweile wurde ihr alter Gefährte wiedergefunden und zurückgebracht. Ueberraschend waren die lauten Freudenbezeugungen, womit das Paar seine Wieder-Vereinigung feierte, und, was mehr ist, das Männchen schien erfahren zu haben, daß es während seiner Abwesenheit einen Nebenbuhler gehabt, denn es suchte diesen auf und tödtete ihn.

Diesen und so vielen ähnlichen Fällen einer sehr weitgehenden Gattenliebe und Gattentreue gegenüber müßten die oben angeführten Fälle von sehr rascher Wieder-Verehelichnng betrübter Wittwer oder Wittwen mehr oder weniger unerklärlich bleiben, wenn nicht ein Umstand in Betracht käme, der ja auch bei den Menschen solche rasche zweite Heirathen häufig, wenn nicht meistens veranlaßt — es ist der Gedanke an die Nachkommenschaft und die so nothwendige Sorge für dieselbe, welche mit vereinten Kräften leichter zu bekämpfen oder zu tragen ist. Die meisten Beobachtungen dieser Art sind dem entsprechend auch grade an brütenden Vögeln gemacht worden, während man umgekehrt wieder beobachtet hat, daß auch kinderlose Ehen, also solche, welche den Hauptzweck der Vereinigung nicht erfüllen, dennoch aus rein individueller Zuneigung der Ehegatten zu einander in Zufriedenheit fortgesetzt wurden. Dem Thiere, welchem ja die Trennung jederzeit freisteht, ist ein solches Verhalten jedenfalls höher anzurechnen, als dem durch Gesetz und Herkommen gebundenen Menschen, bei welchem trotzdem die gewaltsamen Trennungen kinderloser Ehen (namentlich bei gekrönten Häuptern) keine Seltenheit sind. Zwei Beobachtungen dieser Art hat H. Schacht (Zoolog. Garten, 1876, S. 302) veröffentlicht, und zwar an einem Schwalben- und an einem Tauben-Paar. Beide Ehen waren kinderlos, aber dennoch sehr glücklich. „Oft saß das Schwalben-Weibchen stundenlang im Nest und ließ sich vom Männchen durch allerlei musikalische Vorträge unterhalten.“ Das Taubenpaar „verbrachte einen ganzen Sommer mit Liebkosungen und Nestbauen, legte aber nie“.

Andrerseits fehlt es selbstverständlich auch in der Thier-Ehe

trotz ihrer großen Innigkeit ebensowenig an jenen Beispielen von Sittenlosigkeit, Zwist, Untreue, Eifersucht, Ehebruch, Verrath, raffinirtem Betrug, Bigamie, Polyandrie u. s. w., wie in der Menschen-Ehe. Fräulein Görlich (l. c.) beobachtete ein Tauben-Paar, welches sehr oft einen tagelang andauernden Zwist hatte. Der Tauber jagte alsdann das Weibchen aus dem Neste und bedachte sie mit Schnabelhieben, bis sie sich in das äußerste Eckchen zurückzog. Dann versöhnten sie sich wieder. Durch Sittenlosigkeit zeichnet sich, wenn auch glücklicherweise als seltene Ausnahme, die Ehe des Kukuks aus, von dessen koketter Frau Gemahlin bereits berichtet wurde, daß sie sich oft mehreren Liebhabern rasch hintereinander ergebe. Nach Brehm zieht sie sogar förmlich auf Liebes-Abenteuer aus und kümmert sich, nachdem ihre Wünsche Befriedigung gefunden, nicht mehr um den eben begünstigten Liebhaber. Eine an einer abgeschossenen Schwanzfeder kenntliche Frau Kukukin, welche Brehm in der Nähe von Berlin beobachtete, besuchte die Gebiete von nicht weniger als fünf Männchen, mag aber ihre Streifzüge wohl noch viel weiter ausgedehnt haben. Liebe sah einmal drei verschiedene Männchen rasch nach einander ein Weibchen befliegen. Diese Ungebundenheit und Unstätigkeit, um nicht zu sagen, Lüderlichkeit des Kukukweibchens mag wohl mit zu der eigenthümlichen Gewohnheit des Kukuks, seine Eier in fremde Nester zu legen, Anlaß gegeben haben; denn ein solch tolles Liebesleben verträgt sich bekanntlich schlecht mit Familiensorgen. Dennoch hat man auch Fälle von Gattentreue bei dem verliebten Gauch beobachtet. Newton hatte ein Männchen des Regenkukuks (Coccygus americanus) erlegt, und als dieses kreischend zu Boden fiel, erschien das Weibchen augenblicklich und begann, sich verstellend, langsam über den Boden wegzuflattern, wie dieses viele Vögel thun, um ihre Jungen zu retten und den Verfolger von ihnen abzuziehen. Dabei sind die Männchen sehr eifersüchtig und bekämpfen sich als wüthende Nebenbuhler. Wäre dieses nicht, so könnte man die Ehe des Kukuks als Polyandrie oder Vielmännerei bezeichnen, welche sonderbare und der Polygamie oder Polygynie grade entgegengesetzte Institution oder Art der Ehe bekanntlich auch bei den Menschen nicht allzuselten und bei einer Reihe von wilden oder halbwilden Nationen als

regelmäßige Gewohnheit eingeführt ist. Ohne Zweifel existirt sie auch bei den Thieren. Bei Rebhühnern hat man, wie Darwin mittheilt, mitunter zwei Weibchen mit einem Männchen, aber auch zwei Männchen mit einem Weibchen zusammenlebend gefunden. Auch der nordamerikanische Kuhstaar, ein Verwandter unsres Kukuks, soll in Vielmännerei leben. Von der an den Küsten der Nordsee lebenden Pfeif-Ente (Anas penelope) erzählt Dr. G. A. Venena (Zeitschrift „Natur" vom 16. Juli 1877), daß man zur Paarungszeit oft ein Weibchen von zehn und mehr männlichen Anbetern umringt sehe. Je hübscher das Weibchen ist, je glattere Federn es besitzt, um so größer ist die Zahl seiner Anbeter, welche auch öfter unter einander kämpfen. Wird Eines der Männchen dem Weibchen untreu, so verliert letzteres alle Heiterkeit und verkriecht sich in seine Federn. Später indessen, wenn diese Wahlzeit vorüber ist, sieht man die Vögel stets paarweise.

Hier endigt also die anfängliche Vielmännerei schließlich in Einehe, während man umgekehrt Fälle von Bigamie beobachtet hat, welche ungestört fortbestand. Dr. R. Meyer (Zoolog. Garten, 1868, S. 77) sah eine solche Doppel-Ehe einer männlichen Rauchschwalbe (Cecropis rustica), welche um so bemerkenswerther ist, als bekanntlich Schwalben sonst jahrelang in sehr strenger Einehe leben. Die beiden Weibchen, deren jedes nicht weit von einander in einem besonderen Neste brütete, vertrugen sich gut miteinander. Die N. Fr. Presse vom 22. August 1867 berichtet gar einen Fall, wo zwei Canarien-Weibchen mit einem Zeisig-Männchen in Ehe lebten und so verträglich waren, daß sie gemeinschaftlich ein Nest bauten und sogar gemeinschaftlich brüteten.

Solche Fälle sind, wie auch der oben erzählte Fall des untreuen Schwalben-Gatten, Ausnahmen. In der Regel wissen die in Einehe lebenden Thiere ganz genau, daß fremder Umgang ein Verbrechen ist und jedenfalls nicht unter den Augen der rechtmäßigen Ehehälfte betrieben werden darf. Einen dieses beweisenden, höchst merkwürdigen Fall erzählt Fr. Tiemann (Zoolog. Garten, 1868, S. 79) von einem Schwanen-Paar, welches er auf einem Teiche im Schloßparke des Grafen L. Sch. in der Nähe von Breslau zu beobachten Gelegenheit hatte. Daselbst wurden drei Schwäne, ein männlicher und

zwei weibliche, gehalten. Das Trio lebte in schönster Harmonie bis zum Eintritt der Paarungszeit. Nachdem nun der Schwan eine der beiden Schwäninnen zur Gattin erkoren, wurde die zweite gezwungen, das Revier des Ehepaares ganz zu verlassen. Wagte sich die Verschmähte in die Nähe des Nistplatzes, so wurde sie stets von dem Schwan unter wüthenden Geberden vertrieben. Dieses wiederholte sich so lange, bis die Gattin gezwungen war, mehr und mehr das Nest zu hüten. Von da dehnte der getreue Ehegatte seine Verfolgungen immer weiter aus bis in eine Gegend, wo Verfolger und Verfolgte den Blicken der brütenden Gattin entzogen waren. Hier kehrte sich des Ersteren Betragen vollständig um, er war die Liebenswürdigkeit selbst und genoß die Freuden einer gern gewährten verbrecherischen Liebe. Zur Gattin zurückgekehrt, schien er völlig harmlos und fuhr fort, die Geliebte aus der Nähe des häuslichen Herdes unter allen Anzeichen der Wuth zu vertreiben. Spürte er aber seinen „Liebesdrang", so folgte er der Vertriebenen jedesmal bis in jene Gegend, wo er vor Entdeckung sicher war, und wiederholte dort sein verbrecherisches Spiel. Eine Dame, welche dieses mit zusah, rief unwillkührlich aus: „Ja, ja, so sind die Männer!"

Eine dem ganz ähnliche Beobachtung hat dem Verfasser Herr Bürgermeister Vogt aus Apenrade (Januar 1877) mitgetheilt. Derselbe hielt im Jahre 1865 in Röbbing im nördlichen Schleswig unter verschiedenem Vieh und Federvieh auch Hühner und Tauben. Der Taubenschlag befand sich über dem Hühnerstall. Die Tauben waren sämmtlich gepaart, bis auf eine übrig gebliebene, welche indessen sehr heirathslustig schien. Ein großer Tauber nun nahm sie sich als Concubine oder Nebenfrau an. „Es ist," sagt Herr Vogt, „der einzige Fall dieser Art, der mir vorgekommen, so viele Tauben ich auch besessen und bei Andern gesehen habe." Offenbar aber wollte der Tauber seine ungerechte Liebe vor seiner rechtmäßigen Gattin geheim halten und führte deßhalb seine Geliebte in den Hühnerstall, wo er in einem der hölzernen Fächer emsig mit ihr ein Nest baute. Als sie Eier legte, setzte er sich Abends statt in den Taubenschlag neben das Nest auf das die Fächer trennende Brett und vertheidigte von hier aus seine Geliebte gegen Hühner

und Hähne. Die rechtmäßige Ehehälfte hatte übrigens den Verrath längst gemerkt und zeigte eine sehr trübselige und gedrückte Stimmung. Sie kam möglichst selten aus dem Schlag auf den Hof, fraß hier nur das Nothdürftigste und kehrte sofort wieder zu den Eiern zurück. „Leider endete diese Tragödie allzu tragisch durch den als Strafgericht auftretenden Taubenhabicht, welcher den ungetreuen Tauber fing und zwei Wittwen auf einmal ihr Schicksal beweinen ließ.“

Weniger leicht als diese betrogene und betrübte Gattin ertrug ein ähnliches Schicksal eine Täubin, welche ein Herr H. (Gartenlaube, 1862, Nr. 13) auf einem Herrenhofe beobachtete, und deren Betragen zeigt, daß die von wirklicher Liebe unzertrennliche Eifersucht selbst eine Taubenseele zu Thaten wilder Rache zu entflammen vermag. Von einem s. g. „Pfauenschwanz“-Paar war das Weibchen gestorben, und das Männchen hatte sich zum Ersatz eine gewöhnliche Haustaube beigesellt. Aber nach einiger Zeit brachte Herr H. aus der Stadt einen weiblichen Pfauenschwanz mit, worauf jenes Verhältniß gewaltsam getrennt wurde und die Pfauenschwänze zusammengebracht wurden. Das Weibchen legte zwei Eier, als plötzlich die verbannte Gattin, welche nach einem Vorwerk gebracht worden war, wieder auf dem Hauptgute erschien, in den Taubenschlag schlüpfte, die weibliche Pfauentaube blutig biß und hinauswarf und die Eier, wie das Nest gänzlich zerstörte, während sie dagegen alle andern Nester, Eier u. s. w. ganz unbehelligt ließ. Darauf verschwand sie. Aber — nicht genug hiermit — als man die Sache und die Täubin längst vergessen hatte, und als im nächsten Jahre die Pfauenschwänze wieder brüteten, erschien die Mörderin, von der man nach der That Nichts mehr gesehen hatte, abermals und brachte die zwei Jungen der Pfauentaube auf's Grausamste um. Erst im dritten Jahre gelang es, die Verbrecherin, als sie abermals um das Gehöft herumlungerte, zu erschießen.

Einen ganz ähnlichen Fall hat Herr Stadtältester von Jakobs aus Potsdam dem Verfasser mitgetheilt (30. März 1876). Unter den von ihm gehaltenen Tauben befand sich ein Tauber, welcher sein Weibchen verstieß und die Brutstätte mit seiner Neuvermählten bezog. Als Junge da waren, verließ eines Tages das Pärchen das

Nest. Diesen Moment benutzte die Verstoßene, um in den Schlag zu fliegen und die Jungen zu tödten und hinauszuwerfen.

Das Nämliche hat Trögel (a. a. O., S. 98) von Canarien-Vögeln gesehen. Er hielt ein Männchen mit zwei Weibchen in einem Bauer. Anfangs machte, als die Paarungszeit kam, ersteres den beiden Damen gleichzeitig den Hof, entschied sich aber schließlich für diejenige, welche seinem Geschmack am meisten entsprach. Die glückliche Gattin begann sofort ein Nest zu bauen. Aber kaum war dasselbe fertig und lag ein Ei in demselben, als das andre Weibchen, von wilder Eifersucht gestachelt, das Ei zur Erde warf und das Nest total zerstörte. Andern Tages bauten die Gatten ein neues Nest; aber die eifersüchtige Rivalin machte es wieder wie das Erstemal, so daß Herr Trögel genöthigt war, sie aus dem Bauer zu entfernen.

Schlimmer noch, als diese eifersüchtigen Betrogenen oder zurückgesetzten Weiber, treiben es die Herren Ehegatten selbst, wenn sie sich hintergangen oder durch einen Nebenbuhler bedroht glauben, indem sie ihre Angriffe direct auf den Rivalen richten oder die ungetreue Gattin mit dem Tode strafen. So beschreibt Herr C. L. Landbeck in Santiago (Zool. Garten, 1876, S. 341) einen Mord aus Eifersucht von Seiten eines hübschen aschgrauen Taubers, welcher das Herz einer Pfauentäubin ihrem rechtmäßigen Gemahl durch siegreiche Bekämpfung desselben und durch eine überaus beharrliche Werbung abwendig zu machen verstanden hatte. Der arme, verlassene Pfauentauber wurde in Folge dessen total melancholisch, verkroch sich in den dunkelsten Winkel des Hofes und fraß nur soviel, als er bedurfte, um nicht zu verhungern, während das neue Paar herrlich und in Freuden lebte. Sein Unglück wollte überdem, daß die Pfauentäubin eines Tages durch einen Windstoß vom Dache in den Hof des Nachbars geworfen und dort einige Tage zurückgehalten wurde. Der trostlose Gatte durchsuchte ohne Erfolg zwei Tage lang alle Winkel und die Umgegend nach seiner Geliebten und kam am dritten Tage auf den Gedanken, daß der verlassene Ehegatte sie entfernt haben könnte. Er suchte ihn in seinem verborgenen Schlupfwinkel auf, überfiel ihn mit grenzenloser Wuth und tödtete ihn, indem er ihm ein Loch in den Schädel hackte. Als aber nach einigen

Tagen die verloren geglaubte Gattin zurückgebracht wurde, nahm er sie nicht mehr an, wahrscheinlich, weil er sich von ihr betrogen glaubte, und wählte eine andre Gefährtin.

Herr H. Schacht in Feldram (Zool. Garten, 1875, S. 24 u. flgd.) hat heftige Kämpfe eines in rechtmäßiger Ehe lebenden Schwalbenmännchens gegen fremde Eindringlinge beobachtet, deren einer sicher mit dem Tode des Fremdlings geendet hätte, wenn derselbe nicht durch menschliche Dazwischenkunft gerettet worden wäre. Nach der Vertreibung eines der Nebenbuhler ließ sich der Sieger dicht neben der Gattin nieder, und schwatzte mit ihr auf das Eifrigste, wobei beide Vögel mit den Köpfen nickten und sich gegenseitig anblickten. Der Erzähler meint, es habe sich um eine Straflection für die Gattin gehandelt, welche vielleicht durch allzu große Liebenswürdigkeit den Fremden herbeigelockt hätte.

Als ein großer Othello im Punkte ehelicher Eifersucht gilt der Buchfinke (Fringilla coelebs), welcher mit etwaigen Störenfrieden seines ehelichen Glücks auf Leben und Tod kämpft. W. von Reichenau (Die Abstammung der Vögel, S. 49) fand bei Spaziergängen öfters todte Finken-Männchen und sah im Jahre 1873, wie ein wunderschönes junges Männchen den wuchtigen Schnabelhieben seines Gegners erlag. Herr Riebel, Notar und Gutsbesitzer in Füssen in Baiern, schreibt dem Verfasser am 26. Nov. 1875, daß in der an seinem Hause angebrachten Reblaube drei Jahre hintereinander im Frühjahre ein in Gesellschaft zweier Finken-Männchen erscheinendes Finken-Weibchen gebrütet habe, das schließlich so zahm geworden sei, daß es sich mit Händen habe greifen lassen. Dagegen herrschte zwischen den beiden eifersüchtigen Männchen fortwährender Hader und Streit. Sie bekämpften sich drei Sommer hindurch, bis sie vor Ermüdung aufhörten. Eines Morgens aber lag das zum Liebling des ganzen Hauses gewordene Weibchen mit zerhacktem Kopfe todt am Boden grade unterhalb des Nestes. Die Gattenmörder aber waren und blieben von diesem Tage an spurlos verschwunden.

Prof. Liebe in Gera (Zoolog. Garten, 1871, S. 347) fütterte in seinem Hause ein vollständig zahm gewordenes Rebhühner-Paar (Perdix cinerea), welches, obgleich vollständig einig und un-

zertrennlich, es doch nicht zur Brut brachte, weil die Henne sich nicht paarte. Nichtsdestoweniger war der sehr hitzige Hahn so eifersüchtig, daß er in dem Zimmer, in welchem sich das Paar befand, nur Frauen und Mädchen duldete, Männer und Knaben aber, die das Zimmer betraten, mit gegen Füße und Beinkleider gerichteten Schnabelhieben und Bissen zu vertreiben suchte. Diese merkwürdige Unterscheidungsgabe zwischen den menschlichen Geschlechtern hat man auch bei vielen andern eifersüchtigen oder geschlechtlich erregten Thieren zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Eifersucht spielt auch eine große und gefährliche Rolle bei den in der Regel in strenger Einehe lebenden Raubvögeln, deren wildes Temperament sie im Uebrigen nicht hindert, ebenso zärtliche und treue Ehegatten zu sein, wie ihre zarter besaiteten Collegen aus dem Vogelgeschlecht. Nach Wilson knüpft der weißköpfige See-Adler ein Ehebündniß für's ganze Leben. Beide Gatten jagen und verzehren ihre Beute gemeinschaftlich und ergehen sich in mancherlei Liebesspielen und Liebkosungen. Die Baumfalken sind nach Brehm sehr treue Gatten. Man sieht stets das Paar zusammen und bemüht, sich gegenseitig zu erfreuen. Männchen und Weibchen des Zwergadlers (Aquila minuta) halten so treu zusammen, daß ihnen diese Anhänglichkeit verderblich wird; Brehm konnte die gepaarten Paare fast regelmäßig zusammen erlegen. Der männliche See-Adler nimmt seinen Standpunkt in der Nähe des Horstes auf einem weite Umschau gestattenden Platze und eilt bei dem geringsten Anscheine von Gefahr herbei, um die Gattin zu unterstützen. Als Brehm in der Fruschkagora einen weiblichen Seeadler schwer angeschossen hatte, stieß ein anderer Adler, welcher ohne Zweifel das Männchen war, trotz seines sonst sehr scheuen, vorsichtigen und ängstlichen Charakters, mit weit vorgestreckten Fängen auf den Jäger, welcher das verwundete Thier aus einer Schlucht holen wollte, so daß der Mensch hinter einem Baumstamme Schutz suchen mußte. Graf Wodzicki beobachtete wüthende, zwei Wochen lang dauernde Kämpfe zwischen zwei eifersüchtigen Seeadlern, während das in der Nähe sich aufhaltende Weibchen den jedesmaligen Sieger, wenn er zu ihr kam, liebkoste und Einen wie den Andern gleich gut behandelte. Da der eine männliche Adler jünger war, als der andre,

konnte man die beiden Kämpfer gut unterscheiden. — Ehebruch und Untreue scheint bei dem wilden Geschlecht streng gestraft zu werden. Der englische Reisende Murray will in den Pyrenäen Augenzeuge eines Vorfalls gewesen sein, der, wenn er sich so zugetragen hat, nicht bloß eine treffliche Illustration zu dieser Annahme bilden, sondern auch Zeugniß für eine bewunderungswürdige Verschlagenheit der Ehebrecherin ablegen würde. Beim Beobachten eines Adlerhorstes auf einem Felsen will er bemerkt haben, daß bald nach dem Abstreichen des auf Raub ausgehenden männlichen Adlers eine große männliche Sumpf-Weihe (Circus aeruginosus) sich bei dem zurückgelassenen Weibchen einfand und den abwesenden König der Vögel mit einer zweiten Krone beschenkte. Nachdem der Liebhaber den entweihten Forst verlassen hatte, flog die ungetreue Königin nach einer nahe gelegenen Quelle, badete sich darin und reinigte mit großer Sorgfalt jede Feder, um die feine Nase des Gatten zu betrügen und den penetranten Geruch der Sumpfweihe zu verwischen. Der Adler wurde auch glücklich betrogen, und der Erzähler, den die Sache auf das Aeußerste interessirte, war mehrere Tage hinter einander Zeuge derselben Scene. Zuletzt aber beschloß er, die Rolle des Schicksals zu übernehmen, indem er die Quelle auf solche Weise verrammelte, daß die ungetreue Gattin nicht mehr an das Wasser gelangen konnte. Dieselbe versuchte zwar, als sie das nächste Mal an der Quelle erschien, dieselbe mit dem Schnabel und den mächtigen Fängen zu öffnen; aber als dieses nicht gelang, kehrte sie mit klagendem Laut zum Horst zurück. Bald darauf rauschte mit mächtigem Flügelschlag der Adler, in seinen Fängen ein Wild tragend, und mit ihm das Verhängniß heran. Kaum hatte er sich auf dem Horst niedergelassen, als er sich, wie entsetzt, mit heiserem Schrei emporschwang, in weiten Kreisen den Horst umflog, dann plötzlich auf die Treulose niederschoß und sie mit zerrissener Brust den Felsen hinabstürzte — worauf der „Arzt seiner Ehre" eilig die Gegend verließ.

Grade so erging es einer Haushenne, wenn auch unverschuldeter Weise, von welcher Dr. Percival in seinen Dissertationen (bei Bingley: Animal biography, III. Band der 6. Aufl., S. 16) berichtet. Man hatte bei der Jagd die Eier eines Rebhuhns gefunden

und dieselben zu Hause einer großen, schönen Haushenne, welche grade brütete und welche die begünstigte Favorit-Sultanin des Haushahnes war, untergelegt, nachdem man ihr die eignen Eier weggenommen hatte. Die jungen Rebhühner wurden ausgebrütet und befanden sich mit ihrer Pflegemutter in einem dem übrigen Geflügel unzugänglichen Außen-Gebäude. Eines Tages blieb das Thor zufällig offen stehn, und der Haushahn gerieth hinein. Der Aufseher hörte einen fürchterlichen Lärm und kam zu spät, um das Leben der Henne zu retten, welche der eifersüchtige Hahn, als er die fremde Brut erblickte, mit Schnabel und Sporn getödtet hatte.

Ganz dasselbe Vorkommniß will man bei Störchen beobachtet haben, nachdem man der brütenden Störchin Hühner-, Gänse- oder Enten-Eier untergeschoben hatte. Ueberhaupt soll der Storch Untreue in der Ehe ganz besonders hart strafen, und soll sein strenges Ehe- und Familien-Leben im Zusammenhalt mit seinem Gesellschafts-Leben ein in mehrfacher Hinsicht so musterhaftes und menschen-ähnliches sein, daß es einer besonderen Betrachtung werth erscheint. Besonders merkwürdig sind die berühmten „Storch-Gerichte", von denen man annimmt, daß sie in der Regel ehebrecherischen Störchinnen gelten. Schon aus alter Zeit werden solche wahrscheinliche Acte öffentlicher Rechts-Vollstreckung berichtet, und bereits Aelian läßt die Störche „ihre Ehebrecherinnen tödten". Glaubwürdige Schriftsteller aus verschiedener Zeit behaupten, die Störche hielten manchmal über Missethäter ihrer Art ein förmliches Blutgericht. Der französische Consul in der Levante, Flachat, erzählt (Untersuchungen rc., 2. Theil, S. 216 der deutschen Uebersetzung), er habe einst bei Constantinopel zahlreiche Störche in einem Kreise versammelt gesehen, in deren Mitte ein Storch mit gesenktem Kopfe stand. Einer nach dem andern aus dem Kreise ging zu ihm und versetzte ihm einen Stich mit dem Schnabel, bis er zerfleischt niederstürzte. Der wittenbergische Professor der Rechte von Beust berichtet über einen ähnlichen Vorgang aus dem 16. Jahrhundert, wo über hundert Störche auf einer Wiese ein solches Gericht hielten, indem sie nach einer zweistündigen Berathung zugleich über den Schuldigen herfielen und ihn tödteten. In der Gartenlaube (1860, Nr. 42) wird ein auf einem Ackerhofe in dem Dorf Weddendorf

(Reg.-Bezirk Magdeburg, Kreis Gardelegen) angeblich gut beobachteter Fall einer Bestrafung einer ehebrecherischen Storchenfrau durch ihren Mann und die übrigen Störche erzählt, welche nach einer vorgängigen ernsten Berathung die Schuldige mit Schnabelhieben tödteten und aus dem Neste warfen. Daß mitunter auch die Störchin das Prävenire spielt, beweist ein von Karl Vogt (Vorlesungen über verkannte oder nützliche Thiere u. s. w.) mitgetheilter Fall aus einem Dorfe bei Solothurn. Daselbst nistete seit langer Zeit ein Storchenpaar. Einst bemerkte man, daß jedesmal, wenn der Storch ausflog, ein jüngeres Storchenmännchen zum Neste kam und mit dem Weibchen schön that. Anfangs zurückgewiesen, errang es endlich doch die Gunst des Weibchens so sehr, daß eines schönen Tages beide zusammen nach der Wiese flogen, wo der Gemahl sich aufhielt, und ihn mit Schnabelhieben tödteten.

Gewiß ist, daß der Storch ein ebenso treuer, wie auf seine Haus-Ehre Bedacht habender Gatte und gewissenhafter Familien-Vater ist, und daß ihm oft Gelegenheit oder Anlaß gegeben wird, sein Hausrecht und die Ehre seiner Gattin gegen fremde Eindringlinge oder Nebenbuhler zu vertheidigen. Man hat öfter Gelegenheit, solche erbitterte Kämpfe zweier Storchenmännchen um Gattin oder Braut zu beobachten. „Verflossenen Samstag," schreibt das Frankf. Journal vom 4. April 1876, „fand am Schillerplatz wieder ein Duell zwischen Störchen statt. Der Kampf zog sich, je nachdem der eine Rivale den andern am Hals hatte, fast bis auf die Straße herab. Hieb und Stoß folgten einander auf dem Dach und in der Luft, Blut floß. Endlich flog der Eine als Besiegter von dannen, der Sieger aber nahm klappernd von dem nahen Nest und der umworbenen Storchen-Braut Besitz." Herr Pfarrer A. Schmidt in Döschnitz bei Schwarzburg (Schwarzburg-Rudolstadt) schreibt dem Verfasser am 3. Januar 1876: „Noch erinnere ich mich, was das Leben der Störche betrifft, gesehen zu haben, wie ein männlicher Storch gegen einen frechen Eindringling sein Eherecht vertheidigte, mit demselben in einen heftigen, erbitterten Kampf gerieth, bei welchem sie sich so in einander verbissen, daß sie beide vom Dach herabstürzten und auf dem Erdboden, unbekümmert um die auf dem Hofe anwesenden Tagelöhner, die das ungewöhnliche

Schauspiel herbeigelockt hatte, den Kampf fortsetzten, der mit dem Tode des Räubers endete, aber auch den Sieger verwundet und so abgemattet zurückließ, daß er längere Zeit zur Erholung bedurfte, ehe er in sein Nest zurückkehren konnte, wo er von der Storchfrau mit fröhlichem Geklapper empfangen wurde."

Weniger glücklich für den rechtmäßigen Gemahl endete ein ähnlicher, von Brehm (Aus dem Leben der Vögel, S. 225) beschriebener Kampf: In Gebesee, einem nicht weit von Erfurt gelegenen Dorfe, steht auf den Gebäuden des Ritterguts seit Jahrhunderten ein Storchnest. In ihm brütete jahrelang ein Storchpaar, welches sehr oft von Eindringlingen beunruhigt wurde. In einem Frühjahr aber kam ein Männchen, welches an Ausdauer und Zudringlichkeit alle andern übertraf. Es kämpfte ununterbrochen mit dem Storch und setzte seine Fehde fort, als die Störchin bereits brütete. Der Hausvater war fortwährend genöthigt, sich und seine Brut zu vertheidigen. Einst sitzt er, von den immerwährenden Kämpfen ermüdet, mit unter dem Flügel verborgenem Kopfe auf dem Nest. Diesen Augenblick ersieht und benutzt der Fremde. Er fliegt hoch in die Luft und stürzt sich mit solcher Heftigkeit auf den armen Nestbesitzer herab, daß er ihn mit dem Schnabel durchbohrt, und daß derselbe todt zur Erde fällt. Und was that die arme Wittwe? Sie nahm den neuen Gemahl, der sich so sehr durch Bravour ausgezeichnet hatte, ohne Weiteres an und brütete weiter, als ob Nichts vorgefallen wäre.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Benehmen dieser Ehrvergessenen, welche wahrscheinlich schon vorher im Einverständniß mit dem Angreifer gewesen sein mochte, bildet das Betragen einer andern Storchen-Gattin, welches ebenfalls von Herrn Pfarrer Schmidt beobachtet und dem Verfasser in demselben Briefe gütigst mitgetheilt wurde. Dem Pfarrhause gegenüber stand ein Gebäude mit einem Storchnest. Der Storch, welcher sich unterfing, von dem Strohdach eines benachbarten Bauernhauses Material zur Ausbesserung des Nestes zu holen, wurde von dem Sohn des Hauses bei diesem Geschäft überrascht, durch eine Oeffnung des Daches hereingezogen und todtgeschlagen. Die betrübte Storch-Wittwe saß mit gesenktem Haupt mehrere Tage lang auf dem Neste, ohne sich

zu regen oder Nahrung zu sich zu nehmen. Da ließ sich ein fremder Storch auf dem andern Ende des Daches nieder und blickte unverwandt nach der Störchin im Neste hin. Allmählich wagte er sich immer näher, bis er dicht vor dem Neste von der Störchin mit heftigen Schnabelhieben abgewiesen wurde. Er ließ sich aber nicht abschrecken und kam immer wieder, trotz wiederholten üblen Empfangs. Endlich am dritten Tage nahm die Störchin seine treue und beharrliche Werbung an und ihn als Gemahl im Neste auf. Sie nisteten und brüteten in Eintracht, und es dauerte nicht lange, so reckten fünf Störchlein ihre Köpfe zum Neste heraus.

Die folgende Ehestands-Geschichte aus dem Leben der Störche würde der Verfasser nicht wagen mitzutheilen, wenn sie ihm nicht von dem Briefschreiber auf die Autorität des Herrn Pfarrer Studer, vormals Straf-Anstalts-Geistlichen in Zürich, hin aus Stuttgart unter dem 21. März 1876 mitgetheilt worden wäre, und wenn nicht W. Wundt („Vorlesungen über Menschen- und Thierseele" 2. Band, S. 191) ganz dieselbe Geschichte erfahren hätte, nur mit dem Unterschied, daß die Ehebrecherin in letzterem Fall von dem betrogenen Ehegatten im Verein mit mehreren Genossen zu Tode gepeinigt wurde. Im Uebrigen gleicht die Erzählung auf ein Haar der von dem Engländer Murray über seine Adler-Beobachtung gemachten und bereits mitgetheilten. Herr Studer erzählte also dem Berichterstatter: „Auf unserm Dache nistete ein Storchen-Paar, dessen Weibchen öfters, wenn der Gemahl auf Futter ausgeflogen war, die galanten Besuche eines andern Storchenmännchens empfing. Jedesmal nach dessen Entfernung flog die ungetreue Gattin in einen nahen Garten und badete sich in dem Wasser eines daselbst befindlichen kleinen Weihers. Eines Tages war derselbe jedoch derart mit Brettern überdeckt, daß dieses Reinigungsbad nicht ausgeführt werden konnte und die Ungetreue ohne dasselbe in das Nest zurückkehren mußte. Bald kam auch der rechtmäßige Gatte zurück und muß wohl Unrath gewittert haben; denn er säumte nicht lange und jagte die Sünderin mit scharfen Schnabelhieben aus dem geschändeten Ehebett. Ob sie dabei getödtet wurde, ist mir unbekannt geblieben."

Daß mitunter auch die Störchin als Verführerin auftritt,

lehrt ein von Brehm (a. a. O., S. 247) mitgetheilter Fall. In Schloß Kämpen lebte ein Storchpaar, dessen Weibchen bereits brütete, als sich eine unverehelichte Störchin einfand und das Männchen jenes Paares zur Untreue und zum Verlassen der Gattin verleitete. Da vernichtete diese die eigne Brut, indem sie die Eier in die Tiefe warf und das ganze Nest voll Rasen trug. Traurig hielt sie sich dann noch allein bei demselben auf, bis Ende August ein anderes Paar, wahrscheinlich der treulose Gatte mit seiner Buhlin, dort erschien und das Nest wieder herrichtete.

Ein wie treuer Gatte unter andern Umständen der Storch sein kann, zeigt eine ebenfalls von Brehm (a. a. O.) mitgetheilte Beobachtung. In einem kleinen Teiche Süd-Nubiens, welchen der Nil während seiner Ueberschwemmung mit Wasser angefüllt hatte, bemerkte er zu ganz ungewöhnlicher Jahreszeit ein Storchen-Paar. Beide Gatten waren auffallend zahm und wurden, da Brehm die Ursache ihres Hierseins erkunden wollte, leicht erlegt. Da zeigte es sich, daß das Männchen kerngesund, das Weibchen aber sehr abgemagert und flügellahm war. Es hatte die Reise mit den Uebrigen nicht fortsetzen können und hier bleiben müssen, wobei der treue Gatte es nicht verlassen wollte, sondern bei ihm blieb. Einen ganz ähnlichen Beweis großer Gattentreue erzählt W. Vrolik (Het leven en maaksel der dieren, I, S. 58): Ein Storch, dessen Weibchen einer Verwundung wegen die Reise nach dem Süden nicht mit antreten konnte, suchte dasselbe drei Jahre hinter einander an demselben Platze wieder auf und blieb schließlich auch während des Winters bei ihm.

Die große Eifersucht der Störche zeigt sich auch darin, daß ein auf einem Gebäude nistendes Paar in der Regel das Nisten eines andern Paares auf demselben Dach oder selbst auf einem Seitendach des Gebäudes nicht duldet oder dulden will. Herr Wilhelm Paul Graff in Rostock beobachtete (laut Brief vom 30. Nov. 1875) in seinem Geburtsorte, dem Seebad Dobberan in Mecklenburg, auf dem großen Dache eines jetzt zu einer Bierbrauerei eingerichteten ehemaligen Cistercienser-Klosters ein Storchen-Paar, welches auf der wohl hundert Fuß hohen Spitze des nördlichen gothischen Giebels dieses Gebäudes seit Jahren seine Wohnstätte

aufgeschlagen und jedes Jahr heftige Kämpfe mit Nebenbuhlern zu bestehen hatte, welche ihm diesen schönen Platz streitig zu machen suchten. Im Frühling 1871 stellte sich bald nach dem Zuzug des alten Paares auf einem westlich gelegenen Seitenflügel des Gebäudes ein jüngeres Storchenpaar ein, offenbar um sich daselbst auf einem am Ende des Daches angebrachten Zinnenkranz anzubauen. Sofort begannen heftige Angriffe von Seiten des alten männlichen Storchs, die sich wochenlang täglich wiederholten und in der Regel mit der Niederlage des Angreifers endeten. Auf je einem der beiden Giebel standen die Weibchen als unthätige Zuschauer oder flogen in großen Kreisen um das Gebäude, die Raufereien der Gatten mit Klappern und Flügelschlagen begrüßend. Das Ende der mehrwöchentlichen Kämpfe, während welcher die Eier in dem alten Storchnest zerbrochen und hinausgeworfen wurden, und die junge Störchin gar nicht zum Brüten kam, war, daß die Kräfte des Alten nachließen und seine Angriffe auf den Jungen (der sich übrigens meist nur defensiv verhielt) schließlich ganz aufhörten. Nun trat aber eine eigenthümliche Wendung der Dinge ein. Die alte Störchin, welche bisher nichts zur Vertheidigung ihres Doppelsitzes gethan hatte, warf einen förmlichen Haß auf ihren Gatten, welcher die Fremdlinge nicht fernzuhalten vermocht hatte. Mit wüthender Geberde warf sie sich auf denselben, warf ihn vom Nest und duldete ihn nicht mehr auf demselben, ja nicht einmal auf dem Dach des Gebäudes in der Nähe des Nestes. Nichtsdestoweniger eilte der arme Vertriebene, sobald ein Nahrungsbedürfniß die wüthende Gattin vom Neste trieb, hinauf, reinigte es sorgsam und suchte es in einen möglichst wohnlichen Zustand zu bringen, resp. darin zu erhalten, wurde aber von der zurückgekehrten Gattin sofort wieder vertrieben, wobei er sich niemals zur Wehre setzte. Während dessen hatten die siegreichen Störche auf dem andern oder westlichen Giebel ein Nest angelegt, ohne daß sie der über den Kämpfen verlornen Zeit wegen noch Junge aufzubringen vermochten. Dabei nahmen sie innigen Antheil an dem traurigen Schicksal ihres vormaligen Gegners und klapperten zornig, wenn das alte Weibchen den auf dem Dachfirst oft furchtsam nahenden Gatten hartherzig zurückwies und verfolgte. Die Nacht verbrachte der Unglückliche meist auf dem Dachfirst in

der Mitte zwischen den beiden Nestern. Im nächsten Jahre ging es wieder grade so, und das Familiendrama setzte sich sogar in gleicher Weise bis in das vierte Jahr fort. Die alte Störchin brütete gar nicht mehr, und selbst das junge Paar wurde erst nach Ablauf einiger Jahre mit Kindern gesegnet. — Man könnte die Geschichte, wie Herr Graff meint, „Geschiedene Ehe" oder „Gestörtes Familienglück" heißen.

In ähnlicher Weise behandelte eine brütende Störchin, über welche Herr Seemann in Tilsit aus eigner Beobachtung dem Verfasser am 12. Februar 1876 berichtet hat, einen saumseligen Gatten, welcher zu lange vom Neste fortgeblieben war und es dadurch möglich gemacht hatte, daß ein fremder Storch die Brütende angegriffen und ihre Eier aus dem Neste geworfen hatte. Trübselig, den Kopf herabhängend, ließ der Schuldige sich alle Mißhandlungen von Seiten seiner Frau gefallen und durfte erst nach längerer Zeit wieder das Nest besteigen.

Im Uebrigen genießt der Storch mit Recht den Ruf eines ausgezeichneten Familien-Sinnes und großer Liebe zu seinen Jungen, welche er mit ebensoviel Sorgfalt wie Ueberlegung bewacht, pflegt und erzieht. Ein Berichterstatter in Westermann's Monatsheften (Mai 1874) sah ein Storchenpaar, welches seine Jungen mit bewunderungswürdiger Sorgfalt pflegte, Zeichen großen Kummers verrathen, als zwei der Jungen bei einem Gewitter-Regen im Neste ertranken. Bei Häuserbränden will man öfter beobachtet haben, daß sich die Storchenmutter in die Flammen stürzt und, die Flügel über die Jungen ausbreitend, mit verbrennt, so ganz neuerdings nach einem dem „Bad. Beobachter" nacherzählten Zeitungsbericht vom 19. Mai 1878 bei Gelegenheit eines Brandes der s. g. „Landkutsche" in Mannheim. Herr Dr. Krauß, Oberamtsarzt in Tübingen (Zoolog. Garten, 1868, S. 128) beobachtete das Betragen eines Storchenpaars, welches im Frühling 1855 auf dem s. g. Ballhaus in Tübingen brütete. Während des sehr kühlen Monats Mai entfalteten die Eltern die größte Anstrengung, um die Jungen mit ihrem Leibe warm zu halten, bis die heiße Sonne der ersten Juni-Hälfte ihnen diese Mühe ersparte. Nun wurden die Jungen, um sie gegen die Sonnengluth zu schützen, mit Wasser

förmlich übergossen, und die Alten drehten sich mit halbausgebreiteten Flügeln stetig nach dem Sonnenstande, um den Jungen Schatten zu geben. Eines Morgens ragte sogar ein belaubtes Reis aus dem Neste empor, so, als ob man Herrichtung einer Schattenlaube beabsichtige. Der Vater war weit eifriger, als die Mutter. Am 20. Juni, einem sehr kalten Regentage, blieb die Mutter den ganzen Tag aus, während der Vater über den Jungen saß und erst Abends, als der Regen etwas nachließ, zweimal ausflog, um Atzung zu holen. Dennoch empfing der Gatte die spät heimkehrende Gattin jedesmal gut und mit freudigem Klappern, bis endlich nach tagelangem Umherflankiren derselben dem Eheherrn die Geduld riß. Der freudige Empfang unterblieb, man bot sich den Rücken und beobachtete ein düstres Schweigen. Das Weib war nach des Berichterstatters Meinung offenbar eine „Kokette", welche sich lieber draußen in Gesellschaft herumtrieb und darüber die häuslichen Pflichten vernachlässigte.

Mit welcher weitgehenden Ueberlegung Störche unter Umständen ihre Jungen vor Gefahr zu schützen verstehen, lehrt eine dem Verfasser von Herrn Lehrer Schweitzer in Zawda-Wolla bei Lessen (Reg.-Bez. Marienwerder, Westpreußen) unter dem 24. Nov. 1875 mitgetheilte Beobachtung. Ein auf dem Giebel einer Scheune in dem Städtchen Berent (Westpreußen) angebrachtes Storchnest mit jungen Störchen, welches dem Fenster des Beobachters grade gegenüber lag, kam durch einen heftigen Sturm in's Wanken und drohte herabgestürzt zu werden. Die alten Störche umkreisten sorgsam und sichtlich geängstigt das mehr und mehr auf die Seite sich neigende Nest. Als die Gefahr immer dringender wurde, löste der eine der Vögel das Reisig der tiefer hängenden Seite des Nestes mit dem Schnabel los und suchte es auf der andern, vom Sturm bedrohten Seite wieder fest zu machen, während der andre sich auf den bedrohten Rand setzte und durch das Gewicht seines Körpers das Nest wieder in's Gleichgewicht zu bringen suchte. Nachdem der arbeitende Storch mit seiner Arbeit fertig war, setzte er sich zu seinem Gefährten, und beide bemühten sich sichtlich, durch die Last ihres Körpers das Nest möglichst zurechtzurücken. Der Sturm ließ nach, und das Nest, obgleich in etwas schiefer Lage, war und blieb

gerettet!! — Die gleiche Ueberlegungskraft des Storch-Gehirns zeigt sich in dem von Herrn Director Max Schmidt (Zoolog. Garten, 1868, S. 11) beobachteten Umstand, daß die Störche ihr Nest oder den dasselbe umgebenden Reisigkranz auf der Nord- oder Wetter-Seite zum Schutze der Jungen stets am höchsten bauen.

Um nach Allem diesem wieder auf die Storch-Gerichte zurückzukommen, so steht es nach zahlreichen Beobachtungen fest, daß die Störche im Spätsommer kurz vor ihrem Wegzug an bestimmten Orten, in der Regel auf großen Wiesen, sich, oft zu Tausenden, versammeln und eine mit allen möglichen Flugübungen verbundene Art Heerschau halten, wobei einzelne Störche nach vorgängiger Berathung getödtet oder von der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Nach dem Wegzug findet man in der Regel einzelne Storchleichname oder sieht einzelne Ausgeschlossene sich bis spät in den Herbst hinein umhertreiben. Herr Karl Stein (Illustr. Unterhalt.-Blatt, 1877, Nr. 21) hat solche Versammlungen öfter beobachtet und kennt in Mecklenburg wenigstens fünf solcher Orte, wo dieselben (in der Regel zwischen dem 20. und 23. August) abgehalten zu werden pflegen. Herr Stein ist, wie viele andre Beobachter, der Meinung, daß es sich dabei nicht um „Gerichtstage", sondern um Ausscheidung solcher Schwächlinge oder sonst Gebrechlichen handle, von denen man voraussetzt, daß sie die weite Reise über den Ocean nicht würden mitmachen können. Dieser sehr naheliegenden Deutung steht wieder der Umstand im Wege, daß nach ebenfalls ganz zuverlässigen Beobachtungen (man vergl. Zoolog. Garten, 1864, S. 402) die Störche ihre Jungen und Schwächlichen schon mehrere Tage und selbst Wochen vor Antritt der großen Reise aufbrechen lassen, um sie nicht zu sehr zu ermüden, und daß dieselben erst wieder an den Küsten des Mittelmeers in die Haupt-Armee aufgenommen werden. Mag nun die oben mitgetheilte Ansicht richtig sein oder nicht, so steht doch der Annahme, daß die Störche außerdem auch wirkliche Gerichtstage zur gemeinsamen Bestrafung Schuldiger abhalten, um so weniger etwas im Wege, als das Nämliche auch von andern Vögeln, wie Kranichen, Krähen, Sperlingen u. s. w., bekannt oder beobachtet worden ist. Namentlich hat man derartige Versammlungen von Krähen beobachtet, welche bisweilen in großen Massen zu-

sammenkommen und eifrige Verhandlungen pflegen, während einige wenige mit gesenkten Häuptern dasitzen. Nach Verlauf einiger Zeit sieht man, daß sich die Versammlung wieder auflöst, während ein Todter oder deren mehrere auf dem Platze liegen bleiben. Prof. Aimé Huber erzählt, er habe im Pariser Pflanzengarten einen Kranich gesehen, umgeben von einem Kreise anderer, welche flatternd und schreiend sich über den in der Mitte Befindlichen, vielleicht als einen Angeklagten, unterhielten. Sperlinge sollen derartige Versammlungen oder Gerichte mehr zum Ausschelten, als zur ernstlichen Bestrafung eines Sünders halten. Auch sind mehrere bestimmte Fälle bekannt, in welchen Störche in der That in Mehrzahl und nach vorheriger gemeinsamer Verabredung Rache an einem schuldigen oder schuldig geglaubten Collegen nahmen. Watson (a. a. O.) erzählt, daß ein Landmann in der Nähe von Hamburg einen zahmen Storch hielt und demselben einen andern zur Gesellschaft gab. Aber der Zahme fiel über den neuen Ankömmling her und biß ihn so heftig, daß derselbe entfloh. Vier Monate später aber kam der Gebissene in Gesellschaft von drei andern Störchen zurück, welche alle über den Zahmen herfielen und ihn tödteten. — Eine ähnliche Rache nahmen eine Anzahl wilder Störche an einem zahmen, auf dem Hof des Collegien-Gebäudes in Tübingen seit Jahren gehaltenen Storch, welchen sie fälschlicherweise für die Ursache eines in ein benachbartes Storchennest gefallenen Schusses, durch den der im Nest sitzende Storch verwundet worden war, gehalten haben mochten (Näheres bei Perty, Seelenleben der Thiere, S. 453). —

Ehe wir die Besprechung der Vogelehe schließen, darf nicht unerwähnt bleiben, daß die treue und aufopfernde Liebe der Gatten zu einander, ebenso wie bei den Störchen, auch bei fast allen andern Vögeln noch weit über die Zeit der geschlechtlichen Freuden und Erregungen hinaus andauert, und daß namentlich der Gatte während der schweren Zeit der Familien-Gründung, also des Nestbaues, Eierlegens, Brütens u. s. w., Alles thut, was er kann, um der Gattin und Mutter die schweren Sorgen und Mühen dieser Zeit zu erleichtern oder ihr während der langweiligen Periode des Brütens die Zeit kürzer und das Geschäft angenehmer zu machen.

„Rührend," sagt Müller (a. a. O.) „ist die Treue und Sorgsamkeit des dem Brütenden Futter und in vielen Fällen auch Wasser zutragenden Gatten, und am herrlichsten vertreibt das Männchen unter den Singvögeln dem brütenden Weibchen mit seiner Göttergabe des Gesanges die schöne, aber kurze Zeit der Minne." Kein Umstand beweist mehr, als dieser, daß die Thierehe mit einer wirklichen sittlichen Empfindung zusammenhängt, und daß ihr Zweck und ihre Bedeutung weit über die Grenze einer bloßen Befriedigung des sinnlichen Triebes hinausgehen. Kommt nun gar, wie bei dem schon erwähnten Gärtner-Vogel (Amblyornis inornata) die Entwicklung eines wirklichen Schönheitssinnes und die deutliche Absicht der Befriedigung eines ästhetischen Bedürfnisses hinzu, so muß mancher menschliche Ehegatte vor solcher Gefühls- und Geschmacks-Aeußerung beschämt den Hut abziehen. Das Vaterland des merkwürdigen Thierchens, welches unstreitig zu den größten Naturwundern gezählt werden muß, ist Neuguinea; es gehört zur Familie der Paradies-Vögel und hat ungefähr die Größe einer Turteltaube. Ed. Beccari entdeckte den Vogel auf dem Arfakberge in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Er baut ein sehr kunstreiches Nest mit einem thorförmigen Eingang und legt zu der Zeit, wo das Weibchen seine schweren Mutterpflichten erfüllt, vor diesem Thor einen reizenden Garten in einfachem Style an. Zunächst baut er einen üppig grünen Rasen vom feinsten, zierlichsten Moose und verwendet auf dessen Reinhaltung einen Fleiß, der manchem Gärtner zu gönnen wäre. Die unmittelbare Umgebung des Burgthores wird sodann mit größeren Gruppen von Blumen, schöngefärbten Früchten und Insecten verziert. Auch auf den entfernter liegenden Theilen des Rasens finden sich kleine Gruppen, aus denselben Mitteln hergestellt. Verwelkt eine Blume, verliert eine Frucht ihr Ansehen, so werden sie durch neue ersetzt. Die Bewohner des Berges Arfak, welche sich selbst durch nichts weniger als durch Schönheitssinn auszeichnen, denn ihre verwahrlosten Hütten starren vor Schmutz, bewundern die Fähigkeit des kleinen Gartenkünstlers und nennen ihn deßhalb Tukan Roban, d. h. Gärtner. Der Gärtner ahmt nebenbei auch die Stimme aller dort vorkommenden Vögel mit überraschender Aehnlichkeit nach.

Etwas Aehnliches ist merkwürdiger Weise auch von unserm Staar beobachtet worden. In der Zeitschrift des Thierschutz-Vereins für Hessen (1877, Nr. 10) wird erzählt, daß an der Wohnung des Rendanten K. in U. ein in einem der dort befindlichen Nistkästchen alljährlich brütender Staar eines Frühjahrs ohne seine Ehehälfte zurückgekommen sei und, nachdem er sich eine Zeitlang sehr unruhig geberdet, die Oeffnung seines Kastens mit Frühlingsblumen geschmückt habe, welche er in dem hinter dem Hause liegenden Gärtchen ausgerissen hatte — offenbar, um die „Schönen" der vorbeipassirenden Staarenwelt damit anzulocken!! Da sich dieses öfter wiederholte, und da dem Besitzer der Wohnung seine sorgsam gepflegten Blumen lieber waren, als der Staar, so mußte der arme, mit soviel Schönheitssinn ausgestattete Wittwer durch Pulver und Blei sterben.

Sucht so der Gärtner das Auge der geliebten Gattin zu ergötzen, so entzückt das Männchen der Bastard-Nachtigall (Hypolais hortensis) das Ohr des brütenden Weibchens, indem es nach vollendetem Nestbau ihr seine schönsten Lieder vorsingt und seine Kunst im Vortrag fast noch mehr entwickelt, als zur Zeit der Paarung. „Hoch richtet der Sänger die sonst etwas vorgebeugte Brust auf, sträubt die Scheitelfedern, bläst singend die Kehle auf, daß die Federn daran abstehen, tanzt förmlich um die Geliebte herum, überstürzt sich, kollert einige Fuß vom Baum herab, als ob er plötzlich von Krämpfen befallen worden sei, und übertrifft sich selbst in Bezug auf Schönheit und Reichthum der Töne." (Müller, a. a. O.) Die große Bekassine wiederum unterhält oft stundenlang ihr Weibchen durch ihre Luftspiele, bei welchen sie sich mit ihrem bekannten „Meckern" (schnurrenden Schwungfeder-Tönen) mit schiefem Flugsturz streckenweise und endlich wie ein sausender Pfeil in das Moor zur Geliebten hinabwirft. (Ebenda.) Bei dem Edelfinken (Fringilla coelebs) gestaltet sich nach demselben Beobachter das Verhältniß zwischen Mann und Frau um so inniger, je weiter der Nestbau und die Aussicht auf Familie vorwärts rückt. Während das Rebhuhn brütet, hält sich der Hahn stets in dessen Nähe auf, bewacht das geliebte Weib und sorgt für dasselbe mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt und Zärtlichkeit. Von dem Hals-

bandsittich (Palaeornis torquatus) erzählt Brehm (Thierleben, IV., S. 135): „Das Männchen überhäuft die Gattin mit allen Zärtlichkeiten, welche Papageien gegenseitig sich erweisen, schnäbelt und ätzt sie, nestelt in ihrem Gefieder, umhalst sie förmlich, biegt sich darauf zurück, lüftet die Flügel und breitet den Schwanz, das Bild des Adlers im Wappen darstellend, aus, weist eifersüchtig jede Annäherung eines andern seines Geschlechts oder eines Papageien zurück und hält scharfe Wacht, namentlich vor dem Eingange zu dem Nistkasten. Allerliebst sieht es aus, wenn die Gattin in diesem arbeitend verweilt, und wenn das Männchen durch Anklopfen mit dem Schnabel sie hervorruft, während sie mit dem Kopfe zum Schlupfloch herausschaut, einen Augenblick mit ihr kost und dann, nachdem sie sich von Neuem zurückgezogen, wiederum seinen Wachtposten vor dem Käfige einnimmt.“ Von dem Goldspecht (Colaptes auratus) erzählt Audubon: „Wenn das Männchen mit dem Herrichten der Wohnung beschäftigt ist, hängt sich das Weibchen daneben und beglückwünscht es über jeden Span, den sein Schnabel durch die Luft sendet. Wenn er ausruht, scheint er mit ihr auf das Zierlichste zu sprechen, und wenn er ermüdet ist, wir' 'r von ihr unterstützt. Ist die Arbeit fertig, so liebkosen sie einander auf den Zweigen, klettern mit wahrem Vergnügen an den Stämmen der Bäume empor oder um sie herum, trommeln mit dem Schnabel an abgestorbene Zweige, verjagen ihre Vettern, die Rothköpfe, vertheidigen das Nest gegen die Purpurstaaren, kichern und lachen dazwischen, u. s. w. u. s. w.“

Eine sehr eigenthümliche Art der Sorge für das Wohl seiner Ehehälfte während der Brütezeit bethätigt, nach des berühmten Livingstone's Mittheilung, der afrikanische Korwé oder rothschnabelige Nashorn-Vogel (Buceros erythorhynchus). Er mauert das Weibchen während der Abhaltung des Wochenbettes in seinem Neste förmlich ein und läßt nur eine kleine Oeffnung frei, durch welche dasselbe seinen Schnabel steckt, um sich von dem Männchen füttern zu lassen. Während zwei bis drei Monaten ist nun das letztere eifrig beschäftigt, die Gattin nebst den Jungen zu füttern. Gewöhnlich wird jene hierbei so fett, daß sie bei den Eingebornen als Leckerbissen gilt, während das sich aufopfernde Männchen jäm-

merlich abmagert, oft in einem solchen Grade, daß es bei Eintritt der Regenzeit von dem Baume fällt und stirbt. —

Was die Gattenliebe und eheliche Anhänglichkeit der übrigen Thiere betrifft, so fehlt es auch hier nicht an zahlreichen Beispielen, welche zeigen, daß das von den Vögeln gelieferte Vorbild in vielen Fällen erreicht, in einzelnen sogar noch übertroffen wird. So hat Brehm (Thierleben, II., S. 18) Rollmarder (Paradoxurus hermaphroditus) gesehen, welche wahre Musterbilder zärtlicher Ehegatten waren, Alles gemeinschaftlich thaten, zu gleicher Zeit außerhalb ihres Schlafkastens erschienen, gleichzeitig und fast ohne neidische Regungen fraßen, hübsch mit einander spielten und große Sehnsucht an den Tag legten, wenn sie getrennt wurden. Eine von Brehm gepflegte Bärin, welche von ihrem Eheherrn getrennt wurde, legte sehr wenig Zärtlichkeit gegen ihr Junges an den Tag, zeigte dagegen um so größere Sehnsucht nach ihrem Bären. Sobald dieser der Thür ihrer Zelle sich nahte, verließ sie ihr Junges augenblicklich und schnüffelte und schnaufte nach dem Herrn Gemahl. Aus überwiegender Hinneigung zu demselben vernachlässigte sie ihr Junges derart, daß es starb, und wurde erst wieder ruhig, als beide Thiere wieder zusammengebracht wurden. Dasselbe hat man im Winter 1853—54 an einem herrlichen Löwen-Paar der Kreuzberg'schen Menagerie in München beobachtet. Als man die Gatten trennte, wurde der Löwe äußerst wild und unruhig, die Löwin fügte sich leichter. Aber als der Löwe wieder in die Menagerie gebracht wurde, schien die Löwin schon von Weitem seine Ankunft zu wittern und gab ihre Freude auf jede Weise zu erkennen. Nach der Wiedervereinigung wollte das Umhalsen und Belecken kein Ende nehmen; und so furchtbar und großartig das Benehmen des männlichen Löwen in seinem Grimme war, so mild und zärtlich erschien nun das Benehmen Beider, als sie das Glück hatten, sich wieder zu besitzen. (Geschichten aus dem Thierleben, herausgeg. v. Münchner Thierschutzverein. München, 1860.) Noch interessanter und belehrender, als diese Menagerie-Beobachtung, ist das, was der berühmte Löwen-Jäger Gérard über das Benehmen des Löwen-Gatten in der Wildheit gesehen hat. Nach ihm verläßt der König der Thiere seine Gattin niemals ohne die dringendste Noth und

zeigt ihr fortwährend die größte Liebe und Rücksicht. Gehen sie zusammen auf Raub aus, wobei der Gatte stille steht, so oft es der Gattin gefällt, so bringt er ihr, nachdem er in den Douar eingebrochen ist, während sie sich niedergelegt hat, das Beste, was er finden konnte, und sieht ihr mit dem größten Behagen zu, während sie frißt. Erst wenn sie gesättigt ist, denkt er auch an sich. (Menault, a. a. O., S. 280.) Männchen und Weibchen des Meerschweinchens (Cavia cobaya) behandeln sich einander überaus zärtlich, lecken sich gegenseitig und kämmen sich mit den Krallen der Vorderfüße das Haar glatt. Schläft das Eine, so wacht das Andere für seine Sicherheit. Währt es ihm zu lange, so weckt es den Gefährten mit Lecken und Kämmen und schläft dann seinerseits ein. Namentlich sucht das Männchen dem Weibchen auf jede Weise seine Liebe und Anhänglichkeit zu beweisen. Den Nashörnern (Rhinoceros) wohnt, wie Noll mittheilt, eine wahrhaft rührende Zuneigung gegen einander inne. Legt sich das Eine nieder, so streckt sich auch das Andere daneben hin, oft so, daß sein Kopf auf dem Leibe des Genossen ruht; steht das Erste auf, so erhebt sich auch das Zweite; geht Dieses im Käfig auf und ab, so thut es auch Jenes; beginnt das Männchen zu fressen, so verspürt auch das Weibchen das Bedürfniß, etwas zu sich zu nehmen; ruft Letzteres, so antwortet Ersteres, und umgekehrt. Die Gattenliebe der Gazellen (Antilope dorcas) ist so groß, daß, als Brehm Eines von einem Paare schoß, das Andere ängstlich blökend um den gefallenen Gefährten herumging, ohne ihn zu verlassen, und so ebenfalls leicht erlegt wurde. Watson (The reasoning power in animals, S. 266) erzählt, daß im Jahre 1863 der Wildhüter eines Herrn in der Nähe von Preston in England einen großen männlichen Fuchs gefangen und zu Hause an eine Kette gelegt hatte. Andern Tags, als der Hüter ihm sein Futter bringen wollte, sah er einen zweiten Fuchs bei ihm liegen, welcher sich beim Anblick des Menschen alsbald entfernte. Er vermuthete, daß es das zu dem Gefangenen gehörige Weibchen sei, und diese Vermuthung bestätigte sich, als dasselbe einige Tage später in einer Falle gefangen wurde, nachdem es noch mehrmals bei dem gefangenen Gatten erschienen war und ihm Hühner, welche es auf dem Hofe getödtet, vorgelegt hatte. Leider mußte die aufopfernde

Gattin diese Räuberei mit dem Leben büßen. Einen ähnlichen Fall von Gattentreue des Fuchses hat Herr O. von Corvin in Wertheim dem Verfasser mitgetheilt. Ein Förster in der Nähe von Hanau, der bei einem Fuchsbau lauerte, schoß dem Fuchs absichtlich die Hinterläufe entzwei, um seinem noch jungen Hühnerhund Gelegenheit zu geben, einen Fuchs zu würgen, ohne durch dessen vielleicht zu großen Widerstand abgeschreckt zu werden. Kaum geriethen aber die Beiden in Kampf, als auch sogleich die Füchsin herbeikam und ihrem Manne beistand, ohne sich durch die Anwesenheit des Jägers abschrecken zu lassen. Als derselbe näher hinzutrat, lief die Füchsin wohl etwas bei Seite, blieb aber sitzen und sah mit Angst dem Kampfe ihres verwundeten Mannes mit dem Hunde zu, bis der Jäger wieder geladen hatte und sie todt schoß. „Hätte eine Frau," setzt Herr von Corvin hinzu, „so gehandelt, man würde ihren Namen in Gedichten feiern, allein natürlich, die Füchsin trieb nur — der Instinct! Denn hätte sie Verstand gehabt, sie würde Hals über Kopf davon gelaufen und froh gewesen sein, daß sie einen verkrüppelten Mann los geworden."

Die Mittheilung eines Falls von Gattenliebe oder Gattentreue beim Pferd verdankt der Verfasser Herrn Emil Schulz, Rittergutsbesitzer auf Tornow, Amt Schönfeld, Kreis Prenzlau. Im Jahre 1870 wechselte derselbe seinen Deck-Hengst. Eine Stute, die jahrelang nur mit dem alten Hengst gepaart worden war, verweigerte trotz der ausgebildeten Brunst sehr energisch und beharrlich die Begattung mit dem neuen Hengst, während sie sofort den alten mit allen Zeichen der Freude und der individuellen Zuneigung annahm.

Auffallende Beispiele von ehelicher Liebe und Treue liefert unter den Vierfüßern auch das dem Menschen so nahe stehende Geschlecht der Affen, deren inniges Familienleben und große Kinderliebe bekanntlich sprichwörtlich geworden sind. Beide Geschlechter halten bei den in Einehe lebenden Arten eng zusammen, trennen sich fast nie, schlafen gemeinschaftlich, und ihr treues, eheliches Verhältniß dauert auch fort, wenn die Brunst-, Brüte- oder Erziehungs-Zeit vorüber ist. Cuvier erzählt, daß, als im Pariser Pflanzengarten eines der Uistitis (Hapale Jacchus) gestorben war, der überlebende Gatte sich untröstlich geberdete, lange Zeit die theure Leiche

liebkoste und endlich, von der grausamen Wirklichkeit überzeugt, seine Augen mit den Vorderpfoten bedeckte und so lange ohne Nahrung liegen blieb, bis er schließlich zu leben aufgehört hatte. Daß bei dem leidenschaftlichen Temperament der Affen auch die Eifersucht keine kleine Rolle in ihrem ehelichen Leben spielt, braucht kaum versichert zu werden. Die Eifersucht, sagt Brehm (Thierleben, I., S. 48), macht den s. g. Leitaffen, den Führer einer Heerde, furchtbar. Seine Augen sind scharf, und seine Zucht ist streng, er versteht in Liebessachen keinen Spaß. Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit einem Grünschnabel hingeben. Die Aeffinnen, welche sich oder besser ihn vergessen sollten, werden gemaulschellt und zerzaust; noch schlechter ergeht es dem betreffenden Affen-Jüngling, welcher die Harems-gesetze des auf sein Recht stolzen Sultans verletzt. Auch wird ihm von seinen Gattinnen auf jede Weise hofirt und geschmeichelt. An gefangenen Mandrills, deren Paarungstrieb oder Geschlechtsliebe bekanntlich, wie bei fast allen Affen, überaus groß ist, hat man sogar nicht allein die zudringlichste Zuneigung zu Menschenweibern, sondern auch Eifersucht gegen deren rechtmäßige Liebhaber beobachtet. Sie werden rasend, wenn ein Mann solche vermeintliche Freundinnen von ihnen liebkost oder zu liebkosen vorgibt, und tragen ihm ein so großes Verbrechen lange Zeit nach. Im Pariser Pflanzengarten hat man diese Eifersucht benutzt, um einen aus seinem Gefängniß ausgebrochenen Mandrill wieder hineinzubringen, indem sich ein Wärter mit der Tochter eines der Wärter hinter den Käfig stellte und that, als ob er sie umarme. Der verliebte Affe stürzte in den Käfig und war gefangen. — Eine kostbare Eifersuchts-Scene bei Affen hat O. von Corvin einst in einer Menagerie beobachtet. Hinter einem kleinen, sehr munteren Affenpärchen saß ein großer, melancholischer Affe, welcher seine kleine Nachbarin (sie war wohl fünfmal kleiner, als er) ohne Einwand von Seiten ihres Gatten öfter in seine Arme nahm und zu erwärmen suchte. Was zu dieser Nachsicht vielleicht nicht unwesentlich beitrug, war der Umstand, daß der Gatte selbst eine Intrigue mit der kleinen koketten Frau seines Nachbars zur Rechten hatte, welcher letztere leichtsinnig genug war, mehr auf die Freßgeschirre seiner Nachbarn, als auf seine Ehe-

hälfte zu achten. Als nun eines Mittags der Herr Beobachter in der Thierbude war und die kleine Frau in den Armen ihres großen Liebhabers schlief, unschuldig wie ein Kind an der Mutter Brust, war der naschhafte Mann der Frau Nachbarin beschäftigt, eine Birne wegzukapern, welche ein Besucher so hingelegt hatte, daß er nur mit Mühe zu ihr gelangen konnte. Diesen günstigen Augenblick benutzte der ungetreue Gemahl der kleinen schlafenden Frau, um seine Intrigue mit der koketten Nachbarin zum Austrag zu bringen, und Beide begegneten sich einander auf halbem Wege, was um so nöthiger war, als sie Beide angekettet waren. Ihr Glück schien gesichert; aber —

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand
„Schwebt der finstren Mächte Hand",

und

„Wie ein Blitz aus heitrer Bläue
„Stürzt herein das Mißgeschick."

Traue Keiner einem schlafenden Weibe und am allerwenigsten einer schlafenden Gattin, wenn sie auf eine Meile im Umkreis eine Nebenbuhlerin wittert! Dieser Erfahrungssatz bestätigte sich auch hier. Wie ein Blitz stürzte plötzlich die kleine Frau aus den Armen ihres kolossalen Liebhabers auf das liebetrunkene Paar, maulschellirte — ächt weiblich — zuerst die Nebenbuhlerin, nahm dann ihren Benedict am Ohr, schleppte ihn in's häusliche Hauptquartier und demonstrirte ihm hier ad hominem oder vielmehr ad simiam, daß er durchaus nicht nöthig habe, den Schatz seiner Liebe an irgend eine Fremde zu vergeuden!!

Mit mehr Glück, aber auch mit mehr Verschlagenheit, als dieser arme Erwischte, operirte ein von Herrn Albert Torek in Newjork (laut Schreiben an den Verfasser vom 13. April 1878) beobachteter Hauskater, welcher lange Jahre mit seiner, wenn auch nicht durch den Segen der Kirche, aber doch nach Rousseau'schen Grundsätzen der öffentlichen Erziehung ihm ehelich Angetrauten ein sehr glückliches Familien-Leben geführt hatte. Nichtsdestoweniger erwärmte sich sein altes Herz mehr, als erlaubt, beim Anblick einer jüngeren Katze, welche ihm öfter auf dem Dache begegnete. (Die Bauart der Häuser in Newjork mit meist flachen Dächern

gibt zu derartigen Beobachtungen sehr gute Gelegenheit.) Er ging ihr einige Schritte nach, sah sich aber dann sorgfältig nach allen Seiten um, und erst, wenn er bemerkte, daß seine Ehehälfte nicht in der Nähe war, setzte er seinen Liebesgang fort. Sobald er seine Gattin aber nur von Weitem erblickte, wandte er sich mit einer plötzlich angenommenen Miene der Verachtung von dem Gegenstande seiner Neigung hinweg und that, als ob ihm alle andern Göttinnen neben der seinigen gleichgültig wären. Die von ihm gemachte Geberde war, wie Herr Torek bemerkt, dieselbe, welche man so oft bei Hunden oder Katzen wahrnimmt, wenn man sie bei der Absicht des Naschens überrascht.

Wie empfindlich übrigens auch die Ehefrauen der Vierfüßer für bewiesene Untreue in der Ehe sind, beweist eine dem Verfasser von Frln. Emilie Riebel in Ronneburg bei Gera mit Brief vom 14. December 1875 mitgetheilte Hunde-Ehestands-Geschichte, welche um so bemerkenswerther erscheint, als man sonst von Hunden Derartiges am wenigsten erwartet, sondern annimmt, daß sie allgemein der Venus vulgivaga huldigen. Nettchen, die Hündin, lag mit fünf Kindern in der Wochenstube, sie nur auf kurze Augenblicke verlassend. Fips, der Vater, hatte bei früheren Wochenbetten thätigen Antheil an den Sorgen für die kleine Familie genommen. Diesesmal war es anders. Er wollte von Frau und Kindern nichts wissen, da er mittlerweile ein unsauberes Verhältniß mit einem in einem Stall des Hofes einquartierten weiblichen Fleischerhund, Namens Turko, angefangen hatte. Er schlief bei demselben im Stall, kündigte selbst seiner Herrin Liebe und Gehorsam und übertrug seine Zärtlichkeit auf deren Hauswirth, den Besitzer Turko's. So sehr kann schlechter Umgang oder böse Leidenschaft gute Sitten verderben! Währenddessen wurde Nettchen, welche nicht mehr fressen wollte, ganz elend und schrie in langem Klageton laut auf, als die Herrin mit Zärtlichkeiten jeder Art den ungetreuen Gatten wieder einmal in ihr Zimmer gelockt hatte. Darnach machte Fips den Versuch, seine neue Geliebte bei seiner Herrin einzuführen, lud sie zur Benutzung seines Milchnapfes ein und wollte sie schließlich gar verleiten, mit ihm zusammen Gebrauch von Sopha und Bett zu machen, während Turko anständig genug war,

Letzteres nicht anzunehmen. Dagegen besuchte und untersuchte er in Gesellschaft seiner Freundin alle Zimmer; nur der Eintritt in Nettchens Kammer blieb ihm verschlossen, da das tiefgekränkte Thier in sonst nie gesehener leidenschaftlicher Aufregung zähnefletschend dieses verwehrte. Erst nach Wochen, und nachdem die Jungen längst fortgeschafft waren, gelang es der Herrin, die Feindschaft zwischen den beiden Gatten nach und nach zu mildern. Beim Spazierengehn blieb Fips stets allein zurück, Nettchen ging gelangweilt und traurig neben her — genau wie entzweite Eheleute. Erst nach Ablauf von sieben Wochen war der lange eheliche Zwist wieder ausgeglichen und das frühere Einvernehmen wieder hergestellt, wobei sich Nettchen sichtlich erholt hatte. — Uebrigens war Nettchen ein Thier von großer Intelligenz. Wenn die Herrin verreiste, pflegte sie dieses ihren beiden Hunden durch Worte und Geberden, und indem sie das Geräusch der Dampfpfeife nachmachte, deutlich und ihnen begreiflich zu machen, daß sie nicht mitgehen könnten. Fips begriff dieses in der Regel sehr schwer, Nettchen dagegen sehr leicht. Sie legte sich ruhig und betrübt nieder und machte keine Miene zu folgen. Einmal (im Sommer 1875) verreiste die Herrin, ohne den Hunden Etwas zu sagen; auch hatten dieselben sie nicht fortgehen sehen. Nettchen suchte die Herrin im ganzen Hause und rannte, als sie dieselbe nicht fand, während zweier Tage jedesmal auf den nahen Bahnhof, sobald sie die Locomotive pfeifen hörte. Nur beging das Thier insofern einen Irrthum, als es auch bei dem Ertönen der Dampfpfeife einer benachbarten Spinnfabrik hinweglief.

Daß übrigens Mißachtung der ehelichen Treue, und zwar sowohl in monogamischen, wie polygamischen Ehen, ein Verbrechen oder ein Unrecht ist, wissen die Vierfüßer so gut wie die Vögel. Perty (a. a. O., S. 101) erzählt, daß wenn sich eine Stute einer der verwilderten Pferdeheerden mit einem Hengst einer andern Heerde abgegeben hat, sie von dem Leithengst der andern Heerde nicht mehr geduldet wird. Auch die weiblichen Robben, welche während der eifersüchtigen Kämpfe ihrer Ehegatten sich heimlich hinwegstehlen, um draußen im Meere mit einem der umherschwimmenden Junggesellen-Robben ehebrecherischen Umgang zu treiben, werden (nach Brehm's Mittheilung) bei ihrer Rückkehr

nach der Küste „von allen männlichen Gliedern der Versammlung gleichgültig behandelt.“ Ohne Zweifel würden sich weitere Beispiele dieser Art ausfindig machen lassen.

Daß bei der Intensität der Liebeswerbung und der Liebeskämpfe der Fische, wie wir sie kennen gelernt haben, denselben auch Gattenliebe und sonstige eheliche Tugenden nicht fehlen werden, darf um so eher vorausgesetzt werden, als dieselben, wie später gezeigt werden wird, vortreffliche Familien-Väter und ebenso sorgsame wie geschickte Pfleger und Erzieher ihrer Brut sind. Von dem Lachs (Salmo) weiß man, daß er in Monogamie lebt, und daß das Männchen während des Laichens unausgesetzt bemüht ist, fremde Nebenbuhler abzuhalten und seine Heimstätte zu beschützen. Uebrigens nimmt das Weibchen so wenig wie so viele Vögel Anstand, sich rasch wieder zu verheirathen, wenn das Männchen gefangen oder getödtet worden ist. Young erwähnt, wie K. Dambeck mittheilt, in einem Bericht an das engl. Parlament für 1824, daß einem weiblichen Lachse neun Männchen nach einander getödtet worden seien, und daß es zuletzt in Gesellschaft einer großen, gelben Forelle zurückgekehrt sei.

Bei Besprechung der geschlechtlichen Verhältnisse der Käfer (Coleoptera) erwähnt Darwin (a. a. O., I, S. 335), daß die beiden Geschlechter eines lamellicornen Käfers, des Ateuchus cicatricosus, paarweise leben und sehr aneinander zu hängen scheinen. Das Männchen treibt das Weibchen dazu an, die Kothballen zu rollen, in denen die Eier abgelegt werden, und wenn das Weibchen entfernt wird, wird das Männchen sehr beunruhigt; wird dagegen das Männchen entfernt, so hört das Weibchen völlig auf zu arbeiten und würde, wie Herr Brulerie glaubt, auf derselben Stelle bleiben, bis es stürbe. — Die beiden Geschlechter von Lethrus cephalotes (eines der Lamellicornier) bewohnen eine und dieselbe Höhle, und wenn ein fremdes Männchen in dieselbe einzubringen sucht, so schließt das Weibchen den Eingang und feuert sein Männchen dadurch an, daß es dasselbe von hinten hervortreibt. Die ganze Handlung hört nicht eher auf, als bis der Angreifer getödtet ist oder davon läuft.

Ja selbst die Würmer kennen eine Gemeinschaft der Geschlechter

und eine Liebe der Ehegatten, wie sie inniger kaum bei Mensch und Thier gedacht werden kann. Zum Beweise dessen erinnert Karl Vogt (Freireligiöser Kalender für 1877) an das in den Kiemen unserer Weißfische lebende Doppelthier Diplozoon; an den ebenda lebenden Wurm Diporpa, wo die beiden Gatten für die ganze Zeit ihres Lebens zusammenwachsen, wie die siamesischen Zwillinge; an die in erbsengroßen Bälgen unter der Haut der Sperlinge lebenden Würmer Monostoma bijugum, welche, wie Scheffel's Guano-Vögel, in stetiger Ruhe sitzen und dabei nur ihren ehelichen Pflichten leben; an den Saugwurm Distoma haematobium, der in heißen Ländern in den Blutgefäßen des Menschen lebt und hier in der stetig ihn umspülenden rothen und warmen Fluth nur den Pflichten der Liebe lebt, indem das größere Männchen die Seitenränder seines Leibes um das Weibchen zusammenschlägt, wie ein liebender Gatte, der den Mantel um seine vor Kälte oder Frost zitternde Ehehälfte herumschlägt, u. s. w. u. s. w. „Gewiß," setzt Vogt hinzu, „soweit ein Wurm denken oder fühlen kann, haben beide Würmer dieselben Gedanken, dieselben Gefühle und eine Ausdauer in diesen Gefühlen, die sicher oft den Menschen beschämen würde, in dessen Blut sie wohnen, wenn dieser ihrer Anwesenheit bewußt sein könnte." —

Die bisher geschilderte Empfindung der Gattenliebe, sowie das eheliche Leben selbst erreichen ihren Zweck oder finden ihre eigentliche Erfüllung erst in der Gründung und Einrichtung der Familie oder in dem Familienleben, welches bei den Thieren ebenso innig, reich und mannichfaltig, wenn nicht Alles dieses in noch höherem Grade ist, wie bei dem Menschen. Sind doch bekanntermaßen die Aeußerungen der Mutter-, Eltern- und Kindesliebe, sowie der Sorge für die Nachkommen überhaupt, bei den Thieren so stark und allgemein, daß sie den Menschen von Menschen selbst so oft als nachahmungswerthes Beispiel vorgehalten werden! Dabei kommen alle jene zarten und liebenswürdigen Empfindungen tiefster Liebe und Innigkeit, wie sie das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern hervorzurufen im Stande ist, zum oft vollendetsten Ausdruck. Wenn man z. B. jene mit wahrer Liebe nach täglichen und stündlichen Aufzeichnungen niedergeschriebene Geschichte einer Canarien-

Vogel-Familie liest, welche ein genauer Beobachter in Nr. 8 und 9 des „Zoologischen Gartens“ vom Jahre 1861 veröffentlicht hat, so glaubt man sich beinahe mitten in den Schooß einer liebenswürdigen menschlichen Familie versetzt — nur mit dem Unterschied, daß sich dort alle Ereignisse weit rascher und darum auch augenblicklich lebendiger abspielen: Zuerst (8. und 9. April) das Singen der Liebeswerbung des nach einer mitfühlenden Seele verlangenden Männchens. Dann (am 10. April) die Qual der Wahl zwischen drei dem Verliebten zur Verfügung gestellten Schönen, von denen rasch die eine sich geneigt zeigt, ein Ehebündniß einzugehen. Am 11. April gegenseitiges Locken von Bauer zu Bauer und schließliches Zusammenkommen. Anfänglich große Verlegenheit und Scheu von Seiten des etwas ängstlichen Männchens; dagegen Lockung und Ermunterung von Seiten des dennoch vor dem Nahenden fliehenden Weibchens. Am 12. April scheint der Bund geschlossen; das Paar schnäbelt sich seit dem frühen Morgen und jagt sich bei offen gelassener Käfig-Thüre unter lauten, schmetternden Tönen im Zimmer umher. Immer entwischt das Weibchen, und erst am 13. April Nachmittags wird der eifrige Liebhaber glücklich. Bereits folgenden Tages ist die Gattin beschäftigt, Fäden aus dem Bodenteppich auszureißen und Material für den Bau eines Nestes herbeizuschaffen. Das Männchen will helfen; aber es stellt sich ungeschickt an und macht Alles verkehrt. Am 17. April wird das Nest fertig, am 18. April liegt das erste Ei darin, während die Vereinigungen mit derselben Häufigkeit fortdauern. Jamjam Domina postulat, dominus obedit. Am 21. April sind bereits vier Eier im Nest, und das Weibchen sitzt brütend darauf. Nun fängt das Männchen an, Futter herbeizutragen und die Gattin zu ätzen, wie junge Vögel geätzt werden. Auch fängt er an, zur Unterhaltung der Gattin wieder, wenn auch vorerst selten und schwach, zu singen, nachdem er vorher fast ganz damit aufgehört hatte. Die brütende Frau verläßt die Eier nur auf ganz kurze Augenblicke, um sich durch einen raschen Flug durch's Zimmer „etwas Bewegung zu machen“, und kehrt sogleich wieder zu ihrer Pflicht zurück. Seit dem 20. April kommen keine Vereinigungen mehr vor; die Familiensorge hat den Trieb überwunden. Bisweilen, wenn das Weibchen einen

Augenblick das Nest verlassen hat, setzt sich der Gemahl auf den Nestrand und zwitschert angelegentlich mit den Eiern, zu denen er sich tief herabbückt. Am 28. April fand der erste Zwist zwischen den Eheleuten statt. Der Hahn hatte sich auf die Eier gesetzt und wollte dem zurückkehrenden Weibchen nicht weichen. Aber sie brachte ihn doch heraus, und schon fünf Minuten später fütterte er sie wieder. Am 4. Mai saßen beide Eltern zusammen auf dem Rand des Nestes, blickten tief hinein und plauderten gemüthlich. Dieses hatte der Beobachter vorher nicht wahrgenommen, er nahm das Nest herab, und siehe da — zwei fast ganz nackte Junge lagen im Nest! Das dritte Ei war noch nicht ausgeschlüpft. Am 5. Mai verlangt der „Vater" beim Mittagessen, indem er auf den Teller geflogen kömmt, Fleisch, was er früher nie gethan, und beide Eltern füttern nun eifrig und häufig die hungrigen Jungen. Als am 6. Mai zwei Knaben zum Besuch kommen, um die „Familie" zu sehen, setzt sich der Hahn sofort hart neben das Nest und bleibt da, ganz gegen seine Gewohnheit, volle anderthalb Stunden Wache haltend sitzen. Die Jungen nehmen von Tag zu Tag an Körperfülle, an Federspulen und an — Verstand zu. Denn bereits am 13. Mai suchen sie, wie dieses die meisten Vögel aus wohlweislichen Gründen zu thun pflegen, das Nest rein zu halten und lassen den Unrath mit über den Nestrand emporgerecktem Hintertheil des Körpers nach Außen fallen. Das eine der beiden Jungen ist in der Entwicklung voran, es hat ein schönes schwarzes Köpfchen und ist der Bevorzugte der Eltern. Erst wenn es vollständig gesättigt ist, kommt das Zweite daran. Am 16. Mai putzt sich Schwarzköpfchen zum erstenmal; am 17. Mai sind die Jungen fast vollständig befiedert. — Am 20. Mai, Morgens 8 Uhr, findet die erste Vereinigung für die zweite Brut statt. Vorher sang der Hahn wundervoll, aber nur einmal. Sie hat in des Herrn alten Filzschuhen jetzt neues Bau-Material entdeckt und baut an einem neuen Nest. An demselben Tage hält Schwarzköpfchen unter Zittern und Zagen seinen ersten Ausflug — bis auf den Nestrand, während die Eltern mit stummem Erstaunen zusehen; aber schon nach einer Minute sitzt er wieder tief im Nest. Bei dem Aetzen ist der Hahn, der weiter nichts zu thun hat, jetzt weit eifriger, als die Gattin,

aber nie ätzen die Vögel unmittelbar. Immer wird die Nahrung für die Jungen im Kropf erst vorbereitet. Am 21. Mai üben sich beide Jungen auf dem Nestrand, aber noch wagt keines sich herab bis auf eine Stange. Die Füße dienen nur noch als einfache, breite Stützen, wie bei den Stelzvögeln, nicht zum Umklammern. Der Herr wirft der nestbauenden Mutter einen Charpiefaden hin; sie nimmt ihn auf und sieht den Geber scharf an. Aber erst nachdem sie nacheinander fünf Fäden erhalten hat, hält sie es für der Mühe werth, mit dem kostbaren Schatz im Schnabel heimzufliegen. Am 21. Mai hüpft Schwarzköpfchen auf die Stange neben dem Nest, dann auf den Boden des Käfigs, wobei die Füßchen noch sehr schwanken und der Schwanz als Stütze gebraucht wird. Der Hahn singt an diesem Tage etliche Male stark und schön. Er ist sehr keck geworden und beißt in den Finger, wenn man nach ihm deutet. Am folgenden Tage hüpfen beide Kleinen öfters einige Minuten im Käfig umher, gehen aber schnell zurück in's Nest. Am 23. Mai sind sie bereits so keck geworden, daß sie sich in dem neuen Neste breit machen. Die Mutter bringt sie mit vieler Mühe heraus. Am 24. Mai fällt Schwarzköpfchen nach einigen ungeschickten Flug-Versuchen zu Boden. Sogleich ist der Vater bei ihm und hüpft um ihn her, als wolle er sagen: Fürchte dich nicht, ich bin da! Am 25. Mai frißt Schwarzköpfchen zum Erstenmal selbst. Doch ätzt der Vater immer noch die beiden Jungen, während die Mutter auf ihren neu gelegten Eiern sitzt. Am 27. und 28. Mai baden die Jungen zum Erstenmal, ängstlich, flatternd, sind rasch wieder heraus. Schwarzköpfchen fliegt gegen eine Fensterscheibe, stürzt herab und wird abermals vom Vater getröstet. Am 29. Mai sitzen beide Jungen auf den Stangen; ihr Flug wird immer geschickter. Sie fliegen nach einem bestimmten Ziel und erreichen es auch. Ende Mai sind sie fertige Canarien-Vögel, bis auf das Singen und Lieben. Aber schon am 2. Juni fängt Schwarzköpfchen an, zu „studiren", d. h. er zwitschert, während und so lange der Vater singt. Am 6. Juni entsteht der erste Zwist zwischen Vater und Kindern über den Sitz am Freßgeschirr. Nach dieser Demonstration von Selbstständigkeit setzt der Herr den alten Canarien-Vogel zur brütenden Mutter zurück und überläßt die Jungen sich selbst. Am 10. Juni

ist ein Junges im neuen Neste; am 25. Juni verläßt dasselbe das Nest, und die Mutter richtet letzteres zur dritten Brut her. Am 28. Juni zwei Eier dieser Brut im Nest.

In ähnlicher Weise verläuft das Familienleben und Familienglück der meisten Vögel, und wenn wir, wie dieses Franklin will, das Familien-Gefühl an die Spitze aller andern Gefühle stellen und sogar die geistige Rangordnung der Thiere darnach bestimmen wollten, so müßten wir wohl dem leichtbeweglichen Geschlecht der gefiederten Zweibeiner die oberste Stelle einräumen. Als das Muster einer Familie, wie sie sein soll, kann vielleicht diejenige des Teichhuhns (Stagnicola oder Gallinula chloropus) angesehen werden, von dessen Familienleben Naumann (Die Vögel Deutschlands) eine anziehende Schilderung gibt: Wenn die Jungen der zweiten Brut auf dem Wasserspiegel erscheinen, kommen die nun mehr als halbwüchsigen der ersten Brut herbei, zeigen sich freundlich und zuvorkommend gegen ihre jüngeren Geschwister und helfen den Eltern, sie zu führen. Groß und Klein, Alt und Jung ist so zu sagen ein Herz und eine Seele. Die großen Jungen theilen mit ihren Eltern die Erziehung der jüngeren Geschwister, nehmen sich dieser Kleinen mit Liebe und Sorgfalt an, suchen ihnen Nahrungsmittel und bringen sie ihnen im Schnabel oder legen sie ihnen vor, ganz so, wie es die Alten ihnen früher thaten und jetzt wieder den Neugebornen thun. Ein unvergleichlich anmuthiges Bild gibt eine solche Doppelfamilie, wenn sie sich furchtlos auf einem kleinen Wasserspiegel ausgebreitet hat und in voller Thätigkeit ist. Jedes der erwachsenen Jungen ist eifrig bemüht, einem seiner kleinen Geschwister Etwas darzureichen; weßhalb diese Kleinen bald den Geschwistern, bald den Eltern nachschwimmen und mit verlangendem Piepen ihre Eßlust andeuten. Da gewöhnlich die zweite Brut weniger zahlreich ist, als die erste, und die Eltern auch noch mithelfen, so kommen nicht selten zwei Pfleger auf ein Kleines, zwischen denen nun letzteres in der Mitte schwimmt und bald von der einen, bald von der andern Seite gefüttert und geliebkost wird. Auch bei vorkommenden Gefahren warnen die Großen recht altkluger Weise die kleinen Jungen, wie es auch ihnen einst die Alten thaten.

Aehnlich treibt es auch die Schwalben-Familie. Toussenel

hat gesehen, wie im Spätsommer die Schwälbchen einer früheren Brut, nachdem sie kaum dem Neste entwachsen waren, bereits den Eltern hülfreiche Hand bei der Erziehung und Fütterung der kleinen Geschwister boten, und zwar mit solchem Erfolge, daß von diesen kleinen Benjamin's jeder Einzelne gewissermaßen mit zwei Ammen versehen war. Freilich ist die Schwalbe, wie Dupont von Nemours sagt, unter allen Vögeln ausgezeichnet durch Verstand wie durch sittliches Gefühl. „Ihre Zärtlichkeit gegen ihre Jungen und die Dankbarkeit dieser, die eheliche, väterliche und Kindesliebe verrathen sich innerhalb ihres Nestes ununterbrochen durch eine Menge zarter und leidenschaftlicher Gefühls-Aeußerungen. Alle Glieder der Familie empfinden eine gleichgestimmte Wollust, welche sie nicht verschweigen können, sondern durch ein köstliches Geplauder an den Tag legen. Alle scheinen noch mehr beeifert zu sagen: „Ich liebe Dich, Du bist so schön und gut" — als zu hören, was die Andern sagen."

Wirklich liebenswürdig erscheint nach Brehm's Ausdruck der lebendige, stets heitere Trauersteinschmätzer (Saxicola leucura), der Vogel der Wüste und felsiger Gesteins-Gegenden, bei seinem Nest und im Umgang mit seiner Familie. Er ist ein „allerliebster Gesell", und ein einziges Pärchen versteht es, durch sein munteres Treiben und sein hübsches Lied selbst die ödesten Berge zu beleben. In wilden, unzugänglichen Felsenhöhlen oder Steinritzen legt er sein Nest an und erzieht seine Jungen mit ebensoviel Liebe wie Sorgfalt zum Kerbthierfang und zur Vorsicht gegen Nachstellung. Vater und Mutter fliegen der munteren Gesellschaft voraus, von Stein zu Stein, von Felsen zu Felsen. Da stößt eines der Eltern einen Warnungsruf aus — im Nu ist die ganze Schaar in Steinritzen, zwischen und unter Felsblöcken verschwunden. Aber schon nach wenigen Minuten hat sie sich auf einen andern Ruf der Alten wieder auf den höchsten Spitzen und Kanten der Steine versammelt, und lustig geht es weiter. Vater und Mutter betreiben eifrig ihre Kerbthier-Jagd und verfehlen selten die einmal in das Auge gefaßte Beute. Aber von der ganzen Familie ist es gesehen worden, daß der Vater eben einen Schmetterling im Fluge fing, und nun will jedes Glied derselben das erste sein, welches den Eltern das ge-

fangene Kerbthier abbettelt. Das ist ein Laufen, Rennen, Piepen oder Bitten; selbst die stumpfen Flügel werden tüchtig benutzt. Richtig, das schwarze Männchen war, wie immer, der Schnellste und hat die Beute erwischt u. s. w. u. s. w.

Wenige Vögel liefern ein reizenderes Familienbild, als das virginische Rebhuhn. Vater und Mutter widmen ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit der Pflege und Erziehung ihrer Kinder. Wenn die Familie in das Feld geht, marschirt der Vater als Führer voraus; die Mutter folgt mit den Kleinen in einiger Entfernung. Majestätisch bewegt sich der Vater vorwärts, bald rechts, bald links blickend, und stürzt sich muthig auf Alles, was ihm für die Sicherheit der Seinigen gefährlich erscheint. Im Angesicht einer wirklichen Gefahr zaudert er nicht, sein Leben zu opfern, um Frau und Kindern Zeit zum Entfliehen zu geben. Aber auch unser gemeines Rebhuhn (Perdrix cinerea) ist wegen der Innigkeit seines Familienlebens berühmt. Beide Gatten verlassen sich nicht und sind unablässig bemüht, die Jungen zu führen, zu erziehen, zum Nahrungssuchen anzuweisen u. s. w. Naht dem Neste Gefahr, so entfernen sich beide Gatten in verschiedenen Richtungen langsam und sich stellend, als ob sie nicht fliegen könnten, um den Verfolger auf sich zu ziehen und von den geliebten Kindern zu entfernen, und kehren, wenn die Gefahr vorüber ist, auf Umwegen zu denselben zurück. Ja man hat gesehen, daß sich der besorgte Vater selbst auf den verfolgenden Hund gestürzt und mit den Flügeln zu schlagen versucht hat!

Bei den Canarien-Vögeln erhebt sich das stille Glück des Familienlebens mitunter so weit, daß, wie Toussenel gesehen haben will, die Väter bisweilen „Kinderchens" spielen, d. h. daß sie sich in das Nest neben ihre Jungen setzen und, den Schnabel aufsperrend, mit den Flügeln schlagen, so als ob sie gefüttert oder geätzt sein wollten. Wenn dieses nur kindische Spielerei ist, so gibt es übrigens auch pflichtvergessene Väter, welche mit Gewalt an ihre Schuldigkeit erinnert werden müssen. Ein Canarien-Vogel-Männchen, erzählt Jesse (Gleanings, III. Band, S. 143), unterhielt sein Weibchen, während es auf den Eiern saß, mehr mit Singen, als mit Herbeitragen von Futter. So oft dieses der

Fall war, erhob sich das Weibchen vom Nest, verfolgte den faulen Ehegatten durch den ganzen Käfig, biß ihn und gab ihren Aerger auf jede Weise zu erkennen, worauf der gehorsame Hausherr ihren Wünschen Genüge that. Dann sang er wieder, und sie wiederholte ihre Straf-Execution, wenn sein Musiciren sich allzu sehr verlängerte.

Es gibt eine ziemliche Anzahl von Vogel-Arten, welche an einer Familie nicht genug haben, sich vielmehr in ganze Familien-Verbände zusammenthun, wobei oft viele hundert und tausend Nester eng beisammen stehn, bald in Erde, Lehm oder weichen Stein eingemeißelt, bald unter Bäumen oder großen Schutz-Dächern vereinigt, bald an überhängenden Felswänden, unzugänglich jedem nicht geflügelten Feinde, angeklebt. Diese Nest-Colonieen oder Gesellschafts-Nester unterscheiden sich übrigens wesentlich von den s. g. Thierstaaten, welche, wie z. B. der Ameisen- oder der Bienen-Staat, in bestimmter Weise organisirt, ein gemeinschaftliches oder einheitliches Ziel verfolgen. Es sind eben nur einfache, beliebig große Vereinigungen einer größeren Zahl von Familien, von denen jede im Uebrigen für sich besteht, an einem bestimmten Platze — in ähnlicher Weise, wie es ja auch bei den Menschen in größeren Städten s. g. Familien-Häuser gibt, in denen eine größere Anzahl von Familien, wenn auch jede für sich, zusammenwohnen — nur mit dem Unterschied, daß die Vögel den wichtigen Gegensatz oder Unterschied von Beletage und Dachkammern nicht kennen, sondern daß Einer wie der Andre wohnt. Allerdings kann es bei solchen Familien-Verbänden hier, wie dort, nicht fehlen, daß sich, auch ohne daß Solches von vornherein beabsichtigt oder angestrebt wird, nach und nach eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen und damit auch eine entfernte Aehnlichkeit mit einem einheitlichen, zur Erreichung gemeinsamer Zwecke organisirten Staats- oder Gesellschafts-Wesen herausstellt. Beunruhigt man z. B. eine jener Ansiedlungen nistender Papageien in Chile, welche Molina und Pöppig so anziehend geschildert haben, und welche ihre zahllosen Nester in den die Spalten irgend einer senkrechten Felswand auskleidenden Thonschichten ausgehöhlt haben, so sieht man sich plötzlich in Folge des Warnungsrufes eines einzelnen Vogels von Schaaren jener zänkischen Vögel

umringt, welche zornig schreiend um den Wandrer fliegen und auf ihn zu stoßen drohen. Auch diejenigen Vögel, welche ihr Nest nicht verlassen haben, stecken ihre runden Köpfe aus den Löchern der Felswand hervor und stimmen in das allgemeine Geschrei ein. Immer sind solche Ansiedlungen so angelegt, daß ihnen weder von oben noch von unten ein ungeflügelter Räuber sich nähern kann. Auch die Bienenfresser (Meropidae) nisten gesellig und graben sich, ähnlich wie die Papageien, in steil abfallende Erdflächen ein. Am Ufer des blauen Flusses sah Brehm mindestens sechzig Pärchen des Zaumspintes (Merops frenatus) in einer glatten festen Thonwand gemeinsam nistend. Vor den Nisthöhlen ging es zu, wie in einem Bienenstock, und es war wunderbar, zu sehen, mit welcher Sicherheit jedes Pärchen seine eigne Häuslichkeit unter den vielen, ganz gleich aussehenden Höhlen sofort herauszufinden wußte. Mit derselben Sicherheit weiß die Saatkrähe (Corvus frugilegus), welche ebenfalls oft gemeinschaftliche Colonieen von Nestern auf Bäumen anlegt, unter den vielen Jungen, welche sich, wenn sie anfangen flügge zu werden, auf den nahestehenden Aesten mit einander vermischen, ihre eignen zu erkennen und zum Neste zu geleiten. Die merkwürdigen, durch ihre Geschicklichkeit und ihre kunstvollen Bauten berühmten Weber-Vögel (Plocei) in Asien und Afrika bauen ebenfalls in Gesellschaft und beladen ganze Bäume mit hunderten ihrer Hänge-Nester, welche wie schwankende Kinder-Wiegen von den Aesten niederbaumeln. Der gesellige Weber-Vogel oder Siedelweber gar (Philetaerus socius) in Süd-Afrika baut nach und nach ein Familienhaus, das groß genug wäre, um fünf bis sechs Menschen ein Obdach zu bieten. Aus Buschmannsgras wird ein anfangs kleines Dach errichtet, unter dem sich einige Pärchen in besonderen Nestern ansiedlen. Nach und nach werden die Nester immer zahlreicher, so daß sich das Ganze wie eine große, von zahlreichen Löchern durchbohrte Grasmasse ausnimmt. Obgleich aber ein Loch aussieht, wie das andere, weiß doch jeder Vogel sein ihm zugehöriges Nest zu finden. Le Vaillant zählte an einem solchen Bau nicht weniger als dreihundert und zwanzig Nester. — Nicht so zahlreich sind die ebenfalls colonieenweis zusammenstehenden flaschenförmigen Nester einer südaustralischen Schwalben-Art, des

Ariel (Chelidon Ariel), welche dadurch besonders merkwürdig erscheinen, daß nicht jedes Pärchen für sich baut, sondern daß die Nester gemeinschaftlich erbaut werden, so daß oft ein halbes Dutzend der kleinen Baukünstler an einem und demselben Neste arbeitet. Einen noch höheren Grad von Innigkeit erreicht das gemeinsame Familienleben des brasilianischen Ani oder Madenfressers (Crotophaga Ani), welcher gemeinsame Nester baut, in denen oft ein halbes Dutzend Weibchen zusammen brütet. Auch das berühmte australische Talegalla-Huhn (Talegalla Lathami) baut in ähnlicher Weise, indem sich mehrere Hennen zusammenthun, seine gemeinsamen Erd-Haufen oder Erd-Nester, in denen das kluge Thier mit Ersparung eigner Mühe die Ausbrütung der darin niedergelegten Eier chemischen und physikalischen Einflüssen überläßt. Doch ist es vorsichtig genug, in der Mitte des Erdhaufens ein walzenförmiges Loch oder eine Art Schornstein offen zu lassen, durch welchen die Hitze im Innern des Nestes gemäßigt und den sich bildenden Gasen ein Ausweg gelassen wird.

Ganz ähnlichen Verhältnissen begegnet man auch unter den familienweise lebenden Säugethieren, namentlich unter den meist monogamisch verbundenen Nagern. Die Hamster, die Bobaks, die Prairie-Hunde, manche Ratten-Arten u. s. w. bilden familienweise lebende Vereinigungen oder Gesellschaften, welche nicht weniger innig sind, als diejenigen der Vögel und Menschen, und von denen bei Besprechung der Sociabilitäts-Verhältnisse der Thiere noch des Genaueren die Rede sein wird. Von dem Familienleben der Zwergmaus (Mus minutus), welche bekanntlich einer der größten Künstler unter den Säugern ist, indem sie ein Nest baut, das mit den Vogelnestern rivalisiren kann und alle andern Säugethier-Nester an Schönheit übertrifft, gibt Menault (a. a. O.) eine reizende Beschreibung: „Wenn man so glücklich ist,“ sagt er, „eine mit ihren Kindern zum Erstenmale ausgehende Mutter zu überraschen, so ist man Zeuge einer der reizendsten Familien-Scenen — — Eines der Kleinen ist an diesem, ein andres an jenem Halme emporgeklettert. Dieses ruft seine Mutter, jenes verlangt zu trinken. Das Eine wäscht und reinigt sich; das Andre hat ein Getreidekorn gefunden und hält es nagend zwischen seinen Vorderpfötchen. Das

schwächste ist noch im Nest, das stärkste oder kühnste, in der Regel ein Männchen, ist bereits davongelaufen und schwimmt im Binsen-Wasser umher. Mit Einem Wort — die ganze Familie ist in Bewegung, die Mutter in der Mitte, indem sie die Kleinen ängstlich überwacht und leitet." — Die Elternliebe der Kaninchen (Lepus cuniculus) wird, wie Brehm mittheilt, von den Jungen durch Ehrerbietung erwidert. Namentlich der Stamm-Vater einer ganzen Gesellschaft wird hoch geachtet. Der Rammler weicht, so lange das Weibchen bei ihm bleibt, nicht von dessen Seite und erweist ihm viele Zärtlichkeiten. Andrerseits ist die Alte überaus zärtlich gegen die Kinder und verläßt die Familie nur so lange Zeit, als sie braucht, um sich zu ernähren. Der Vater empfängt seine Kinder, wie Dietrich aus dem Winckell mittheilt, wenn er sie zum Erstenmale sieht, mit Aeußerungen echter Zärtlichkeit, nimmt sie zwischen die Pfoten, leckt sie und theilt mit der Gattin die Bemühung, sie Aesung suchen zu lehren. Doch sucht die letztere ihn möglichst von den Jungen fern zu halten, weil sie weiß, daß er in einem Anfall von Raserei oder aus übertriebener Zärtlichkeit ihnen das Leben zu rauben im Stande ist.

Selten gelingt es, die spielende Familie des scheuen und vorsichtigen Fuchses in ihrem Bau zu beobachten. Ein und einhalb Monat nach der Geburt wagen sich die netten, mit röthlichgrauer Wolle bedeckten Raubjunker in stiller Stunde heraus aus ihrem unterirdischen Versteck, um vor der Eingangsröhre sich zu sonnen und untereinander oder mit der gefälligen Alten zu spielen. Bei dem geringsten Anschein von Gefahr führt diese ihr Gewölfe in den Bau zurück oder schleppt es im Maule nach einem andern Bau. Schon im Juli begleitet das Gewölfe die jagende Alte auf ihren Ausflügen und zieht mit ihr später ganz aus dem Bau heraus in die Getreidefelder, welche reichen Fang und vollkommne Sicherheit gewähren.

Viel leichter ist das Familienleben der Katze zu beobachten, und das anziehende Bild, welches eine Katzenmutter mit ihren Jungen darbietet, ist allgemein bekannt. Jede Bewegung, jeder Ton der Alten verräth Fürsorge und Zärtlichkeit. Es liegt eine eigenthümliche Zartheit und Weiche in ihrer Stimme. Besonders wohl-

thuend ist bei einem solchen Katzengehecke die Reinlichkeitsliebe, zu welcher die Mutter ihre Jungen schon in der frühesten Jugend anleitet. Sie hat ohne Unterlaß zu putzen, zu lecken, zu glätten, zu ordnen und duldet nicht den geringsten Schmutz in der Nähe des Lagers. Gegen feindliche Besuche vertheidigt sie ihre Sprößlinge mit Gefahr des eignen Lebens. Sind die Jungen etwas herangewachsen, so beginnt ein gar lustiges Kindheitsleben der kleinen, zu Spiel und Scherz jeder Art immer geneigten Thiere. Namentlich machen sie sich viel mit dem Schwanz der Alten zu schaffen, welche ihnen dieses werthvolle Spielobject willig überläßt. Zuletzt wird die Alte gradezu kindisch, und die ganze Gesellschaft verknäuelt sich in einen spielenden Ball. Dann aber kommt die Zeit der Erziehung zu Fang und Raub.

In größerem und gewaltigerem Maaßstab wiederholt sich dieses glückliche Familienbild bei der größten und stärksten der Katzen, bei dem König der Thiere, dessen treue Gattenliebe bereits geschildert wurde, und der sich dem Genusse seines Familienglücks ohne Furcht vor feindlicher Störung hingeben darf. „Während der ersten Tage nach der Geburt der Jungen," erzählt der Löwentödter Gérard, „verläßt die Mutter dieselben nicht einen Augenblick, während der Vater für Herbeischaffung aller Bedürfnisse bemüht ist."

„Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ihren goldnen Morgen."

Erst wenn die Jungen ein Alter von drei Monaten erreicht und die Zahn-Periode überstanden haben, welche einem großen Theil der jungen Löwen den Tod bringt, entfernt sich die Mutter täglich einige Stunden und bringt ihnen sorgsam abgelöstes und in kleine Stücke zertheiltes Lammfleisch, während der ernste Alte, von den Spielen seiner Kinder ermüdet, sich in der Nähe ein Lager zurechtmacht, von wo er jederzeit den Seinigen zu Hülfe eilen kann. Im Alter von vier oder fünf Monaten folgen die jungen Löwen ihrer Mutter bereits bis an den Waldesrand, wo ihnen der Vater mit Fleisch aufwartet. Mit sechs Monaten verläßt die ganze Familie während einer dunkeln Nacht die Höhle, um nun auf Beute umherzustreifen.

Eine von dieser streng monogamischen Ehe ganz verschiedene Art des Familienlebens führt der gewaltige, durch Stärke wie Klug=

heit gleich ausgezeichnete Elefant. Er lebt in Heerden oder Rudeln von zehn, zwanzig, ja oft mehreren hundert Stück, in denen die Zahl der Weibchen die der Männchen in der Regel um das Sechs- bis Achtfache übersteigt. Eine solche Familie bildet einen fest geschlossenen Verband unter sich. Kein andrer Elefant findet Zutritt, und Derjenige, welcher so unglücklich war, durch irgend einen Zufall von der Heerde getrennt zu werden, vielleicht übrig zu bleiben oder aus der Gefangenschaft zu entfliehen, ist gezwungen, ein Einsiedlerleben zu führen. Er mag der Familie nachziehen, wohin sie will, immer muß er sich in einer gewissen Entfernung halten und wird niemals in den eigentlichen Familienkreis aufgenommen. Wagt er sich einzudrängen, so gibt es Schläge und Stöße von allen Seiten. Solche Einsiedler, wie sie ja auch bei andern Thieren (Büffel, Nilpferd, Robben u. s. w.) vorkommen, werden durch das einsame, unnatürliche Leben überaus bösartig und sind daher von den Eingebornen sehr gefürchtet, während die Elefanten-Heerden in der Regel Niemandem etwas zu Leide thun. Man stellt daher besondere Jagden auf sie an. Die Indier versichern, daß jede Elefanten-Familie eine besondere Familien-Aehnlichkeit unter sich habe, und wollen sogar im Stande sein, ihre Angehörigen mit aller Sicherheit an irgend einer kleinen Eigenthümlichkeit zu erkennen, die Familie mag zerstreut sein wie sie will. Der klügste Elefant steht als Leiter und Führer der ganzen Heerde vor und verlangt und erhält den unbedingtesten Gehorsam seiner Untergebenen. Widerspruch gegen seine Anordnungen kommt nicht vor; er ist Familien-Oberhaupt im vollsten Sinne des Wortes. — Aehnliches gilt von dem Anführer der in der Regel aus sechs bis fünfzehn Weibchen bestehenden Rudel des dem Lama ähnlichen Vicunna (Auchenia vicunna), welcher sich nie weiter als wenige Schritte von seiner Weiberschaar entfernt und mit ängstlicher Sorge und Aufmerksamkeit für deren Sicherheit wacht, auch bei eintretender Gefahr deren Rückzug deckt. Diese Wachsamkeit ihres Anführers lohnen die Weibchen mit seltner Treue und Anhänglichkeit. Denn wenn er verwundet oder getödtet wird, fliehen sie nicht, sondern laufen laut pfeifend im Kreise um ihn herum, bis sie alle dem tödtlichen Blei gefallen sind! — Ein sehr inniges Familienleben führen auch die Robben,

deren eigenthümliche Art der Liebeswerbung und des Weiber-Raubes bereits geschildert wurde. Jede Robben-Gesellschaft bildet eine Familie, welcher das männliche Oberhaupt mit unbeschränkter Gewalt vorsteht. Alte und Junge lieben sich mit gleicher Zärtlichkeit. Die Mutter schützt ihren Sprößling mit eigner Aufopferung gegen jede Gefahr, während der Vater, von dessen lustigen Spielen erfreut, sein Wohlgefallen durch vergnügliches Brummen und Knurren zu erkennen gibt und ihm, da seine Leibesbeschaffenheit eigne Theilnahme am Spiel verbietet, wenigstens mit den Augen folgt. Doch schlichtet er entstehende Zänkereien unter mehreren Kleinen durch thätige Dazwischenkunft. Die Nachgebornen halten mit den Eltern und Aelteren zusammen, und so kann eine solche Familie nach und nach bis auf hundert Stück und mehr anwachsen. Sehr alte Männchen, welche der im Meer umherziehenden Familie nicht mehr folgen können, pflegen sich abzusondern und sehr fett zu werden. Sie schlafen viel und werden, wie alle Thier-Einsiedler, mürrisch und grausam, so daß die Robben-Jäger nach Stellers Schilderung oft ernste Kämpfe mit ihnen zu bestehen haben.

Am ausgebildetsten unter den Säugethieren mag wohl das Familienleben der Affen sein. Die höherstehenden Arten leben in Monogamie, und die jungen Affen trennen sich nicht, wenn sie selbstständig geworden sind, sofort von den Eltern, wie dieses bei fast allen andern Thieren der Fall ist, sondern bleiben noch lange bei ihnen. Wie der gewaltigste der s. g. Anthropoiden, der Gorilla, welcher mit seiner Familie in tiefen Dschungeln und in der entfernten Verborgenheit waldiger Thäler Westafrika's lebt und als unbestrittener König der westafrikanischen Wälder gilt, diese mit Aufopferung seines Lebens muthvoll vertheidigt, ist aus du Chaillu's und anderer Reisenden Berichten sattsam bekannt. Von dem weiblichen Gorilla, welcher inzwischen um die Sicherheit der Familie bemüht ist, sagt unser Autor: „Es ist ein hübsches Ding, eine solche Mutter mit ihrem um sie her spielenden Jungen zu beobachten. Ich habe sie in den Wäldern beschlichen und hatte, so begierig ich war, Exemplare zu erhalten, nicht das Herz zu schießen.“ Aber die den Jäger begleitenden Neger waren nicht so gefühlvoll und tödteten die Mutter, um das an ihrer Brust liegende Junge zu erhalten. Als

dieses letztere in das Dorf gebracht war und hier den Körper seiner todten Mutter erblickte, kroch es zu ihr hin und warf sich an ihre Brust. Als es bemerkte, daß etwas mit der Alten vorgegangen sei, kroch es über ihren Körper, beroch denselben und stieß von Zeit zu Zeit einen klagenden Schrei „Hoo, hoo, hoo" aus, welcher das Herz des Hörers rühren mußte.

Von dem, dem Schimpanse ganz nahe verwandten oder vielleicht mit ihm identischen Nschiego Mbouve (Troglodytes calvus) oder nesterbauenden Affen, der sich ein vollständiges Nest oder Dach zwischen den Bäumen construirt, so gut und fest, als ob Menschenhände es erbaut hätten, erzählt du Chaillu, daß er ein sehr zärtliches Familienleben unter seinem Dache führe. Als der Erzähler eine Mutter dieser Affen-Art getödtet hatte, liebkoste das Kleine die Leiche, als ob es sie zum Leben zurückrufen wolle. Als es alle Hoffnung zu verlieren schien, wurden seine kleinen Augen sehr traurig, und es brach mit hoffnungslosem Blick in lange, rührende Wehklagen (Ooee, Ooee) aus. Von den Gibbons (Hylobates) berichtet Diard, daß die noch nicht bewegungsfähigen Jungen immer von demjenigen Theile der Eltern getragen und geleitet werden, welcher ihrem Geschlechte entspricht, die männlichen Kleinen vom Vater, die weiblichen von der Mutter. Brehm schoß ein Paar der s. g. Schweif-Affen (Pithecia). Doch bereute er fast seinen Schuß, als er die bittre, das Herz tief ergreifende Wehklage des Weibchens vernahm, welche dem Tone nach genau mit den bittren Schmerzenslauten eines Kindes übereinstimmte. Von ähnlichen Erfahrungen oder Empfindungen berichten fast alle Affenjäger, namentlich solche, welche säugende Mütter tödteten; doch wird davon noch einmal bei der Besprechung der „Mutterliebe" die Rede sein. In Paris hatte man Gelegenheit, ein Pärchen der s. g. Saguins oder Uistitis (Hapale Jacchus) aus der Familie der Krallen-Affen zu beobachten, welches Junge bekommen hatte. Die Kleinen hefteten sich sogleich an die Mutter und versteckten sich in deren Haaren. Wenn sie der Mutter zu schwer wurden, streifte sie dieselben an der Wand ab, worauf sie das Männchen sogleich auf seinen Rücken klettern ließ. Auch nahte sie sich oft nur bittend dem Manne, welcher ihr dann die Last abnahm. Er trug die

Jungen entweder auf dem Rücken oder unter dem Leibe und behielt sie so lange, bis sie saugen wollten. Dann gab er sie der Mutter zurück.

Solche musterhafte Familien-Väter gibt es übrigens nicht bloß bei den höchststehenden, sondern auch bei den niedrigsten der Wirbelthiere, bei den Fischen, deren Seelenleben überhaupt, wohl wegen der Schwierigkeit der Beobachtung und auch eines gewissen Vorurtheils wegen, in der Regel viel zu gering geschätzt wird. Da ist vor allen Dingen der schon früher erwähnte, in unsern Gewässern lebende Stichling (Gasterosteus), der so wunderbare Nester für seine Brut erbaut, und dessen merkwürdiges Treiben in unsern durchsichtigen Aquarien neuerdings gut beobachtet werden konnte. Der männliche Fisch kann gradezu als Muster eines Familien-Vaters betrachtet werden. Hat er sein Nest aus Grashalmen und andern Körpern, die er mit seinem Schleim verkittet, fertig, so lädt er nach und nach eine ganze Reihe vorüberschwimmender Weibchen ein oder zwingt sie auch, ihre Eier in demselben abzulegen. Dieselben bohren sich nach der Eier-Ablage auf der andern Seite des Nestes durch, und das Männchen geht nach jedem Weibchen hinein, um den Laich zu befruchten. Nachdem dieses geschehen, schließt der sorgsame Vater die Oeffnung und bleibt wochenlang vor der andern Oeffnung in senkrechter Stellung stehen, indem er regelmäßig die Flossen bewegt, um eine der Erhaltung und Ausbrütung der Eier günstige Wasserströmung im Innern des Nestes zu erzeugen und zu erhalten. Ohne dieses würden wahrscheinlich Schimmelbildung oder Bedeckung mit Sand den Eiern verderblich werden. Jede feindliche Annäherung an das Nest wird mit unglaublicher Wuth abgewiesen. Aber die Vatersorgen beginnen erst recht, wenn die Jungen ausgeschlüpft sind. Er bewacht und behütet dieselben mit exemplarischer Sorgfalt, läßt sie nicht aus den Augen, führt sie zum Neste zurück, wenn sie sich zu weit entfernt haben, und füttert sie, wie ein Vogel seine Jungen, wobei seine weit ausgespreizten Flossen und sein stets zitternder Schwanz seine zärtliche Erregung verrathen. Dank dieser väterlichen Fürsorge ist der Stichling so fruchtbar, daß man die Aecker mit diesen Fischchen düngt oder Thran aus ihnen bereitet. Fast noch sorgfältiger als

der gemeine Stichling, verfährt der Meer-Stichling (G. spinachia). Hier bewachen beide Gatten gemeinschaftlich das aus Algen und Tang bereitete Nest und bessern jeden entstehenden Schaden sofort aus. Auch das Männchen des Kaulbarsch (Acerina cernua) bleibt während ungefähr dreißig bis vierzig Tagen als Wache bei seinen Eiern und entfernt sich nur, um Nahrung zu suchen. Das Männchen der schwarzen Meergrundel (Gobius niger) macht es ähnlich wie der Stichling und zwingt die Weibchen, ihre Eier in dem von ihm erbauten Neste abzulegen. Sind die Jungen ausgeschlüpft, so füttert, besorgt und vertheidigt er sie so lange, bis sie für sich selbst sorgen können. „Es ist," sagt Menault (a. a. O., S. 97), „bewunderungswürdig, zu sehen, wie dieser von Liebe und Sorgfalt erfüllte Vater seine Kleinen in den Algen-Wiesen auf die Weide führt und sie lehrt, Insecten und kleine Krustenthiere zu fangen." Auch die Elternliebe des Meerhasen ist so groß, daß die schottischen Fischer ihm den Namen Meer-Hahn und Meer-Huhn gegeben haben. Das Männchen bewacht nicht allein die Eier bis zum Ausschlüpfen, sondern trägt auch die ausgeschlüpfte junge Brut auf seinem Rücken in tieferes Wasser. Das Männchen der Meernadel (Syngnathus) gar trägt eine Tasche oder einen Beutel am Unterleib, in welchem die Jungen ausgebrütet werden, und wohin sich die bereits Ausgeschlüpften beim Annähern einer Gefahr schnell zurückbegeben. Ja — Agassiz hat in Brasilien einen zur Familie der Labyrinthici gehörigen Fisch entdeckt, dessen Männchen die Sorgfalt für seine Jungen so weit treibt, daß er sie in seinen eignen Kiemen zur Ausbrütung bringt und beherbergt und deßhalb den bezeichnenden Zunamen Pater familias (Familienvater) erhalten hat. Er verschluckt anscheinend die Eier, aber nur um sie durch eine eigenthümliche Athembewegung in die Kiemenhöhle zu pressen. Hier, durch den elastischen Druck der Kiemenblättchen festgehalten, werden die Eier ausgebrütet. Die Jungen schlüpfen aus, wachsen rasch und wandern nun, da sie in dem beengten Geburtsort nicht mehr Platz genug finden, in den Mund des Vaters, wo sie alle mit nach der Mundöffnung gerichtetem Kopfe verbleiben. Der gutmüthige Alte bekommt dadurch ein höchst groteskes Aussehen. Mit weit aufgesperrtem Maule

und dick geschwollenen Wangen steht er im Wasser, bis er endlich seine selbstständig gewordene Brut los wird. Die „Familien-Mutter" benimmt sich während dessen sehr leichtfertig und schweift draußen umher, dem Gemahl alle Sorgen der Familie überlassend.

Zu derselben Familie, wie der Pater familias, gehört der schon beschriebene, von Carbonnier beobachtete Regenbogenfisch aus den Gewässern des Ganges. Das Männchen bildet an der Oberfläche des Wassers ein höchst merkwürdiges Nest, indem es mit seinem Maule losgerissenen Tang emporträgt und durch darunter ausgestoßene Luftblasen schwimmend erhält. So bringt es nach und nach eine schwimmende grüne Insel von etwas über zwei Zoll Durchmesser zu Stande, deren mittlerer Theil sich durch den Druck der darunter ausgehauchten Luft kuppelförmig emporhebt. Alsdann wird um das Ganze aus demselben Material ein dicker, zollbreiter Sicherheits-Ring gelegt, so daß es aussieht, wie ein breitrandiger Filzhut, dessen Kuppel über dem Wasser schwimmt. Nachdem nun auch noch das Innere des merkwürdigen Baues sorgfältig geglättet worden ist, wird das Weibchen herbeigeholt und auf die früher schon beschriebene Weise zum Eierlegen veranlaßt. Darnach verschwindet das letztere und kehrt nicht mehr wieder. Um so größer ist die Sorge des Männchens, welches die Eier alle in der Mitte des Nestes oder der Kuppel desselben zusammenträgt, wo sie auf der Oberfläche des Wassers in Berührung mit der in der Kuppel enthaltenen Luft sich weiter entwickeln. Drei Tage lang bewacht es nun das Nest von Außen, bis die Fischchen ausgeschlüpft sind; dann begibt es sich in das Innere und durchbohrt mit einem kräftigen Stoß die Kuppel des Nestes, so daß die Luft entweicht. Damit sind die Fischchen im Wasser, aber noch nicht frei, da der sorgsame Vater den beschriebenen Rand des Hutes inzwischen so zerfasert hat, daß zahlreiche Fransen nach allen Seiten gitterartig herabhängen und den Kleinen den Durchgang verwehren. Jeder Entweichungs-Versuch wird so lange vereitelt, bis die Jungen nach acht bis zehn Tagen stark genug sind, um allein weiterleben zu können. Alsdann erst entläßt sie der sorgsame Vater mit seinem väterlichen Segen. — Von dem Männchen des chinesischen Macropodus hat Carbonnier sogar gesehen, daß es noch drei Wochen

nach dem Ausschlüpfen den Jungen seine Sorge widmete. Wurde eines derselben krank, so nahm der Vater dasselbe in das Maul, holte einen Mund voll Luft und rollte beide während einiger Augenblicke umher. Wollte das Weibchen, während er eine neue Niststätte für eine zweite Brut vorbereitete, eine ähnliche Procedur vornehmen, so eilte er herbei und nöthigte sie, den Inhalt ihres Mundes in den seinigen zu ergießen. So sah Carbonnier mehrmals kränkliche Junge gerettet werden, welche ohne diese väterliche Sorgfalt und Einsicht sicher zu Grunde gegangen wären. —

Diese väterliche Fürsorge für die Jungen bei den beschriebenen Fisch-Arten ist um so bemerkenswerther, als sie ganz der gewöhnlichen Regel zuwiderläuft, wornach bekanntlich die Liebe der Mutter für die unmittelbaren Erzeugnisse ihres Schooßes die des Vaters in der Regel weit übertrifft. Es gibt kaum ein Gefühl oder eine Empfindung des menschlichen oder thierischen Herzens, welches an Tiefe und Innigkeit und zugleich an hohem sittlichen Gehalt mit der Mutterliebe verglichen werden kann. Ihr ist kein Opfer zu groß, keine Anstrengung zu gewaltig, keine Leistung zu niedrig, kein Schmerz zu unerträglich, und selbst der Tod verliert ihr gegenüber seine sonst so furchtbaren Schrecken. Gradezu unglaublich sind einzelne Beispiele Dessen, was Mutterliebe zu leisten vermag, und man könnte ganze Bände mit Aufzählung von hierher gehörigen Fällen und Beobachtungen anfüllen — wie denn auch in der That bereits ganze Bücher über den Gegenstand geschrieben worden sind. Wenn im Eingang unsrer Schrift die Liebe überhaupt als die Erhalterin der Welt aufgeführt wurde, so gilt alles dort Gesagte, soweit es die Erhaltung und Fortpflanzung der organischen Wesen betrifft, von der Mutterliebe im allerhöchsten Maaße. Denn was sollte bei der riesigen Zerstörung, welche theils durch die Einflüsse der Naturgewalten, theils durch den mit allen Mitteln der List, Gewalt und Vernichtung geführten Kampf oder Wettbewerb um das Dasein herbeigeführt wird — was sollte diesem steten, rastlosen und erfolgreichen Wüthen des Todes gegenüber aus den lebenden Wesen werden, wenn nicht der Trieb der Liebe und Sorge der Erzeuger für das Erzeugte mit ebenso großem und noch größerem Erfolge ihm entgegenwirken würde? Ihr

gegenüber ist selbst der Tod ohnmächtig, und aus jedem von ihm abgeschlagenen Kopfe wachsen, wie aus dem Halse der Hydra, zwei neue hervor. Das eine Wort „Mutter“ umfaßt das Schicksal der ganzen Menschheit, wie dasjenige der ganzen Thierheit! „Mutter sein“ ist das höchste Glück des Menschen-, wie des Thierweibes, und alle Kraft ihrer Seele, alle Leidenschaft ihres Herzens, alle Erfindung ihres Geistes concentrirt sich in der Liebe zu Dem, was als eine Neugeburt ihres Selbst und als fortzeugende Verjüngung oder Erneuerung ihres Geschlechts sich ihr darstellt. Selbst die sonst so mächtige Gatten-, Geschwister-, Eltern- und Freundes-Liebe muß ihr gegenüber zurückstehen oder in den Hintergrund treten. Wollte man, wie dieses so oft und anscheinend mit Recht geschieht, das Wirken dieses mächtigen Gefühls bei den Thieren auf „Instinct“ zurückführen, so müßte man dieses ebensowohl bei dem Menschen thun; denn das anscheinend „Instinctive“ oder Triebartige der Mutterliebe zeigt sich für den unbefangenen Beobachter bei dem Menschen nicht weniger deutlich, als bei dem Thiere. Ohne einen Augenblick des Besinnens trotzt das Mutterherz jeder persönlichen Gefahr, wenn es gilt, das geliebte Kind zu retten oder zu beschirmen, und wenn sich die sonst so scheue Vogelmutter, welche so leicht kraft ihrer Flügel jedem Angriffe entrinnen könnte, ruhig über ihrer Brut ergreifen läßt, ohne sie zu verlassen, so treibt sie dasselbe instinctive Gefühl, welches die Menschenmutter veranlaßt, mit ihrem eignen Leibe den Liebling ihres Herzens gegen jede, auch die furchtbarste Gefahr zu decken. Oder wenn die kleinste und schwächste Thiermutter, jede Furcht und jedes Gefühl der eignen Ohnmacht vergessend, mit allen Kräften ihres schwachen Leibes gegen einen ihre Lieblinge bedrohenden furchtbaren Feind ankämpft — treibt sie da ein andres Gefühl, ein andrer Instinct, eine andre Leidenschaft als diejenige, welche die Menschenmutter treibt, wenn sie mit jeder Faser ihrer schwachen Muskeln dem mächtigen Feinde widersteht, welcher erscheint, um ihr die Frucht ihres Schooßes zu entreißen? Und wenn ihr ganzes Denken und Sinnen, die Aufgabe ihres Lebens in der Sorge für das gegenwärtige und künftige Wohl ihrer Kinder sich erschöpft, bietet sie uns da ein andres Bild, als die Thiermutter, welche ebenfalls nur zu leben, nur zu existiren

scheint, um der Fortpflanzung ihres Geschlechtes zu genügen? Aber nicht der aus zahllosen Vererbungen im Laufe endloser Zeiträume entstandene Trieb oder Instinct allein ist es, welcher sich in dem Walten und Wirken der Mutterliebe bemerkbar macht — es ist ebensowohl die raffinirteste Ueberlegung, der äußerste Vorbedacht, der höchste Grad von List, Klugheit, Verstellung, Wachsamkeit u s. w. darin bemerkbar. Hier kann die Erklärung durch „Instinct" nicht mehr ausreichen, und zwar um so weniger, als grade hierin die von steter Gefahr oder von einer Masse ungünstiger Einflüsse umringte Thiermutter der durch die menschliche Gesellschaft geschützten Menschenmutter weit voraus ist und voraus sein muß, wenn sie ihren Zweck oder wirksamen Schutz für ihre Jungen erreichen will. Welches glänzende Beispiel von mit äußerster List und Klugheit verbundener Mutterliebe bieten jene Vogelmütter dar, welche, wie schon erwähnt wurde, beim Herannahen des Verfolgers sich flügellahm stellen und denselben, indem sie in kurzen Sätzen vorwärts trippeln oder am Boden hinfliegen, auf ihre eigne Verfolgung und von den geliebten Kindern abzulenken suchen — ein Verfahren, welches sehr oft mit Erfolg gekrönt wird! Oder jene Affen-Mütter, welche, von dem tödtlichen Blei des Jägers getroffen, ihre letzten Kräfte zusammenraffen, um das geliebte Kind, welches sie eben noch in den Armen hielten, auf irgend einem Zweige in Sicherheit zu bringen, und alsdann erst todt zu den Füßen des Mörders stürzen! Wo es sich aber nur um Bestehen einer Gefahr, um Ertragen eines Schmerzes, ja um den Tod selbst handelt, da ist die eine Mutter wie die andere. Wenn sich die Menschenmutter mit sichrer Aussicht des Verderbens in ein brennendes Haus stürzt, um ihr gefährdetes Kind zu retten und dabei selbst den Tod erleidet, so ist diese Aufopferung nicht größer, nicht heroischer, als diejenige einer Storchen-Mutter, welche nach vergeblichen Rettungs-Versuchen mit ihren Kindern freiwillig in ihrem Neste verbrennt, oder jener Elefanten-Mütter, welche, wie S c h w e i n f u r t h erzählt, bei den durch Anzünden der Ufer-Gebüsche, in denen das Thier sich verbirgt, veranstalteten Elefanten-Jagden in Afrika ihre Jungen zu retten suchen, indem sie ihre Rüssel voll Wasser saugen und dieselben damit bespritzen, während sie selbst dabei rösten! Die liebenswürdigsten

Beispiele von Mutterliebe gibt wieder die Vogelwelt, von der wir bisher ihrer ausgebildeten Ehe- und Familien-Verhältnisse wegen so viel zu erzählen genöthigt waren, obgleich die persönliche Beziehung zwischen Mutter und Kind bei den Säugethieren weit näher und darum im Allgemeinen auch wohl inniger ist und sein muß, als bei allen andern Thieren. Um sogleich an das soeben angeführte Beispiel des mit seinen Jungen verbrennenden Storchen-Weibchens anzuknüpfen, so erzählt Audubon, daß in einem von Ansiedlern in Amerika in Brand gesteckten Walde, in welchem auf einer Fichte der Horst eines weißköpfigen Meeradlers (Haliaëtus leucocephalus) mit Jungen stand, das Weibchen sich zur Befreiung ihrer Jungen in die Flammen des brennenden Baumes gestürzt und von seinen rührenden, jedoch vergeblichen Versuchen selbst dann nicht nachgelassen habe, als sein Gefieder von der Hitze schon stark beschädigt war.

Wer hätte noch nicht das reizende Bild der Mutterliebe bewundert, welches unsre gewöhnliche Haushenne mit ihren Küchlein liefert! „Sie spricht nicht bloß mit ihren Kleinen," sagt Menault (a. a. O.), „sie stellt sich auch, als ob sie Etwas genösse, um sie zum Fressen anzuleiten. Dann zerbricht sie die großen Stücke ihres Futters und vertheilt sie an die Kleinen, welche ihre Verdauung unter dem sicheren Flügel der Mutter bewerkstelligen. Sie ist stolz auf ihre Brut; sie hört keinen Augenblick auf, sich mit ihr zu beschäftigen, sie existirt nur für sie. Bald führt sie die kleine Schaar umher, bald öffnet sie die Flügel zu ihrer Bedeckung und Erwärmung. Sie duldet gern, daß ihr die Einen auf den Rücken hüpfen, während sie sich von den Andern bepicken läßt. Sie überläßt ihnen alle und die beste Nahrung; und ist es nicht genug, so kratzt sie die Erde auf, um Würmer zu suchen. Wie ruft sie zärtlich, wenn sie dieselben gefunden hat, und zertheilt sie ihnen in Stücke! Sie gibt sich allen diesen Muttersorgen mit soviel Eifer hin, daß sie sich sichtlich dabei erschöpft. Erscheint eine Gefahr, z. B. ein Sperber in der Luft, wie unerschrocken geht ihm das sonst so scheue oder furchtsame Thier entgegen und vertreibt durch sein muthiges Gebahren den Räuber! Man hat gesehen, wie zwei Hennen sogar gegen einen Marder kämpften und demselben nicht

eher unterlagen, als bis sie ihm die Augen ausgekratzt hatten. Sogar den Menschen greift das erregte Thier wüthend an, wenn es glaubt, daß man seinen Jungen zu nahe treten wolle."

„Wer," sagt Toussenel, „noch nicht gesehen hat, wie das Haushuhn, das wälsche Huhn, das Rebhuhn, die Wachtel ihre Jungen vertheidigen, der kann keinen rechten Begriff von Heldenmuth haben. Es ist ohne Beispiel, daß in einer Familie von gefiederten Zweibeinern eine Mutter freiwillig ihre Jungen verlassen habe."

Die wilde Truthenne ist das wahre Vorbild mütterlicher Liebe. In dem Augenblick, wo sie mit ihrer Brut das Nest verläßt, sieht man, wie sie ihre Kleinen putzt und säubert, und wie sie dann mit langgerecktem Halse umherblickt, um zu sehen, ob sich von irgend einer Seite her eine Gefahr nähert. Ihre Liebe scheint sie im äußersten Grade scharfsichtig zu machen; sie entdeckt den Raubvogel bereits zu einer Zeit, wo noch Niemand ihn gewahren kann. Sobald sie ihn bemerkt hat, stößt sie einen Warnungsschrei aus; Alle flüchten sich unter Gras und Gebüsch, wo sie so lange bleiben, als die Mutter ihren Warnungsruf ertönen läßt; sie kommen erst wieder hervor, wenn dieselbe durch einen andern Schrei verkündigt, daß die Gefahr vorüber ist.

Die Mutter des Teichhuhns, dessen inniges Familienleben bereits geschildert wurde, hängt so an ihren Jungen, daß, als Naumann einen Teich ausfüllen ließ, in welchem ein Teichhuhn-Paar brütete, die Mutter das Nest und ihre Eier nicht verließ, als bereits ein Theil der ausgeschütteten Erde auf sie und ihr Heim rollte. Gerührt von solcher Liebe, rief Naumann die Arbeiter weg und ließ die Mutter ihre Jungen ausbrüten.

„Unvergeßlich," erzählt Sigismund, „ist mir eine Rauchschwalbe, welche, als ihr Nest zu eng wurde, auf einem Hollunderbaum vor meinem Fenster übernachtete. Allabendlich wies sie ihren Kindern die Sitzplätze an, gab ihnen gute Lehren vor dem Einschlafen, schien sie wiederholt zu überzählen und schloß ihre Augen nicht eher, als bis das kleine Völkchen schlief. Morgens wurde die Mutter immer zuerst wach und überblickte ihre Familie — —"

Eine von Naumann beobachtete Eis-Vogel-Mutter war

selbst durch Aufgraben der Höhle, in der sie nistete, nicht zum Verlassen des Nestes zu bewegen und flog erst davon, als mit einer Gerte oder Ruthe darin umhergestört wurde. Andern Morgens hing sie todt in den Schlingen, mit welchen man den Eingang bestellt hatte. So groß war die Begierde der unglücklichen Mutter gewesen, zu ihren Kindern zu kommen, daß sie den Tod nicht gescheut hatte.

Die Mutter des Ziegenmelkers (Nachtschwalbe) trägt nach Audubon's Beobachtung ihre Eier, wenn sie dieselben gefährdet glaubt, im Verein mit dem Gatten im Schnabel nach einem mehr gesicherten Ort und nimmt, wenn sie über dem Nest überrascht wird, keinen Anstand, dem Störenfried feindlich und drohend entgegenzutreten. „Wie groß," sagt Brehm, „muß die Mutterliebe sein, welche einen so kleinen Wicht ermuthigt, in dieser Weise dem furchtbaren und fast immer grausamen Menschen gegenüberzutreten!"

Der Ziegenmelker hat auch die eben erst erwähnte, so vielen Vögeln eigne Manier, den Feind durch Verstellung überlisten zu wollen, indem er sich ihm zur Zielscheibe darbietet und ihn dadurch vom Neste hinwegzulocken sucht. Ebenso macht es das Rebhuhn, welches, sobald es den Feind weit genug entfernt glaubt, längs der Bodenfurchen so rasch als möglich zu den Kleinen zurückkehrt, sie sammelt und von dem gefährlichen Platze hinwegführt. Deßgleichen der Goldregenpfeifer (Charadrius auratus). Sobald man an eine Familie dieses Vogels herankommt, erzählt Brehm, sieht man die Mutter in geduckter Stellung, mit hängenden Flügeln und wankenden Schritten vor Einem hinlaufen. Sie thut, als ob sie kaum ein Glied gebrauchen könne und ganz lahm wäre, setzt sich hin, bleibt einige Augenblicke wie kraftlos sitzen und humpelt hierauf scheinbar mühselig weiter. Zwei Lappen, welche Brehm auf der Jagd begleiteten, ließen sich wirklich durch diese List täuschen und liefen dem Vogel eifrig nach. Aber nach zwei- oder dreihundert Schritten erhob sich plötzlich der scheinbar lahme Vogel und kehrte raschen Flügelschlags zu den Jungen zurück, welche Brehm inzwischen aufgenommen hatte und in der Hand hielt. Was war das nun für ein Jammer! Wie kläglich geberdete sich die Alte! Auf drei Ellen Entfernung setzte sie sich vor dem Jäger

nieder, lahmte, humpelte, kroch förmlich auf dem Boden fort, beschrieb kleine Bogen und kehrte immer wieder zurück. Jetzt ließ Brehm eines der Jungen frei; es rannte schnell zu seiner Mutter hin, diese breitete ihre Flügel über dasselbe, lief ein Paar Schritte und ließ es verschwinden. Mit einem zweiten und dritten ging es grade so. — — Auch von Wildenten ist dasselbe Schauspiel von mit List verbundener Mutterliebe beobachtet worden. Langsam und wie flügellahm über die Wasserpfützen hinflatternd lockt die Alte den verfolgenden Jagdhund aus der Nähe des Nestes und der Jungen hinweg, zu denen sie dann im weiten Bogen rasch zurückkehrt, während Freund Caro unverrichteter Sache umkehrt.

Den Muth einer Rothkehlchen-Mutter hatte Herr J. Küng (laut Schreiben an den Verfasser aus Carare in Frankreich vom 21. Nov. 1875) zu bewundern Gelegenheit. Eines ihrer noch nicht ganz flüggen Jungen war in einen Garten geflogen, in welchem ein Pfau gehalten wurde, ohne sich wieder vom Boden erheben zu können. Der Pfau kam herzu, um sich das kleine Wesen aus der Nähe zu beschauen. Aber so oft er den Kopf gegen dasselbe neigte, flog die kleine Mutter blitzschnell hinzu und pickte nach seinem Kopf. Diese Scene wiederholte sich so oft, bis Herr Küng hinzukam und das Kleine nach dem an seinem Hause befindlichen Neste zurücktrug.

Am 16. Juli 1855 berichtete Herr H. Walter, Acker- und Gastwirth aus Altekerk, der Kölnischen Zeitung (angeführt bei Reclam a. a. O.), daß sich auf seinem inmitten des Ortes gelegenen Gute eine fremde Taube eingefunden habe, welche ihre Jungen, die ihm zwölf Tage vorher per Post von Cleve aus einer Entfernung von sechs Meilen waren zugesandt worden, aufsuchte und fütterte! In Cleve eingezogene Erkundigung ergab, daß man die betreffende Taube dort vermißte. Eine Verwechslung war nicht möglich, da es eine eigne Art von Tauben (s. g. Mohrenköpfe) war, wie es in der ganzen Umgegend keine mehr gab. Die Taube hatte also zwölf Tage gebraucht, um den Umkreis ihres Wohnsitzes zu durchsuchen und auf Entfernung eines Tagemarsches ihre Jungen zu entdecken. „Wenn dies nicht,“ fügt Herr Reclam der Erzählung bei, „ein Beweis von Mutterliebe, von Intelligenz,

von absichtlichem Handeln ist, so wissen wir nicht, worin die Kennzeichen dieser geistigen Thätigkeiten bestehen sollen."

Selbst die scheue Eule wird durch die Mutterliebe getrieben, bis in die Wohnung der Menschen zu bringen. Herr Dr. Diener in Aachen schreibt `dem Verfasser am 7. December 1875, daß er vier aus dem Nest genommene Schleier-Eulen (Strix flammea) in seiner eine Viertelstunde entfernten Wohnung in einer Kammer aufbewahrt habe, und daß die Mutter und später auch der Vater jeden Abend sich eingefunden hätten, um dieselben, welche bereits dem Verhungern nahe waren, zu füttern, nachdem sie durch das offenstehende Fenster in die Kammer gelangt waren.

Von zwei weiblichen Wellenpapageien, welche sich aus Mutterliebe und mütterlicher Eifersucht gegenseitig umbrachten, nachdem sie vorher gemeinschaftlich und einträchtig in einem Brutkästchen zusammen gebrütet hatten, hat dem Verfasser Herr Adolf Weiß, Vorsitzender des Thierschutz-Vereins in Nürnberg, am 16. Nov. 1875 brieflich berichtet. —

Zahllos sind die Beispiele von Mutterliebe, welche von zwei leicht beobachtbaren Hausthieren, Hund und Katze erzählt werden. Wie muthig die Hündin ihre Jungen gegen Jeden vertheidigt, der sie anrühren will, ist allgemein bekannt, während sie doch dabei klug genug ist, ihren Herrn oder Besitzer ruhig gewähren zu lassen, weil sie weiß oder glaubt, daß von dieser Seite keine Gefahr drohe. Ueberzeugt sie sich aber, daß dieses doch der Fall ist, so sucht sie da, wo kein Widerstand möglich ist, durch Klugheit zu retten, was zu retten ist. Herr Gutspächter Kautz auf dem Mühlen-Vorwerk bei Friedheim (preußische Provinz Posen) schreibt dem Verfasser, daß er eine Hühnerhündin mit vier Jungen besessen habe, der er, als die Jungen sechs Wochen alt waren, eines davon zum Verschenken an einen Besucher wegnahm. Die Hündin folgte dem wegfahrenden Wagen des Besuchers winselnd mehrere hundert Schritte weit und kehrte erst auf mehrfaches Pfeifen zurück. Am andern Tage waren die drei übrigen Jungen verschwunden, und man glaubte, sie seien gestohlen worden. Aber als man beobachtete, daß das Gesäuge der Hündin nicht angefüllt, sondern schlaff war, stellte sich bei genauerer Nachforschung heraus, daß dieselbe ihre

Jungen in einer tausend Schritte entfernten bewachsenen Schlucht eines Eichwäldchens verborgen hatte. Die Hündin wurde gescholten und mit ihren Jungen zurückgebracht. Aber als man nach Verlauf von acht bis zehn Tagen abermals ein Junges weggab, wiederholte die Alte dasselbe Manöver, und so ging es in gleicher Weise von acht zu acht Tagen fort, bis alle jungen Hunde vergeben waren.

Derselbe Vorgang ist von Herrn Gutsbesitzer M. Pfeil in Wisselsheim bei Bad Nauheim beobachtet und dem Verfasser brieflich mitgetheilt worden. Er gab zwei Junge einer säugenden Hundemutter (Vogelsberger Spitzpommer-Rasse) an einen Herrn aus Friedberg weg, so daß nur ein Junges bei der Mutter zurückblieb, welches er beabsichtigte, aufzuziehen. Aber leider war dasselbe andern Tags spurlos verschwunden, bis man es in Folge seines Wimmerns hinter einem großen Strohhaufen in einem Stalle entdeckte, wohin es die Mutter jedenfalls nur mit größter Anstrengung hatte bringen können. Man zog es hervor und brachte es der Mutter, welche sehr dankbar und erfreut schien. Trotzdem fehlte das Junge am andern Morgen abermals und wurde durch sein Wimmern abermals nicht hinter dem Strohhaufen, sondern in dem engen Winkel eines Treppen-Absatzes entdeckt. Nun wurde die besorgte Mutter angekettet, wobei sie sich ängstlich über ihr Kleines her kauerte und erst nach Verlauf mehrerer Tage ihre mütterliche Besorgniß zu verlieren schien.

Gradezu Fabelhaftes leisten besorgte Hundemütter im Verbringen ihrer irgendwie gefährdeten oder nicht am richtigen Platze befindlichen Jungen von einem Orte zum andern. Herr Organist C. Sandberg in Perlin bei Wittenburg (Mecklenburg-Schwerin) schreibt dem Verfasser am 5. Januar 1876, daß im Jahre 1830 sein Vater, der verstorbene Holzwärter Sandberg zu Heidhof bei Dömitz in Mecklenburg, in Begleitung seiner hochträchtigen Hühnerhündin nach dem eine halbe Meile entfernten, am andern Ufer der Elbe gelegenen Kaltenhof auf die Entenjagd gegangen sei, wobei er sich bei Dömitz über die Elbe setzen lassen mußte. Auf dem Jagdfeld warf die Hühnerhündin sechs Junge und wurde mit denselben, um sie andern Tages abzuholen, in Kaltenhof zurückgelassen. Aber als man andern Morgens in Heidhof erwachte, lag die Hündin mit

ihren sechs Jungen, welche sie während der Nacht durch die Elbe und nach Heidhof hatte transportiren müssen, in der Hundehütte!! — Noch stärker war die Leistung einer Jagdhündin, über welche der Königliche Kreisthierarzt Herr Schirlitz in Torgau unter dem 11. October 1875 dem Verfasser berichtet hat. Dieselbe war von ihrem Herrn, einem Rittergutsbesitzer an der Saale, in hochträchtigem Zustande mit auf ein zwei Stunden entferntes, am andern Ufer der Saale gelegenes Gut genommen worden und warf hier acht Junge. Der Besitzer, welcher wußte, daß der Hund bei seinem Freunde gut aufgehoben sei, fuhr ohne denselben nach Hause, war aber auf das Aeußerste erstaunt, als bereits andern Morgens vier Uhr die Hündin mit ihren acht Jungen sich bei ihm einstellte. Der Hund mußte nach der Meinung des Herrn Erzählers sechzehnmal die Saale durchschwommen haben, um seine Lieblinge nach Hause zu bringen — abgesehen von dem dabei zurückgelegten Landweg. — Herr Lehrer Klär in Obersiegersdorf (Schlesien) schreibt dem Verfasser am 5. December 1875, daß eine einem Fuhrknecht in seiner Nachbarschaft gehörige Hündin auf einer Reise nach Sagan mit drei Jungen niederkam. Sie wurde in Hertwigswaldau ($1^1/_4$ Meile von dem Wohnort des Erzählers) eingelegt und sollte auf der Rückreise Abends mitgenommen werden. Aber der Knecht sah sich genöthigt, auf einem andern Wege heimzukehren, und wollte die Familie folgenden Tages abholen. Seine Mühe wurde ihm erspart, als er Morgens früh die ganze Familie wohlbehalten im Stalle vorfand. Der Hund mußte also, wenn er jedes Junge einzeln trug, von Abends bis Morgens früh den Weg von $^5/_4$ Meilen fünfmal zurückgelegt haben!!

Auch in der Litteratur findet man Fälle dieser Art genug verzeichnet, so von Bechstein, wo eine Schäferhündin während 36 Stunden sieben Junge, eines nach dem andern, einen Weg von mehreren Stunden nach Hause geschleppt hatte — von Blatin, wo eine unterwegs niedergekommene und in Aubigny (Frankreich) zurückgelassene Hündin ihre vier Jungen nach der Heimath in Beaunes gebracht und dabei, wenn sie jedes Junge einzeln trug, in fünfzehn Stunden beinahe fünfzig französische Meilen zurückgelegt hatte, aber auch in Folge der übermäßigen Anstrengung

starb — der von **Menault** (a. a. O., S. 300) mitgetheilte Fall einer Jagdhündin, welche einen Weg von 64 Kilometern zurücklegte und dabei **fünfmal** die Rhône durchschwamm, um drei ihrer neugebornen Jungen von Soucieu nach St. Symphorien zu bringen, aber ebenfalls in Folge der Anstrengung zu Grunde ging — u. s. w. u. s. w.

Herr H. **Richter** (Rittergut Baselitz bei Priestewitz in Sachsen) besaß, wie er dem Verfasser schreibt, eine kleine Stubenhündin, welche, als sie merkte, daß ihre Milch für ihre Kleinen nicht mehr ausreichte, Eier aus dem benachbarten Hühnerstall, in den sie sonst niemals gekommen war, stahl und ihren Jungen vorlegte. Als sie darüber streng gestraft worden war, unterließ sie den Diebstahl, suchte sich aber dadurch zu helfen, daß sie mehr fraß als gewöhnlich und den Jungen die wiedererbrochenen Speisen vorlegte.

Frau **Bertha Jolowin** in Constantinopel theilte dem Verfasser mit Brief vom 15. Juli 1876 mit, daß sie einst einen der vielen in den Straßen Constantinopels elend umhervagabundirenden Hunde aus Mitleid in ihr Haus aufgenommen habe. Es war eine Hündin, welche in einem Winkel des Hofes drei Junge warf. Man ließ ihr nur ein Einziges, welches sie mit ängstlicher Sorgfalt in jenem Winkel behütete, bis eines Tages ein fremder Anverwandter das Thier erblickte und es hinausjagte. Nach langem Suchen fand man Mutter und Kind unter der benachbarten Landungsbrücke am Ufer des Marmora-Meeres, die Mutter stöhnend und anscheinend mit dem Tode ringend tief in einer Felsenhöhle. Frau Jolowin nahm, nachdem alles Rufen bei der Alten vergeblich blieb, das Kleine, das die Fluth Nachts hinweggespült haben würde, mit nach Hause. Andern Morgens fand man die treue Mutter auf einem Stückchen Teppich, wo sie früher mit dem Jungen gelegen hatte, todt und — ganz durchnäßt. Offenbar hatte sie ihr Kind im Wasser gesucht und war dann seiner Spur bis in's Haus gefolgt! Die Schreiberin, obgleich, wie sie schreibt, jeder falschen Sentimentalität feind, konnte sich bei dem Anblick der Thränen nicht enthalten.

Mit dieser Hunde-Tragödie mag von der Mutterliebe des Hundes Abschied genommen und etwas von der Mutterliebe einer

Katze erzählt werden, welche Herr Dr. med. Karl Kretzschmar in Stolpen in Sachsen (laut Schreiben vom 27. Nov. 1875 an den Verfasser) zu beobachten Gelegenheit hatte. Einer, einem Gutsbesitzer in Helmsdorf, den Herr Dr. Kretzschmar als Arzt besuchte, gehörigen Katzenmutter hatte man zwei ihrer Jungen genommen, um sie an einen in einem benachbarten Dorfe wohnenden Bruder des Besitzers zu verschenken. Bald darnach erschien die treue Mutter mit einem Mäuschen im Maul in dem fremden Hause bei ihren verlorenen Kleinen, um sie zu säugen und ihnen Nahrung zu bringen, und setzte diese Besuche fast drei Wochen lang täglich in gleicher Weise fort. — Ein zweiter, von demselben Herrn beobachteter Fall, in welchem die Jungen einer Katzenmutter in Seeligstadt durch einen unglücklichen Zufall um's Leben kamen und der kläglich sich geberdenden Mutter durch zwei andere junge Kätzchen ersetzt wurden, wird bei Besprechung des bei den Thieren sehr ausgebildeten Pflege-Eltern-Wesens nochmals Erwähnung finden. — Herr Lehrer Chr. Hirthes in Niederrad bei Frankfurt a/M. theilt dem Verfasser durch Brief vom 29. Dec. 1877 zwei Fälle von Katzenmüttern mit, welche, als sie fühlten, daß ihr Ende herannahe, ihre Jungen einer ihnen befreundeten Person vor die Füße trugen und dann starben. Diese Mittheilung ist um so weniger zu bezweifeln, als Aehnliches auch öfter und von anderen Hausthieren beobachtet worden ist. „Wenn es," sagt Brehm (Thierleben, I. S. 472 u. flgde), „ein Thier gibt, bei dem sich Das, was wir Mutterliebe nennen, in der unverkennbarsten Weise äußert, so ist es gewiß die Katze. Man beobachte nur eine Katzenmutter mit ihren Kindern — — Keine Menschenmutter kann mit größerer Liebe und Hingebung ihren Kinderchen sich widmen u. s. w. Sie wird zum Kinde mit den Kindern, aus Liebe zu ihnen, genau ebenso wie die Menschenmutter sich herbeiläßt, mit ihren Sprößlingen zu tändeln — — Ganz in derselben Weise wie ihre eignen Jungen behandelt die Katze auch ihre Pflegekinder, u. s. w. u. s. w." Brehm besaß eine säugende Hauskatze, welche, als sie fühlte, daß ihr die Milch ausgehe, ihre ganze Kinderschaar vor die Füße ihres Brodherrn trug und dort niederlegte, um zu verstehen zu geben, daß eine höhere Macht dem eingetretenen Uebel-

stand abhelfen müsse. — Ein sehr auffallender Fall von Mutterliebe beim **Pferd** ist dem Verfasser gleichzeitig von den Herren **A. Olshausen** in Dresden (laut Brief vom 27. Jan. 1878) und **Justus Strandes** in Hamburg (laut Brief vom 24. Jan. 1878) mitgetheilt worden. Auf dem Gute „Tralauer-Holz" bei Oldesloe in Holstein wurde Ende der sechziger Jahre ein Füllen von der Mutter genommen, um ihm ein Klystier zu verabreichen, zu welchem Behufe die beiden Hinterbeine zusammengebunden und aufgezogen wurden. Auf das klägliche Schreien des Füllen wurde die Stute unruhig, und es gelang ihr, aus dem Stalle in den Hof zu sehen, in dem Augenblick, wo die Procedur mit ihrem Jungen vorgenommen wurde. Die Folge dieses Anblicks war, **daß die Stute sofort todt zusammenstürzte**, und die Section ergab, daß ihr eine große Herzader gesprungen war! „Der Gutsbesitzer," setzt Herr Olshausen hinzu, „ist mein Oheim, und ich bin in Folge dessen im Stande, die Wahrheit des Obigen zu verbürgen."

Von der Mutterliebe einer **Kuh** erzählt **E. Menault** (a. a. O., S. 259), daß während des letzten deutsch-französischen Krieges einer seiner Verwandten, einer Gutspächterin, eine säugende Kuh mit Gewalt und trotz heftigen Widerstrebens durch die deutschen Soldaten entführt worden sei. Aber einige Tage später kam sie, blutend und abgemagert, nach dem Pachthofe zurück, stürzte sich in den Stall und überhäufte ihr Kälbchen, welches anfangs die Mutter nicht wiederzuerkennen schien, so lange mit Zärtlichkeiten, bis dessen Gedächtniß wieder aufgefrischt war.

Die Mutterliebe des Schafes oder der Lamm-Mutter ist so groß, daß dieselbe unter einer noch so großen Heerde — und mag sie nach Tausenden zählen — ihr eignes Junge sofort herauszuerkennen vermag, sowie auch das letztere seine Mutter sofort an der Stimme erkennt, auch wenn noch so viele andre Mütter dabei sind.

Wahrhaft rührend ist ein von **Weinland** mitgetheiltes Beispiel von Mutterliebe der gewöhnlichen **Haus-Maus**. Eine solche wurde in Frankfurt a/M. mit **neun** noch blinden Jungen in einem Versteck entdeckt, und das ganze weiche Bett wurde mit einer

Schaufel ausgehoben, ohne daß die Alte einen Versuch gemacht hätte, zu entrinnen. Sie ließ sich vielmehr zu ihrem Verderben nebst ihren geliebten Kindern auf die Schaufel heben und forttragen. Welche Menschen-Mutter möchte eines solchen mit Todesverachtung gepaarten Heroismus fähig gewesen sein!

Die Wasser-Ratte (Hypudaeus amphibius) trägt ihre treu behüteten Jungen bei Annäherung einer Gefahr in ein anderes Nest oder sonst einen Schlupfwinkel. Müller (a. a. O.) sah eines Abends beim Fischen ein solches Thier mit einem Jungen im Maul quer über die Wasserfläche huschen und dasselbe, als beide in einem Fischgarn sich gefangen hatten, äußerst tapfer gegen den mitgenommenen Hühnerhund vertheidigen. Etwas Aehnliches sah Goering von dem brasilianischen Viscacha (Logostomus trichodactylus), einem zur Ordnung der Nager gehörigen Kaninchen-ähnlichen Thier, welches in der Regel nur ein Junges hat und dasselbe muthvoll vertheidigt. Als er eine Mutter mit ihrem Jungen angeschossen hatte und die Thiere ergreifen wollte, stürzte sich die Erstere mit solcher Wuth auf den Jäger, daß er sich ihrer mit dem Gewehrkolben erwehren mußte.

Eine sehr zärtliche und aufopfernde Mutter ist auch das Weibchen des Fuchses, dessen inniges Familienleben und Gattenliebe bereits gerühmt worden sind; und wenn es irgend etwas gibt, das den Fuchs einen Theil seiner gewöhnlichen Vorsicht vergessen läßt, so ist es allein die Liebe zu seinen Kindern. „Diese mit Blutscenen so vertrauten Thiere," sagt Menault, „können das Geschrei ihrer bedrohten Kleinen nicht hören, ohne lebhaft davon bewegt zu werden." Hat sich ein Mensch ihrem Bau genähert, so werden die Jungen in der kommenden Nacht an einen andern Platz getragen, was bei der starken, gegen dieses Thier geübten Verfolgung ziemlich oft der Fall ist. Bei einem von Lenz geschilderten Fuchsgraben brach eine Füchsin mit ihrem Jungen im Maul aus dem Bau heraus mitten durch die Hunde und die auf sie feuernden Jäger hindurch, ohne das geliebte Kind fallen zu lassen. In einem von Dr. Franklin in der Grafschaft Essex beobachteten Falle lief unter ähnlichen Umständen eine Füchsin mit ihrem Jungen im Maul mehrere englische Meilen weit, bis sie auf einem Pachthof,

den sie durchschneiden mußte, aufgehalten wurde. Der schwedische Naturforscher Eckström erzählt, daß eine Füchsin, der man zwei Junge getödtet und eines geraubt hatte, in der Nacht in den Hof einbrach, wo ihr Junges angekettet war, vierzehn Truthühner tödtete und eines davon ihrem gefesselten Kinde zur Speise vorlegte!

Das Weibchen der Fischotter läßt sich häufig lieber tödten, als daß es seine Jungen verläßt. Acht Tage, nachdem Steller einer solchen Mutter ihre Jungen geraubt hatte, fand er sie noch in voller Verzweiflung am Ufer sitzend. Sie ließ sich tödten, ohne einen Fluchtversuch zu machen, und man fand sie vollkommen abgemagert.

Das Weibchen des Siebenschläfers oder Bilchs (Myoxus glis) verschmäht selbst die von allen wilden Thieren so hoch geschätzte Freiheit, wenn es seine Jungen in Gefangenschaft weiß. Herr Fr. Sch — r (Wiener Neue freie Presse vom 17. Febr. 1876) hatte eine solche Mutter mit sieben mausgroßen blinden Jungen gefangen und hielt sie in einem Bauer, aus welchem es der Mutter mit dem kleinsten der Jungen zu entweichen gelang. Das Junge wurde erfaßt und in den Käfig zurückgeschoben, während die Alte bereits das Terrassen-Geländer erreicht hatte und mit einem Satz im Freien sein konnte. Aber — trotzdem ein halbes Dutzend Menschen zugegen waren, blieb die Alte klopfenden Herzens und das Auge starr auf das Bauer gerichtet, auf einem Fensterladen sitzen und kehrte langsam und beobachtend in den offen stehenden Käfig und in die Gefangenschaft zurück!! Sorgfältig pflegte sie nun die Jungen weiter, bis es ihr nach Wochen abermals auf unbegreifliche Weise gelang, mit dem kleinsten der Jungen zu entweichen. Man ließ probeweise die Käfigthüre offen, und andern Morgens hatte die Alte abermals zwei Junge entführt. Die übrigen wurden nun so verwahrt, daß eine Entführung nicht mehr möglich war.

Von den Känguruh-Weibchen wird erzählt, daß sie, wenn sie sich schwer verwundet fühlen, sich nicht mehr zu retten, sondern nur noch ihre Jungen durch Deckung mit dem eignen Körper gegen den Jäger zu schützen suchen.

Von einer amerikanischen Mutter-Sau theilt ein Herr Craven (bei Youatt: On the Pig, pag .20) eine Beobachtung mit, welche vollständig dem von besorgten Hundemüttern geübten und bereits geschilderten Benehmen entspricht. Sie war gewohnt, mit ihrer nicht kleinen Kinderschaar sich Tags über in den Wäldern umherzutreiben und nur Abends zur Fütterung im Haus zu erscheinen. Nachdem man ihr bei solcher Gelegenheit nach und nach drei ihrer Ferkel hinweggenommen hatte, um sie für die Küche zu verwenden, kam sie Abends, statt mit Familie, allein zum Nachtmahl. Eine Nachforschung ergab, daß sie ihre Kleinen aus Besorgniß für ihr Heil in den entlegensten Theil des Waldes getrieben hatte und dort auf ihre Rückkehr warten ließ! Noch größere Sorge bethätigt das Wildschwein für seine Brut. „Nichts," sagt Dietrich aus dem Winckell, „übersteigt den Muth und die Unerschrockenheit, womit eine rechte oder eine Pflegemutter ihre Familie im Nothfall vertheidigt." Ein Mann, welcher beim Spazierenreiten ganz junge Frischlinge fand, wollte eines davon mit nach Hause nehmen. Wüthend stürzte die Bache, als sie das Kleine klagen hörte, herbei, sprang an dem Pferde in die Höhe und fuhr dem Reiter nach den Füßen so lange, bis derselbe zu seiner Rettung den Frischling herunterwarf.

Die Wölfin ist ebenfalls eine gute Mutter und darum nicht weniger gut, weil sie Romulus und Remus gesäugt hat. Der Verlust ihrer Jungen bringt dieselbe Wirkung auf sie hervor, wie ein langes Fasten, und man hat gesehen, daß sie in Folge eines solchen Verlustes förmliche Wuth- und Verzweiflungs-Anfälle erlitt.

Die Tiger-Mutter scheut keine Gefahr, um ihren gefährdeten Jungen Hülfe zu bringen, und folgt den Räubern so lange, bis sie ihre geliebten Kinder gerettet hat. Capitän Williamson erzählt, daß man ihm während seiner Jagden in Indien zwei junge Tiger gebracht habe, welche er in einen Stall sperrte. Bald darnach erschien die Tigerin und entwickelte eine so grenzenlose Wuth, daß man sich genöthigt sah, die Jungen in Freiheit zu setzen, welche die Alte sofort hinwegtrug.

Brehm beobachtete eine Puma-Mutter (Puma concolor),

welche sich mit ihren Jungen grade so benahm, wie eine Katzenmutter. Sie entwickelte eine rührende Zärtlichkeit gegen dieselben, duldete nicht, daß Jemand mit den Kleinen sich beschäftigte oder auch nur, daß man sie genauer beobachtete, suchte sie gegen Kälte zu schützen und spielte mit ihnen, wie eine Hauskatze mit ihren Jungen.

Eine ausgezeichnete Mutter ist auch der weibliche Eisbär, dessen aufopfernde Mutterliebe die zahlreichen Polar-Reisenden der letzten Jahrzehnte oft zu beobachten Gelegenheit hatten. Ihre verschiedenen Berichte lauten in dieser Hinsicht ebenso übereinstimmend, wie diejenigen der Walfisch- und Grönlandsfahrer. Wenn verfolgt, sucht die Bärin ihre Jungen auf jede mögliche Weise vorwärts zu treiben oder zu schieben, verläßt sie aber nie, sondern vertheidigt sie im letzten Augenblick mit Aufopferung ihres Lebens. Bisweilen macht sie Front gegen die verfolgenden Hunde, um den Jungen Zeit zum Vorankommen zu lassen, bisweilen packt sie die letzteren, wenn sie ermüdet sind, im Genick und schleppt sie weiter. Eine von den Leuten des Nordpol-Reisenden Kane verfolgte Bärin setzte sich, als nach $^{3}/_{4}$stündiger Verfolgung das Junge nicht mehr weiter konnte, auf die Hinterbeine, nahm dasselbe auf ihren Schooß und wirbelte nun laut brüllend mit den Vordertatzen in der Luft umher. Niemals, erzählt einer der Mitreisenden, sah ich ein Thier in solcher Angst und Sorge. Sie wurde schließlich mit ihrem Kinde getödtet, wobei das letztere angsterfüllt und winselnd auf dem todten Körper der Mutter herumkroch. — Bei dem im Eis stecken gebliebenen Schiffe Carcasse zeigte sich einst (nach einem Bericht in der Revue britannique) eine hungrige Bärin mit zwei Jungen und riß Walroßfleisch aus dem Feuer, an welchem die Matrosen dasselbe auf dem Eise ausbrieten, um es ihren Jungen zuzutragen, während sie sich selbst kaum bedachte. Die Matrosen schossen beide Jungen nieder und verwundeten die arme Mutter, welche zu ihren Jungen hinkroch und ihnen fortwährend Fleischstücke vorlegte. Als sie sah, daß sie nicht zulangten, suchte sie dieselben vergebens emporzurichten und erhob schließlich ein klägliches Geheul. Dann ging sie einige Schritte weiter und suchte die Jungen zu sich zu locken. Als sie sah, daß sie ihr nicht folgten, kehrte sie wieder um, be-

schnupperte sie und heulte von Neuem. Als sie endlich bemerkte, daß alle Mühe vergeblich war, wandte sie den Kopf nach dem Schiffe und brummte voll Wuth und Verzweiflung. Abermals von Flintenschüssen getroffen, sank sie zu ihren Jungen nieder und starb, indem sie deren Wunden leckte. — Während der Expedition des berühmten Capitäns Hayes beobachtete man eine Eisbärin, welche sich mit ihren Jungen spielend und pirouettirend dem Schiffe genähert hatte. Als sie die Gefahr zu bemerken schien, in welcher sie mit den Ihrigen schwebte, begab sie sich auf den Rückweg, wobei sie, obgleich sie selbst sich sehr leicht hätte retten können, mit den Kleinen und deren Rettung so lange aufhielt, daß sie alle erlegt wurden.

Daß die Robben bei der Innigkeit ihres Familienlebens auch als Mütter Ausgezeichnetes leisten, läßt sich leicht denken. „Auf einer der kleinen San Benitos-Inseln an der Küste Unter-Californiens," erzählt Scammon, „beobachteten wir mit lebhafter Theilnahme einen weiblichen Seebären nebst seinem wenige Wochen alten Jungen. Mit dem ihr folgenden Kleinen näherte sich die Mutter vorsichtig der Küste, blickte beim Landen fortwährend mißtrauisch in die Runde, versäumte jedoch nicht, das Junge währenddem mit fast menschlicher Zärtlichkeit zu liebkosen. Da Alles sicher schien, lullte sie es bald in Schlaf, und beide lagen darauf, der Wärme der Mittagssonne behaglich sich hingebend, neben einander auf einem vorspringenden Felsen. Jede höhere Welle erregte die Aufmerksamkeit der Alten, jeder Schall bewog sie, das Haupt zu erheben, sich umzublicken und zu überzeugen, ob nach wie vor Alles sicher sei — —." Von den sonst sehr scheuen und ängstlich dem Menschen ausweichenden Seehunden hat man beobachtet, daß sie, wenn ihren Jungen Gefahr droht, lieber mit denselben sterben, als sie verlassen. Auch hat man gesehen, wie die Seebären-Mutter unter Umständen ihr Junges mit einem ihrer vorderen Flossenfüße packt, fest an die Brust drückt und dem Wasser zuschleppt. — Das Walroß-Weibchen vertheidigt sein Junges mit aller Kraft und allem Muth, deren sein Geschlecht fähig ist. Tödtet man das Junge, so hat man auf den zähesten Widerstand und unsühnbaren Rache-Durst seitens der Alten zu rechnen. Selbst die Leichname der getödteten Jungen werden nach Brehm's Mittheilung von

den erbitterten Müttern vor den Augen der erstaunten Robbenschläger hinweggenommen und meilenweit fortgeschleppt oder im Wasser verborgen. Schwerverwundete Junge sollen von ihren Müttern zum Athemholen aus dem Wasser gehoben und dann wieder in die sichere Tiefe versenkt werden. Die Jungen selbst verlassen die Leichname ihrer getödteten Mütter nicht und lassen sich mit ihnen ergreifen.

Auch die plumpe Wal-Mutter liebt ihren Sprößling ungemein und sucht ihn nach Kräften vor Gefahr zu schützen. Wüthend fährt sie unter die Boote ihrer Verfolger, schlägt mit dem Schwanze und den Brustfinnen um sich und achtet keine Wunde, wenn es gilt, ihr Theuerstes zu vertheidigen. Fängt man dasselbe, so kommt die Alte sogleich dem verwundeten Kinde zu Hülfe, steigt mit ihm an die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an, fortzuschwimmen, sucht ihm auf der Flucht behülflich zu sein, indem es dasselbe unter seine Flossen nimmt, und verläßt es selten, so lange es lebt. Es ist dann gefährlich, sich ihr zu nähern. Uebrigens wird gerade diese Liebe der Mutter zu ihrem Kinde von den Walfischjägern benutzt, um durch Fang des letzteren die erste herbeizulocken. „Bei einem jungen harpunirten Walfisch," erzählt Fitzinger, „erschien die Mutter augenblicklich, ungeachtet der Nähe des Bootes, von welchem aus die Harpune geworfen worden war, ergriff das Junge mit ihrer Brustflosse und riß es mit ausdauernder Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort. Bald kam sie aber wieder empor, schoß wüthend hin und her, hielt inne oder änderte auch plötzlich die Richtung und gab alle Zeichen der höchsten Angst deutlich zu erkennen — —" Trotz der erhaltenen Verwundungen versuchte die Alte nicht zu entfliehen, ließ auch die andern Boote nahe kommen und wurde leicht getödtet.

Von der Mutterliebe des Nashorns, welches seine Jungen mit beispiellosem Grimme vertheidigt, erzählt Bontius, daß ein Europäer auf einem seiner Ritte ein indisches Nashorn mit seinem Jungen entdeckte. Als das Thier den Menschen erblickte, stand es auf und zog mit seinem Kinde langsam in den nahen Wald. Als das Junge nicht recht fort wollte, stieß es die Alte mit der Schnauze vorwärts. Der Herr ritt den Thieren nach und gab dem Jungen

mit dem Säbel einige Schläge auf das Hintertheil. Die Alte ließ dieses ruhig geschehen, bis sie das Junge im Gestrüppe verborgen hatte, dann aber wandte sie sich mit fürchterlicher Wuth gegen den Verfolger, welcher verloren gewesen sein würde, wenn ihn nicht die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet hätte. Das erbitterte Thier verfolgte ihn übrigens wie rasend bis in das Lager, wo es erlegt wurde.

Mit nicht geringerer Wuth vertheidigt die Nilpferd-Mutter ihr Erzeugtes. Sie sieht in den unschuldigsten Dingen Gefahr und stürzt darauf los. Schweinfurth beobachtete, daß die Mütter ihre Jungen sogar auf dem Nacken tragen und ihnen zu Liebe öfter auf der Oberfläche des Wassers erscheinen, als sie dieses sonst zu thun pflegen. Es ist gefährlich, in solcher Zeit einer Nilpferd-Mutter zu nahen. Livingstone, der berühmte Afrika-Reisende, erzählt, daß sein Kahn von einem weiblichen Flußpferd, dessen Junges man Tags vorher mit dem Speer getödtet hatte, halb aus dem Wasser gehoben und einer seiner Leute herausgeschleudert wurde, ohne daß man das Thier weiter gereizt hätte. Von einem im Zoologischen Garten in London niedergekommenen Flußpferd erzählt Bartlett: „Niemals habe ich ein Thier kennen gelernt, welches seines Sprößlings wegen so mißtrauisch und wachsam und so entschieden gewillt ist, das Junge zu vertheidigen, wie diese Flußpferd-Mutter. Sie liebt ihr Kind mit eifersüchtiger Sorge und erschwert dadurch dessen Aufzucht in der Gefangenschaft in hohem Grade — —“

Aber so auffallend und deutlich alle diese Beispiele für die große Macht der Mutterliebe bei den Thieren sind, so gebührt doch die Palme in der Ausbildung oder Entwicklung dieses edlen Gefühls unter den Säugern wiederum dem in so vieler Beziehung bevorzugten Geschlecht der Affen. Dieses ist so bekannt, daß man übertrieben zärtliche Mütter seit lange „Affenmütter“ und eine übertriebene Liebe zu Kindern „Affenliebe“ zu nennen pflegt, obgleich eigentlich die Beobachtung Nichts darbietet, was die Liebe der Affen-Mutter zu ihren Jungen als eine unnatürliche und durch Uebertreibung tadelnswerthe erscheinen ließe. Im Gegentheil begegnen wir hier allen den mannichfaltigen Aeußerungen oder Aus-

brüchen eines der edelsten Gefühle der Menschen- und Thierbrust, wie wir sie bei unserm eignen Geschlecht nur mit Lob und Rührung zu erblicken gewohnt sind; und es ist nicht einzusehen, warum dieselben Handlungen, welche hier den Handelnden zur höchsten Ehre gereichen, dort den Beigeschmack des Lächerlichen oder Tadelnswerthen haben sollen. Oder könnte sich nicht jede Menschenmutter ohne Beschämung das Beispiel jenes Coaita-Affen zum Muster nehmen, von welchem Pöppig (Reise in Chili, Peru und auf dem Amazonenstrom, Band II, S. 236) Folgendes erzählt: „Was man von der außerordentlich großen Liebe der Affen erzählt, ist wirklich wahr, und ich war selbst Zeuge von einem Beweise, der mir auf geraume Zeit die Lust zur Affenjagd benahm. Um einen jungen Coaita-Affen zur Aufziehung zu erhalten, hatte ich aus einer die dichten Baumkronen durchziehenden Heerde ein Weibchen auserlesen, das ein ziemlich großes Junge an sich gedrückt hielt. Der erste Schuß verwundete es an den Hinterfüßen und zwang es zu langsameren Bewegungen. Der zweite traf edlere Theile, ohne jedoch zu tödten. Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, sah man das Thier, welches sich, im Augenblicke des Zielens die Gefahr erkennend, fest über sein Junges zusammengerollt hatte und so den ganzen Schuß empfing. Der Todeskampf trat bald ein, aber anstatt nach Art der getroffenen Männchen sich mit dem langen Schwanze aufzuhängen und so das Junge der Gefahr eines Sturzes auszusetzen, glitt die Sterbende an einer Schlingpflanze nach einem breiteren Ast hinab, legte dort behutsam ihre Bürde nieder und stürzte gleich darauf todt zu meinen Füßen. Ich habe nach jener Zeit nicht mehr vermocht, auf weibliche Affen zu schießen!!"

Ein ganz ähnliches Ergebniß erlebte Duvaucel. Er verwundete ein Weibchen des Hulman (Semnopithecus entellus), welches ein Junges bei sich trug, in der Gegend des Herzens. Die arme Mutter raffte alle Kräfte zusammen, hing das Junge an einen Ast und fiel todt herunter. „Dieser Zug," fügt der Erzähler hinzu, „hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle Reden der Brahmanen, und diesesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Thier erlegt zu haben, nicht Meister geworden über die Empfindung der Reue, ein Wesen getödtet zu haben, das noch im Tode das achtungs-

würdigste Gefühl bethätigte." Auch Rengger beobachtete, daß ein Weibchen des Capuziner-Affen (Cebus capucinus), welchem ein Schuß den Schenkel zerschmettert hatte, ihren Säugling von der Brust riß und auf einem Ast in Sicherheit brachte. Ueberhaupt sind die Kapuziner-Affen (ebenso die Brüllaffen) besonders zärtliche Mütter und verlassen ihr Junges nie, auch wenn sie angeschossen sind. Sie sind unaufhörlich beschäftigt, das Kleine zu säugen, zu beobachten, zu reinigen und vor jeder feindlichen oder sonst unangenehmen Annäherung zu behüten, haben auch während dieser Zeit für Anderes nicht Sinn. In der Gefangenschaft zeigen sie ihr Junges nur Leuten, welchen sie gewogen sind, und vertheidigen es muthig gegen Fremde. Plinius versichert alles Ernstes, daß Aeffinnen ihre Jungen aus Liebe zu Tode drückten; doch ist dieses neuerdings niemals beobachtet worden. Wohl sieht man an in der Gefangenschaft gehaltenen Exemplaren, daß sie sich an dem Anblick ihres Lieblings ebenso weiden, wie Menschenmütter an dem des ihrigen, daß sie mit ihm spielen, ihn hin und her schaukeln, unter beständiger Aufsicht halten, jeden Bissen mit ihm theilen, ihm die Fliegen abwehren oder Ungeziefer ablesen, das Gesicht waschen, u. s. w. u. s. w. Auch ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß der Tod eines solchen kleinen Lieblings den durch Gram veranlaßten Tod der Mutter im Gefolge hat — wovon Brehm bei einigen Affenarten, welche er in Nordafrika in Gefangenschaft hielt, mehrere Beispiele erlebt hat. Wo aber dieses auch nicht der Fall ist, zeigt doch das Benehmen der Mutter in einem solchen Falle, wie tief und schmerzlich der Verlust ihr Mutterherz getroffen oder verwundet hat. Brehm besaß ein Weibchen des Hamadryas oder Mantel-Pavian (Cynocephalus Hamadryas), welche ihr neugebornes Junge, das sie fortwährend ängstlich an die Brust gedrückt hielt und von allen Seiten beleckte, bald nach der Geburt durch den Tod verlor. Sie litt nicht, daß man das todte Kleine berührte, legte es wiederholt an die Brust und wurde, als es nicht wieder zum Leben erwachte, sehr traurig. Sie fraß nicht, fror, zitterte, versteckte sich halb im Stroh, saß fast immer auf derselben Stelle, legte sich oft nieder, wollte nichts von andrer Affen-Gesellschaft wissen und wurde erst wieder muntrer, als sie das neugeborne Kind eines Makaken-

Weibchens in die Arme nehmen konnte. — Diese Makaken=Weibchen sind ihrerseits selbst sehr zärtliche Mütter. Cuvier erzählt von dem sog. Bunder (Macacus Rhesus): „Es läßt sich kaum beschreiben, wie groß die Sorgfalt der Mutter war für Alles, was das Saugen und die Sicherheit ihres Neugebornen betraf. Sie zeigte sich stets verständig und so umsichtig, daß man sie bewundern lernte — — Alle ihre Bewegungen geschahen mit größter Gewandtheit, doch niemals so, daß der Säugling dabei hätte Schaden leiden oder irgendwo anstoßen können — — Als der junge Bunder anfing zu klettern, verfolgte die Mutter jede Bewegung des Kindes mit der größten Aufmerksamkeit und schien immer bereit, einen etwaigen Schaden ihres Lieblings zu verhindern — —“

Von dem Apella oder braunen Rollaffen (Cebus Apella), welcher den Kapuziner in Guiana vertritt, erzählt Schomburgk: „— — Bei einem solchen Vorfall war ich Zeuge eines wirklich rührenden Beispiels aufopfernder Mutterliebe. Schon wollte ich nach meinem Boote zurückkehren, als die ängstliche Stimme eines Affen in einem Baume über mir verkündete, daß er von seiner Mutter bei der wilden Flucht der Heerde vergessen worden war. Einer meiner Indianer erkletterte den Baum — kaum sah das Thierchen die fremde Gestalt, als ihm die Angst laute Töne auspreßte, welche alsbald vom nächsten Baume aus von der zurückgekehrten Mutter beantwortet wurden — —. Ein Schuß verwundete die Arme; sie schickte sich in Folge dessen wohl zur Flucht an, kehrte aber augenblicklich zurück, als das Junge von Neuem seine Jammertöne hören ließ, und sprang auf den Ast, welcher das klagende Junge trug. Schnell nahm sie es auf den Rücken und wollte mit ihm davoneilen, als ein dritter Schuß sie herabwarf. Noch im Todeskampfe drückte sie ihren Liebling fest an sich und versuchte die Flucht, stürzte aber bei diesem Versuch auf den Boden herab — —“

Ganz ähnlich benahm sich ein Chimpanse=Weibchen, welches du Chaillu (a. a. O.) beobachtete und welches ebenfalls, nachdem es bei der ersten Annäherung der Jäger die Flucht ergriffen hatte, zur Rettung des zurückgebliebenen Jungen auf den Baum zurück=

kehrte, um in dem Augenblick, wo sie ihr Kind in die Arme nahm, die tödtliche Kugel zu erhalten.

Das erhabene Gefühl der Mutterliebe ist übrigens nicht bloß Eigenthum der geistig höher begabten Thiere, sondern fast allgemeines Eigenthum der gesammten Thierheit bis zu ihren untersten Stufen herab. Selbst das kaltblütige Krokodil liebt sein Kind mit aller Kraft seiner stumpfsinnigen Seele und geräth in den Zustand höchster Erregung, wenn seinem geliebten Sprossen Gefahr droht. „Auffallend war es mir,“ so erzählt Schomburgk von dem riesigen, in den südamerikanischen Flüssen lebenden Mohren-Kaiman (Crocodilus ceilonicus), „daß die Weibchen noch lange Zeit die regste Liebe gegen ihre Jungen hegen, sie fortwährend bewachen und mit der größten Wuth vertheidigen, was ich aus eigner Erfahrung kennen lernte.“ Als nämlich Einer der Indianer Schomburgk's ein junges Thier mit dem Pfeile getroffen hatte und im Begriff war, das kleine schreiende und zappelnde Ungethüm aus dem Wasser zu ziehen, erschien plötzlich die Mutter, ein schauerliches Gebrüll ausstoßend, welches Mark und Bein durchschütterte, und versuchte, mit Hülfe anderer, inzwischen herbeigeeilter Kaiman's die Jäger von ihrem Standort herabzureißen. Bei jedesmaliger Verwundung zog sie sich einen Augenblick in das Wasser zurück, erschien aber sogleich wieder und erneuerte ihren Angriff mit verdoppeltem Ingrimm. Erst als sich die Jäger an das Ufer zurückgezogen hatten, wurden sie des grimmigen Feindes ledig, da die Kaimans auf dem Lande ganz unbehülflich und ungefährlich sind.

Sogar das Herz der Frosch-Mutter ist von inniger Liebe zu ihrem Laich erfüllt. Als Student stieß Prof. Schröder bei einem Spaziergang (wie er an Brehm schrieb) mit dem Stock in eine eben gelegte frische Laichmasse, um sie an's Ufer zu ziehen. Sofort bemerkte dieses das ungefähr 30 cm entfernte Froschweibchen und fuhr in rasender Eile auf den Stock los, entfernte sich aber wieder, nachdem der Stock herausgezogen war. Bei einem wiederholten Versuche wiederholte sich dieselbe Scene.

Von der Mutterliebe der Insecten hat Bonnet (bei Kirby und Spence, Entomologie, I. Theil, S. 397) ein hübsches Beispiel beobachtet. Manche Spinnen umhüllen ihre Eier mit

einem Gespinnstsäckchen, das sie am Rücken befestigen und überall mit sich herumtragen. Sind die jungen Spinnen aus diesem Säckchen, das von der Mutter erst geöffnet werden muß, ausgebrochen, so setzen sie sich zunächst auf den Rücken der Mutter, die sie noch eine Zeitlang mit sich herumträgt und für sie sorgt. Bonnet trieb nun eine solche Mutter mit ihrem Eiersäckchen in die Grube eines Ameisen-Löwen, jenes für viele Insecten so furchtbaren Thieres, dessen merkwürdiges Treiben der Verfasser in seiner Schrift: „Aus dem Geistesleben der Thiere" (Berlin, 1877, S. 345 u. flgd.) genauer beschrieben hat. Die Spinne suchte davon zu rennen, war aber nicht schnell genug, um zu verhindern, daß der Ameisenlöwe ihren Eiersack packte, den er unter den Sand zu zerren suchte. Dagegen wehrte sich die Spinne mit allen Kräften, aber das Säckchen riß ab. Da erfaßte es die Spinne wieder mit ihren Kiefern und verdoppelte ihre Anstrengungen. Doch vergebens — der Ameisenlöwe war der Stärkere und zog das Säckchen zugleich mit der Vertheidigerin in den Sand hinein. Die unglückliche Mutter hätte ihr Leben retten können, wenn sie die Eier fahren ließ; aber sie ließ sich eher lebendig begraben, ehe sie sich von ihrer Brut getrennt hätte. —

Auf's Engste verwandt und theilweise identisch mit der Mutterliebe ist die Eltern- und Kindesliebe, sowohl der Eltern zu den Kindern, als der Kinder zu den Eltern; ferner die Kindespflege, die Sorge für die Familie, für die Jungen, für die Nachkommenschaft, für die Bebrütung, Nest- und Wohnungsbereitung — welches Alles wenigstens theilweise bereits Erwähnung fand und deßwegen, sowie auch weil es mit dem Thema des Buches in schon etwas entfernterem Zusammenhang steht, hier nur flüchtig behandelt werden kann. Insbesondere gilt dieses von der Nest- und Wohnungs-Bereitung, welche so mannichfaltig und interessant ist, daß man das Thema in besonderen Schriften behandeln könnte, und welche die Thiere als Künstler, im Besonderen als Baukünstler im eminentesten Sinne des Wortes erscheinen läßt. Sie sind auch nicht Künstler ohne Verdienst oder in unbewußter Weise, wie die Instinkt-Gläubigen annehmen, sondern sie bauen mit Verstand und Ueberlegung und verstehen es vortrefflich, sich nach der Verschiedenheit

der Umstände zu richten. So bauen z. B. dieselben Vogelarten in nördlichen oder kalten Gegenden ihre Nester in weit soliderer Weise, als in wärmeren Klimaten, und füttern dieselben dort mit Wolle und warmen Stoffen aus, während sie hier mit einem ganz leichten Bau sich begnügen. Allerdings hat jede Vogel-Art ihre besondere Manier des Nestbaues, gradeso wie auch jedes Volk, jedes Land seine bestimmte Manier des Häuser- oder Hüttenbaues hat und dieselbe in der Regel während langer Zeiträume unverändert festhält. Aber innerhalb dieses ein- für allemal feststehenden Rahmens kommen die mannichfaltigsten individuellen Abweichungen und Aenderungen vor. Besondere List und Berechnung im Nestbau zeigt z. B. der Zaunkönig, indem er seinen Bau stets ganz genau dem Busch, dem Baum oder Schober anpaßt und durch diese freie Wahl des Materials oder der Bauweise sein Nestchen als solches fast unkenntlich macht. Manche seiner Nester sind aus grünem Moose zusammengeleimt, andre gleichen einem wirren Haufen dürrer Blätter, welche der geschickte Baukünstler unendlich künstlich mit einander verwoben und verklebt hat. Troegel (a. a. O., S. 76) hat mehr als zwanzig solcher Nester untersucht, aber kein einziges gefunden, welches völlig dem andern glich. Das eine, ganz bedeckt und wie auf der Drehscheibe gemacht, glich einem kleinen Backofen; das andre hatte die Form einer in der Mitte durchgeschnittenen Eischale; ein drittes war bedeutend weniger verlängert, als die anderen, u. s. w. Einmal fand Troegel sogar sechs Zaunkönig-Eier, welche ohne Nestbau nur einfach auf einem großen Haufen dürrer Blätter mit ein wenig Moos und Rehhaaren als Unterlage niedergelegt waren. Es dauert bisweilen nach Troegel nicht weniger als acht Tage, bis der kleine Künstler im Monat April einen ihm passend scheinenden Platz für seine Brut ausfindig gemacht hat, indem er Vortheile und Nachtheile des einen oder des andern Platzes sorgfältig gegen einander abwägt.

Derselbe Herr Beobachter hat gesehen, wie ein Sperling, ganz entgegen seinem angebornen Instinkt, an einem kalten Tage des Monats December in dem Loch eines Baumstammes ein warmes Nest für sich und offenbar zum Schutz gegen die Winterkälte bereitete, indem er Federn, Wolle, Stroh u. s. w. herbeitrug und

das Innere des Loches damit auspolsterte — ein Verfahren, welches übrigens als allgemeine Gewohnheit der Sperlinge betrachtet wird. — Auch sind sehr viele Vögel so wenig von dem angeblichen Instinkt des Nestbaues beherrscht, daß sie es der Bequemlichkeit wegen vorziehen, andere, bereits fertige Nester zu usurpiren oder in Beschlag zu nehmen. So wählen Edelfalken und Weihe mit Vorliebe Horste von Raben und Krähen, der Uhu bezieht gern alte Nester von Bussarden oder Störchen, die Waldeule nimmt den verlassenen Bau einer Taube oder noch lieber die Burg eines Eichhörnchens ein, das Nachtkäuzchen sucht sich eine leerstehende Elstern-Wohnung, deren Dach es vor Regen schützt. Auch die Tauben verschmähen nicht alte Nester, und selbst die kleine Kohlmeise richtet sich in solchen von Elstern, Krähen, Eichhörnchen wohnlich ein. Ein vorhandener Nestbau auf einem Baum in der Nähe des Wassers vermag sogar den Gänsesäger (Mergus merganser) zu verführen, daß er ihn als Wiege für seine Kinder erwählt, oft zum Nachtheil der Brut, die nachher herabspringen muß, um in das Wasser zu gelangen. Selbst das liederlich zusammengefügte Bett der Sperlinge findet fremde Liebhaber, indem der Mauersegler (Cypselus) dem brütenden Weibchen seine Niststoffe ohne Weiteres auf den Rücken wirft und dasselbe dadurch, sowie durch allerhand andre Rohheiten so lange quält, bis es das Lager räumt. Umgekehrt usurpiren bekanntlich Sperlinge nicht selten Schwalbennester oder richten sich in den weiten Maschen eines Storchnestes häuslich ein.

Ist die Eierlage vorüber und das Brutgeschäft im Gange, so ist der brütende Vogel so von der Wichtigkeit seiner Aufgabe und der Liebe zu dem heranwachsenden Geschlecht erfüllt, daß er sich, wie bereits erwähnt, nicht selten über den Eiern greifen läßt, ohne einen Versuch zur Flucht zu machen. „Unmöglich,“ sagt Brehm (Leben der Vögel, S. 612) „kann man sich ein anmuthigeres Bild des Vertrauens denken, als es eine brütende Eider-Ente (Somateria molissima) gewährt. Wenn man sich ihr nähert, schaut sie mit bittenden Blicken auf, und wenn man sich zu ihr herabbeugt, bleibt sie so ruhig sitzen, als ob ihr nicht das Geringste geschehen könne — — Mehrere Weibchen erlaubten mir, sie vom Neste abzuheben und wieder darauf zu setzen. Ich durfte

die Eier, welche sie unter der Brust hatten, befühlen und untersuchen, sie selbst streicheln und am Schnabel berühren; sie knapperten höchstens, wie spielend, mit meinen Fingern, ohne sich weiter zu wehren." — Die Sorge für ihre Brut macht das Rebhuhn gegen das Ende des Brutgeschäfts oft so blind, daß die Brütende den Mäher nicht sieht oder nicht sehen will und sich auf dem Neste ebenso niedermähen läßt, wie dieses von der brütenden Wachtel beobachtet wurde. Die Egypter, welche das Rebhuhn zum Sinnbild der Fruchtbarkeit wählten, hätten daraus ebensowohl das Emblem der Kindesliebe machen können.

„Der Reichthum eines Vogelgemüths und seiner entsprechenden Aeußerungsfähigkeit," sagt Fischer (a. a. O.), „tritt erst im Umgang mit den Jungen in seinem ganzen Triumph zu Tage. Was das für ein glückseliges, freudezitterndes Kichern und Kosen der Mutter ist, wenn sie einem Jungen, das eben die Wände seines Eies zu sprengen im Begriff ist, heraushilft! Ich hatte einmal Gelegenheit, ein brütendes Haus-Rothschwänzchen in einem solchen Falle aus nächster Nähe zu beobachten — — Alle Augenblicke stand die brütende Mutter auf, plauderte mit ungemeiner Zärtlichkeit in das Nest hinein, drehte die Eierchen, pickte auf's Zarteste und Schonendste daran, setzte sich wieder und stand wieder auf, wie in ungeduldiger Freude, als ob sie es nicht erwarten könne, wieder eines ihrer Kinder an's Licht der Welt kommen zu sehen! Und mit welch' dankbarem Gluckſen habe ich einst eine Bruthenne sich äußern hören, als meine Mutter eines der Küchlein, das an die Eihaut so fest gewachsen war, daß es nicht ausschlüpfen konnte, von der Schale löste und der Brütenden wieder unterbreitete, die, wenn man sich sonst dem Neste näherte, gar böslich schrie und mit dem Schnabel zuhieb!"

Das Brutgeschäft der Vögel liegt hauptsächlich der Mutter ob, während der Vater, wie bereits geschildert, die Brütende zu unterhalten sucht, ihr Futter zuträgt, das Nest bewacht, vertheidigt u. s. w. Aber wo es die Noth erfordert, ist die Kindesliebe auch in dem Herzen des Vaters groß genug, um ihn selbst das unmännliche Geschäft des Brütens zeitweise übernehmen zu lassen. Ja man hat sogar beobachtet, daß einzelne Männchen nach dem

Tode der Gattin selbstständig das Brutgeschäft fortsetzten und die Kinder erzogen — während in der Regel die Brut verloren ist, wenn die Mutter zu Grunde geht. Herr Postsecretär Klissing in Stralsund schreibt dem Verfasser am 14. Februar 1876, daß er gesehen habe, wie ein Canarienvogel=Männchen sein Weibchen, welches, da man ihm einige Eier genommen, aber wieder hingelegt hatte, nicht brüten wollte, durch stetes Drängen und Auffordern doch zum schließlichen Brüten gebracht habe! Die Taube sitzt von Nachmittags drei bis Vormittags neun Uhr ununterbrochen auf ihren Eiern, läßt sich aber alsdann durch den Herrn Gemahl ablösen, der aber dieses Geschäft nur unwillig betreibt und ein unwirsches Geheul erhebt, wenn die geplagte Gattin die Stunde der Ablösung nicht genau einhält. Sehr überlegt und gewissenhaft in Erfüllung seiner Vaterpflichten benahm sich ein Tauber, welchen Herr Rittmeister a. D. und Glashütten=Director Mittelstädt in Kalischi bei Oranienbaum (Gouvernement St. Petersburg) laut Brief an den Verfasser vom 4. December 1875 zu beobachten Gelegenheit hatte. Er hatte seine Gattin, welche ihm zwei noch unbefiederte Sprößlinge hinterließ, durch den Tod verloren. Das todte Thier wurde auf einen im Hofe stehenden Tisch gelegt, und es war rührend zu sehen, wie der betrübte Gatte länger als eine Stunde sich um die Todte bemühte, sie mit dem Schnabel zu verschiedenen Malen umwendete und fortgescheucht immer wieder zurückkam. Als die Todte begraben war, zeigte er große Unruhe, flog im Schlag fortwährend aus und ein und kam andern Morgens zu wiederholten Malen an das Fenster der Tochter des Hauses, deren Liebling die verstorbene Taube gewesen war, geflogen, um dieselbe aus dem Schlafe zu wecken. Als das Fenster geöffnet wurde, flog er wohl zwanzigmal vom Zimmer in den Schlag und umgekehrt. Durch dieses Gebahren aufmerksam geworden, sah man im Schlage nach und fand daselbst die zwei hinterlassenen Kleinen. Dieselben wurden in's Haus gebracht, warm gebettet und gefüttert, wobei der Tauber fleißig mithalf, indem er täglich mehrere Male am offenen Fenster erschien und die Jungen ebenfalls fütterte. Nachts wurde der Korb mit den Jungen der Kühle wegen regelmäßig herein in das Zimmer genommen, und als dieses einmal Abends vergessen worden war,

erschien der besorgte Vater an dem geschlossenen Fenster und lärmte so lange, bis das Versäumte nachgeholt und der Korb hereingenommen war. Als die Jungen größer wurden, lockte er dieselben aus dem Korbe heraus, lehrte sie fliegen, führte sie auf's Dach und auf den Futterplatz und brachte sie jeden Abend wieder zu ihrem warmen Nachtquartier im Zimmer. Erst als die Jungen vollständig flügge und selbstständig waren, erlaubte er sich, zu einer zweiten Heirath mit einer schönen, jungen, weißen Taube mit einer Haube auf dem Kopfe und sogenannten Pausbacken zu schreiten. „Wir haben ihm," setzt der Herr Erzähler hinzu, „die schöne Frau von Herzen gegönnt; denn wir Alle hatten den Tauber lieb gewonnen." In der That — derselbe kann als Muster eines gewissenhaften Vaters angesehen werden, an dem sich mancher Menschen-Vater ein Beispiel nehmen könnte.

Auch unter den polygamisch lebenden Vögeln, von denen man dieses am wenigsten erwarten sollte, hat man auffallende Beispiele von Vaterliebe beobachtet. Menault (a. a. O., S. 158) erzählt von einem Truthahn, welchen man, als die Brütezeit erschien, von seiner Henne getrennt hatte. Aber er erschien wegen dieser Trennung so außerordentlich niedergeschlagen, daß man die Thiere wieder zusammengab. Alsbald bemerkte man, daß er einen Theil der Eier unter sich genommen hatte und sorgfältig bebrütete. Die Magd, welche das Geflügel besorgte und dieses Gebahren für unangemessen hielt, legte die Eier wieder der Henne unter, aber der Hahn wiederholte sein früheres Verfahren. Der davon benachrichtigte Herr ließ nun den Vogel des Versuchs wegen gewähren und in seinem Vorhaben unterstützen; und das Resultat waren achtzehn regelmäßig ausgebrütete Hühnchen. — Auch das Männchen des schon beschriebenen australischen Talegalla-Huhns, welches so merkwürdige Erd-Nester errichtet, in welchen die Ausbrütung der Eier durch die natürliche Wärme eines Fermentations-Processes geschieht, erfüllt seine Vaterpflichten in sehr gewissenhafter Weise, indem es bei dem Nesthaufen Schildwache steht, dessen Temperatur genau beobachtet und dieselbe bald durch stärkeres Zudecken, bald durch Offen- oder Bloßlegen der Eier, welches mitunter zwei- bis dreimal am Tage geschieht, regulirt. In ähnlicher Weise übernehmen die Männchen

der Strauße und Kasuare den Schutz der Eier, indem sie des Nachts auf den von mehreren Vögeln gemeinschaftlich im Sande angelegten Brutstellen Wache gegen Schakale und andere Raubthiere halten.

Bei einer nicht geringen Zahl von Vogelarten ist das abwechselnde oder gemeinschaftliche Bebrüten der Eier durch beide Gatten regelmäßig eingeführt, wie denn auch die gemeinschaftliche Pflege, Fütterung, Erziehung der Jungen in der Regel beiden Gatten oder Eltern gleichzeitig oder gleichmäßig zufällt. Keine Anstrengung ist ihnen in diesem Geschäft der Liebe zu groß, kein Opfer zu schwer, und sie opfern lieber ihr eignes Leben oder ihre Gesundheit, ehe sie ihre Kinder an Etwas Noth leiden lassen oder einer ernstlichen Gefahr aussetzen. Natürlich bedürfen die ungelenken und unerfahrenen Grünschnäbel einer solchen Anleitung oder Erziehung und eines solchen Schutzes auf das Allerdringendste, und die Eltern müssen mitunter sogar Gewalt anwenden, um die unverständigen Kinder zu ihrem eignen Wohl vor Schaden zu bewahren. Brehm's Vater hat beobachtet, wie der Alte des schwarzstirnigen Würgers (Lanius minor) seinen Jungen, der den ihn bedrohenden Schützen immer näher herankommen ließ, mehrmals vergeblich zur Flucht aufforderte, und wie endlich die Mutter in Eile herbeistürzte, das ungehorsame Kind mit Gewalt von dem Aste herabstieß und mit ihm dem tieferen Walde zufloh. Auch von andern Vögeln hat man dergleichen beobachtet. Selbst zum Verlassen des Nestes muß mitunter Gewalt von Seiten der Eltern gegen die Jungen angewendet werden, da die letzteren sich fürchten oder ihren Kräften mißtrauen. In einem solchen Falle zerren die Alten, wie dieses z. B. Müller bei Sperlingen und Zaunkönigen beobachtet hat, einen Insassen nach dem andern mittelst des Schnabels aus dem Neste, wobei der eine Gatte innen, der andre außen thätig ist, und diese erste, gewaltsame Flugprobe auf benachbarte Gebäude, Bäume oder Sträucher geht dann in der Regel ganz gut. Rührend ist auch die Sorgfalt der Eltern, mit der sie Abends die Jungen auf die Schlafplätze geleiten. Das sorgliche Eltern-Auge schließt sich nicht eher, als bis jedes der Kinder auf seinem Plätzchen sich dem Schlafe übergeben hat.

Bei schlechter Witterung suchen die treuen Eltern die geliebten Kinder mit dem eignen Körper vor Kälte und Nässe zu schützen, selbst wenn sie schon einigermaßen befiedert sind. Höhlenbewohner, Schwalben u. a. räumen sogar, wenn die Behausung mit dem Größerwerden der Nestlinge für sie zu enge wird, Nachts das Nest, um in dessen Nachbarschaft, oft neben demselben zu schlafen. Müller erzählt, daß ein an seinem Hause nistendes Rothschwänzchen, als das mit flüggen Jungen gefüllte Nest keinen Raum mehr für dasselbe bot, knapp vor demselben am Eingange des kleinen Wetterdaches seine allnächtliche Schlafstelle nahm und so das Eindringen der kalten Nachtluft in die Wohnstätte verhinderte. Auch suchen die Alten zum Besten der Kinder das Nest möglichst rein zu halten, indem sie den Unrath derselben und die verbrüteten Eierschalen weit vom Neste forttragen.

Am meisten Sorge und Anstrengung verursacht den guten Alten, wie leicht begreiflich, das Füttern der stets heißhungrigen Kinder — ein Geschäft, welchem sie sich mit solchem Eifer hingeben, daß sie oft selbst dabei Schaden leiden. „Wie oft,“ sagt Müller (a. a. O.), „sind wir Zeuge gewesen, daß ein Zaunkönig-Pärchen durch die unablässige Jagd nach Kerbthieren für seine zahlreichen Kleinen todtmüde auf Augenblicke neben dem Nest, den Kopf zwischen den Flügeln, sich einem Einnicken hingegeben, aus welchem es aber die liebe Sorge alsbald wieder erweckte und auf's Neue der Kinderpflege zuwendete.“ Noch schlimmer ergeht es solchen Pärchen, welche neben der eignen Brut auch noch einen großen Kukuk-Nimmersatt aufzufüttern haben. Müller sah einmal auf einem seiner Waldgänge ein Fitis-Pärchen (Sylvia trochilus), welches in den Drangsalen eines solchen Auffütterns halb federlos geworden war; und nach Mittheilungen über das Nisten der indischen Horn-Vögel sollen, wie schon erwähnt, die den eingekerkerten Weibchen und den Jungen emsig zutragenden Männchen endlich zu Gerippen abmagern. Wie anstrengend freilich dieses Fütterungs-Geschäft der Vögel sein muß, mag daraus entnommen werden, daß z. B. ein Goldhähnchen-Paar seinen Jungen während eines einzigen Tages ungefähr achthundertmal Futter zuträgt, und daß eine Staarenfamilie täglich über achthundert Schnecken, Raupen oder dergl. zu ihrer Ernährung

nöthig hat. Das Nachtigallen-Männchen verzichtet auf seine Lieblingsbeschäftigung und hört auf zu singen, um seiner Gattin bei dem Ausbrüten und Füttern der Jungen behülflich zu sein. Buffon besaß eine Lerche, welche sich bei der Sorge für drei oder vier Junge geradezu zu Tode fütterte, indem sie Essen und Trinken vergaß und endlich an Abzehrung starb. Die Bachstelzen-Eltern opfern sich für ihre gefährdeten Jungen und nähren und führen sie selbst noch, nachdem sie flügge geworden sind, mehrere Wochen lang. Manche Wasser-Vögel, z. B. der Haubensteißfuß, nehmen ihre Jungen zum Schlafen oder Ausruhen auf den Rücken, indem sie unter ihnen emportauchen, und verschwinden mit ihnen unter dem Wasser, wenn eine Gefahr droht. Die Eltern des Teichhuhns können selbst durch dringende Gefahr nicht zum Verlassen des Nestes und der angebrüteten Eier bewogen werden. Müller beobachtete Teichhühner auf einem Teiche bei Alsfeld und erlegte ein altes Männchen mit einem hinter ihm schwimmenden Jungen durch einen Schuß. Sie starben unter herzzerreißenden Klagen. Das Weibchen ließ den ganzen Tag seinen Klageruf vom Versteck aus ertönen, flog von Zeit zu Zeit rings um den Teich herum oder setzte sich auf eine Wasserpflanze und schaute nach den Vermißten aus. Etwas Aehnliches sah Prof. Nillsson von der grauen Fischmöve. Wenn er nämlich ein (am Gefieder kenntliches) vorjähriges Junge schoß, so fand er, daß, während alle andern Vögel davonflogen, eine oder zwei Alte über dem Todten stehen blieben und mit klagender Stimme und Geberde Theilnahme und Kummer ausdrückten. Glückte es, diese zu tödten, so waren es immer ein Männchen und ein Weibchen — also unzweifelhaft die Eltern des Getödteten. (Med. Zeitung Rußlands, 1853, Nr. 28.) Dieser Fall ist um deßwillen besonders bemerkenswerth, weil hier die Elternliebe noch weit über die Zeit der ersten Jugend hinaus andauerte. — Der Ani oder Madenfresser verläßt sein Nest während der Brütezeit niemals, ohne es vorher mit Blättern zuzudecken. Was für sorgsame Eltern die Störche sind, wurde bereits erwähnt. Die Eltern tragen ihre Jungen, so lange sie noch nicht vollständig flügge sind, auf dem Rücken und vertheidigen dieselben unerschrocken selbst gegen die stärksten Feinde, wie Menschen, Hunde, Raubvögel u. s. w.

Selbst der räuberische und scharfzähnige Fuchs wagt es nicht, der Straßenbrut zu nahen. Man erzählt, daß eine Störchin, welche einen Fuchs durch einen Fluß auf ihre Brut zuschwimmen sah, ihm entgegeneilte und ihn im Wasser, als dem ihr besser zusagenden Element, so nachdrücklich bekämpfte, daß derselbe unterlag. Im Jahre 1830 soll bei einem Brande in Kelbra in Rußland ein Storchenpaar beobachtet worden sein, welches seine Jungen, um sie vor der Hitze zu retten, fortwährend mit in dem Schnabel herbeigetragenem Wasser begoß. Die Eltern der wilden Gans verlassen nach Naumann's Erzählung ihre Jungen, über deren Wohl und Sicherheit sie mit außerordentlicher Sorgsamkeit wachen, bei Annäherung einer Gefahr nicht eher, als bis sie dieselben in Sicherheit wissen. Auch die Goldspecht-Eltern lassen sich leicht über ihrer Brut, der gegenüber sie die größte Zärtlichkeit und Hingebung bethätigen, ergreifen. Wird der eine der Gatten getödtet, so übernimmt der andere die ganze Sorge für Ausbrütung und Aufzucht der Kinder. — Die Rohr-Meisen, erzählt Erzherzog Rudolf (bei Brehm, a. a. O.), sind die zärtlichsten Eltern, welche man sich denken kann. Entgegen dem Gebrauch andrer Raubvögel kommen sie, wenn vertrieben, immer wieder zum Nest zurück, selbst Angesichts des Feindes, ohne sich durch Schüsse abschrecken zu lassen.

An einzelnen Beispielen aufopfernder oder zärtlicher Eltern- und Kindesliebe fehlt es so wenig, wie an solchen der Mutterliebe. Müller führt Beispiele an von Schwalben-Paaren, welche den in ihnen so mächtigen Wandertrieb gewaltsam unterdrückten und ihrer noch nicht ausgeflogenen Jungen wegen sich noch im October so lange zurückhalten ließen, bis diese ihnen folgen konnten. Derselbe Beobachter erlebte, wie bei einem heftigen Gewittersturm halbflügge Junge des Pirol (Oriolus galbula), eines sonst sehr scheuen und namentlich dem Menschen aus dem Wege gehenden Vogels, aus dem Neste geschleudert wurden und zu den Füßen des unter einem Eichbaum Schutz gegen das Wetter suchenden Beobachters niederfielen. Kaum war der Sturm vorüber, so erschienen auf das Geschrei der von dem Beobachter und seinem Begleiter ergriffenen Kleinen die beiden Alten und umflatterten und verfolgten schreiend die vermeintlichen Räuber, welche inzwischen die Jungen wieder an

einem geschützten Platze niedergesetzt hatten. — Als Briggs einen Baumfalken-Horst bestieg, um sich der Jungen zu bemächtigen, wurde er von den Alten mit unvergleichlichem Muthe fortwährend angegriffen; und als Brehm's Vater als zehnjähriger Knabe einen Thurmfalken-Horst bestieg, um die Eier auszunehmen, flogen ihm die beiden Alten so nahe um den Kopf, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Einem andern Knaben in ähnlicher Lage nahm das Weibchen die Mütze vom Kopf und trug sie davon. — Daß die großen Raubvögel (Adler u. s. w.) ihren Horst und die darin befindlichen Jungen nicht bloß mit größter Unerschrockenheit, sondern auch mit Erfolg gegen den raubsüchtigen Menschen vertheidigen, ist bekannt; weniger bekannt ist die List, mit welcher manche Raubvögel (Falken, Adler, Kolkraben u. s. w.) ihre Jungen versorgen, ohne sich dem Blei des lauernden Jägers auszusetzen, indem sie die Beute aus sicherer Höhe in den Horst herabfallen lassen. — Das Zool. Journ. vom März 1525 erzählt, daß man einige Jahre vorher in Poole bemerkt habe, daß ein Paar Sperlinge lange über die gewöhnliche Zeit hinaus regelmäßig Futter in ihr Nest trugen. Im Winter untersuchte man die Ursache und fand im Nest einen jungen Sperling, der durch ein Stück Bindfaden, das sich zufällig um sein Bein gedreht hatte, so gefangen war, daß er nicht ausfliegen konnte und der Hülfe seiner Eltern zu seiner Ernährung bedurfte.

Ob die Vogel-Kinder diese große Liebe und Aufopferung der Eltern nach Verdienst anerkennen und Gleiches mit Gleichem vergelten, und zwar in höherem Maße, als es in der Regel bei den Menschen der Fall ist, ist nicht sicher bekannt; doch darf man es annehmen, wenn man die folgenden beiden Beobachtungen liest. In der Zeitschrift des Thierschutz-Vereins für das Großherzogthum Hessen (Nr. 10, 1877) erzählt ein Herr H. K. Folgendes aus der Erfahrung seines Vaters: „Ein öffentliches Blatt erzählte uns neulich ein merkwürdiges Beispiel von einem Schwane, der um seine verstorbene Gattin trauerte, die Einsamkeit aufsuchend. Hier noch ein Seitenstück — zum Merkzeichen für undankbare Kinder! Ich hatte vor 16—18 Jahren eine an Jahren ziemlich alte Muttergans, die mit mir schon mehrere Wanderungen von einer Pfarrstelle

zu der andern gemacht hatte und die ich daher ungern verlor, weil sie vorzüglich war im Ausbrüten von Jungen, indem sie jedes Frühjahr mindestens acht Stück der Haushaltung gab, die dann entweder im Herbst und Winter verspeist oder versilbert wurden. Eines Vormittags nun — wer soll es glauben? und doch wahr! — schlossen die zehn Jungen einen Kreis um die alte Mutter, diese in die Mitte nehmend, indeß jene offenbar in Bewegung waren. Was geschah? Die Mutter wankte, neigte ihr Haupt, legte es zur Erde und — verschied, indeß die Kindlein ein fürchterliches Geschrei erhoben und in Klagen ausbrachen!"

Weiter schreibt dem Verfasser Herr Apotheker Ed. Polemann in Ploen (Schleswig-Holstein) über eine Beobachtung, die er vor einigen Jahren als ehemaliger Besitzer der Apotheke in Schönberg in Holstein auf seinem Hühnerhofe anzustellen Gelegenheit hatte. Seine Frau hatte von einer ihrer besten Brüthennen acht Perlhuhn-Junge ausbrüten lassen, welche die Pflegemutter mit um so größerer Sorgfalt und Aengstlichkeit behütete, als das übrige Hühnervieh, und namentlich der Haus-Hahn, die armen Kleinen so schlecht wie möglich behandelte. Dafür zeigten sich auch die Stiefkinder sehr dankbar durch große Anhänglichkeit und Treue und fanden bald eine vortreffliche Gelegenheit, ihre Kindesliebe zu bethätigen, als eines Tages die wahrscheinlich von Neid oder Eifersucht aufgestachelten übrigen Hühner die arme Mutter in feindseligster Weise anfielen. Doch hatte dieser Angriff nur das Erstemal Erfolg; denn als die Gefährdete zum zweitenmal die Gefahr herannahen sah, stieß sie einen eigenthümlichen Schrei aus, worauf die acht Stiefkinder rasch ein förmliches Carré um die Mutter bildeten und mit lang vorgestreckten Hälsen unter lautem Zischen ihre spitzen Schnäbel den Angreifern entgegenstreckten. Der Angriff prallte an dieser Phalanx vollständig ab; und so wiederholte sich dieselbe Scene später noch mehreremale. Ja — als die Henne nach einiger Zeit wieder anfing zu legen, zog regelmäßig die ganze Schaar der Küchen mit in den Legstall und gruppirte sich, schweigenden Wächtern gleich, geduldig ausharrend um das Nest, bis das Ei gelegt war. Als später die abermals Brütende mit Gewalt den Augen der Pfleglinge entzogen wurde, zerstreuten sich die letzteren,

wurden ängstlich, flogen auf den Dächern der Nachbarschaft umher und erhoben Nachts, statt in den Stall zurückzukehren, klägliches Geschrei, bis endlich der Suppentopf ihren Seelenleiden ein Ende machte. —

Ueber die Eltern- und Kindesliebe der nicht befiederten Angehörigen des Thiergeschlechts fließen, mit Ausnahme des bereits Mitgetheilten, die Quellen weniger reichlich, obgleich an deren Vorhandensein so wenig zu zweifeln ist, wie bei den Vögeln, und obgleich namentlich die nähere Betrachtung des unserm Thema fernerliegenden Erziehungs-Geschäfts Material dafür in Hülle und Fülle ergeben würde. Die kleine, in ihrem Familien-Leben bereits geschilderte Zwerg- oder Ernte-Maus scheint bei den Vögeln in die Schule gegangen zu sein; denn sie baut, wie jene, für ihre Jungen ein überaus künstliches, gänseeigroßes Nest, welches zwischen Getreidehalmen, Rohrgras, Buschwerk oder dergl. frei in der Luft aufgehängt und aus Blättern, Stengeln, Halmen u. s. w. angefertigt ist. Im Innern wird es mit möglichst weichen und warmen Stoffen austapeziert. Es hat große Aehnlichkeit mit Vogelnestern, namentlich mit dem Nest der Meise. In diesem Nest ziehen nun die Eltern ihre Jungen ganz in ähnlicher Weise und mit derselben Liebe auf, wie die Vögel. — Wie Marder ihre Jungen aufziehen, hat Müller (a. a. O.) beobachtet. „Wenn die Jungen größer geworden sind," erzählt derselbe, „führt die Mutter dieselben in der Abend-Dämmerung aus, und es ist für einen geduldigen Beobachter äußerst lohnend, dem Betragen der Familie zuzusehen. Sie ist auf das Angelegentlichste bemüht, den Kindern vorzuturnen. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieses in dem Park eines adligen Grundbesitzers einigemal zu sehen. Eine fünfzehn Fuß hohe Mauer stand dort mit einer niedrigen Scheune in Verbindung, in welcher ein Marder-Paar mit vier Jungen hauste. Zur Zeit der einbrechenden Dämmerung kam zuerst die Mutter vorsichtig unter dem Dach hervor, sich scharf umsehend und genau hinhorchend. Langsam schritt sie nach Art der Katzen einige Schritte weit auf der Mauer hin und blieb dann ruhig sitzen. Es verging eine Minute, bis das erste Junge erschien und sich neben sie drückte; ihm folgte rasch ein zweites, drittes und viertes. Nach einer kleinen Pause völliger

Regungslosigkeit erhob sich die Alte bedächtig und maß in fünf bis sechs langen Sätzen eine lange Strecke der Mauer. In eiligen Sprüngen folgte das kleine Volk. Plötzlich war die Mutter verschwunden, und, kaum vernehmlich, hörte ich ihren Sprung in den Garten. Nun machten die Kleinen lange Hälse, unentschlossen, was sie thun sollten. Endlich entschlossen sie sich, indem sie einen an der Mauer stehenden Pappelbaum dazu benutzten, hinabzuklettern, was ohne besondere Mühe ausgeführt wurde. Kaum waren sie jedoch unten angelangt, als ihre Führerin sich in einer Hollunderstaude wieder hinauf auf die Mauer schwang. Diesmal wurde das Kunststück von den Jungen ohne Zögern nachgeahmt, und es war erstaunlich, wie sie den leichteren Weg in raschem Ueberblick zu finden wußten. Jetzt begann aber das Rennen und Springen mit solchem Eifer und in so halsbrechender Weise, daß das Spielen der Füchse und Katzen dagegen wie Kinderspiel erschien. Mit jeder Minute schienen die Zöglinge gelenker, gewandter und entschlossener zu werden u. s. w. u. s. w." — Von einer Füchsin, welche ihr gefangenes Junge während der Nacht besuchte und fütterte, ist bereits unter dem Kapitel der Mutterliebe erzählt worden. Eine ähnliche, aber noch entschlossenere That führte eine andere Fuchsmutter aus, von der Watson (a. a. O., S. 267) erzählt, und welche in Ruthwell (Grafschaft Dumfries) während der Nacht von Außen die Thüre eines Gebäudes durchnagte, um ihr im Innern desselben befindliches, Tags vorher gefangenes Junge zu befreien. — Von der fortdauernden Kindesliebe eines Makaken-Weibchens (Macacus cynomolgus) zu einem Jungen, das bereits seit Monaten von der Mutter getrennt gewesen war, berichtet Brehm (Thierleben, I, S. 129). Der Käfig, in welchem sich das Junge befand, konnte von der Mutter übersehen werden, und als wegen einer Veränderung in der Einrichtung der Käfige der Wärter das Junge zu fangen suchte, folgte die Alte mit ängstlichen Blicken jeder seiner Bewegungen und schrie laut auf, so oft der Mann ihrem Kinde sich näherte. Dieses fiel auf, und sie erhielt in Folge dessen ihr Kind zurück. Augenblicklich ergriff sie es, nahm es in die Arme und liebkoste es auf das Zärtlichste. Sie hatte also das Junge niemals aus den Augen verloren, und auch dieses hatte die Mutter im Gedächtniß behalten.

Daß es neben hingebenden Müttern auch vortreffliche und musterhafte Väter in der Thierwelt gibt, wurde schon bei der Besprechung der Familie, sogar bei dem Reich der Fische nachgewiesen und darauf hingewiesen, daß die überaus große Sorgfalt und Mühe, welche die Fisch-Eltern auf ihre Brut und die Erziehung ihrer Jungen verwenden, kaum derjenigen der Vögel etwas nachgibt. Doch mag hier noch mit einigen Worten der interessanten Beobachtungen gedacht werden, welche Herr G. H. Schneider in dem Aquarium in Neapel über das Benehmen der bereits erwähnten Schwarzgrundel (gobius niger) und des Lippfisch (Labrus) gemacht hat. Nachdem das Weibchen des erstgenannten Fisches seine Eier an den Felsen geklebt hat, legt sich das Männchen tagelang daneben und schießt mit Wuth auf jeden Fisch los, der irgendwie räuberische Absichten zeigt, namentlich auf die kleinen Seejunker, welche die Eier zu fressen versuchen. Dabei wird das Grundelmännchen schwarz vor Zorn, wie denn überhaupt Fische bei Erregung dunklere Farben annehmen. — „Zärtliche Liebe und grenzenlose Eifersucht" hat Schneider bei dem Lippfisch beobachtet. Das Männchen sucht das Weibchen möglichst zu isoliren und schießt wüthend auf jeden Nebenbuhler los, weiß aber dabei ganz genau diejenigen Fische, welche seiner Liebe gefährlich werden können, von andern, welche es ruhig in der Nähe der Geliebten umherschwimmen läßt, zu unterscheiden. Fühlte sich das Männchen sicher, so schwamm es zur Geliebten hin, umschwamm und liebkoste sie u. s. w.

Nach dieser kurzen Abschweifung können wir diesen Abschnitt unmöglich schließen, ohne vorher einer höchst merkwürdigen Beobachtung gedacht zu haben, welche Herr Rittergutspächter Otto Thieme auf Gut Höflas bei Franzensbad dem Verfasser mit Brief vom Mai 1876 mitgetheilt hat. Eine Katzenmutter mit drei jungen Kätzchen war unversehens getödtet worden; und da vergeblich eine andere Katze um Annahme der hülflosen Waisen angegangen wurde, sollten dieselben mit der Saugflasche weiter ernährt werden, als plötzlich die Hülfe von einer unerwarteten Seite her sich zeigte. Das Haupt der Familie war ganz ein junger Kater, dem bis dahin wenig Beachtung geschenkt worden war, da er, ein beispiellos träger Geselle, zum Mäusefangen wie zum Naschen zu bequem, beständig schlafend und träumend unter

dem Küchen-Ofen lag. Zum allseitigen Erstaunen nun warf sich dieser mürrische Vater zum Pfleger seiner Kinder auf: „Wir fanden ihn auf der Seite liegend, die jungen Kätzchen, wie nach mütterlicher Nahrung suchend, an ihm hängend, während er zwei derselben mit Vorder- und Hinterpfoten zärtlich umfaßt hielt. Sonderbarer Weise zeigte der Kater nach einiger Zeit ein Gesäuge, wie jede Katze weiblichen Geschlechts, und bei genauerer Untersuchung fand ich, daß seine Brustdrüsen wirklich Milch enthielten. Zu unserm und vieler andern hier verkehrenden Leute Ergötzen blieb der Kater seiner Mutter-Rolle getreu, als die Kätzchen schon mehrere Monate alt waren und dennoch nicht unterließen, den gutmüthigen Papa täglich einige Male in Contribution zu setzen.“

Herr Th. setzt hinzu, er würde die Sache für eine Fabel gehalten haben, wenn er sie nicht selbst mit angesehen hätte. Wir können ihm zu seiner Beruhigung sagen, daß physiologischerseits die Sache weder unmöglich, noch unwahrscheinlich erscheint, da man Fälle genug kennt, in denen die (sonst rudimentären) Brustdrüsen männlicher Säugethiere (mit Einschluß des Menschen) wirkliche Milch abgesondert haben, und daß bei allen neugebornen Menschen, männlichen wie weiblichen, die Milchdrüsen geringe Mengen von Milch (die s. g. Hexenmilch) absondern.

Streng genommen gehört dieser interessante Fall bereits in das nun zu behandelnde Kapitel des Pflege-Eltern-Wesens, welches, wie schon erwähnt, bei den Thieren in überraschend ausgebildeter Weise angetroffen wird und seines allgemein humanen Charakters wegen ganz besondere Beachtung verdient. Es scheint in der That, als ob die Thiere in dieser Beziehung den Menschen mit seiner vielgerühmten Humanität und Sorge für verlassene oder nothleidende Nebenmenschen noch hinter sich ließen. Aber auch abgesehen hiervon hat das Pflege-Eltern-Wesen im psychologischen oder philosophischen Sinne auch insofern eine schwerwiegende Bedeutung, als es der Instinkt-Theorie schnurstracks zuwiderläuft. Kann doch der Instinkt in die Seele des Thieres unmöglich einen andern Trieb gepflanzt haben, als den der Liebe für das eigne Geschlecht und der Erhaltung der eignen Nachkommenschaft, während es gradezu widersinnig erscheinen müßte, wenn ihnen durch jene blinde Macht auch

noch der Trieb der Sorge für andre, zufällig der Pflege bedürfende Wesen, namentlich für solche, welche ihrer Art oder Gattung oder Familie nicht angehören, aufgebürdet hätte werden sollen — abgesehen davon, daß gar keine, irgendwie zum Voraus bestimmbare Grenze für Erfüllung einer so weiten und unbestimmten Aufgabe denkbar ist! Auch lassen die Thatsachen selbst keinen Zweifel über das gänzlich Unzulässige einer solchen Annahme. Wehren sich doch, wie schon der alte Samuel Reimarus beobachtet hat, die kleinen Singvögel, in deren Nester der Kukuk seine Eier ablegt, mit allen Kräften gegen den unverschämten Eindringling und suchen ihn theils mit List, theils mit Gewalt von ihren Nestern fernzuhalten! Ist aber das Unglück einmal geschehen und der Pflegling da, so wird er mit derselben Sorgfalt und Aufopferung gefüttert und auferzogen, wie die eignen Kinder — offenbar aus keinem andern Motiv, als aus reiner Gutherzigkeit und mütterlicher Liebe. Denn was könnte die Pflegeeltern hindern, den kleinen Gauch herauszuwerfen oder verhungern zu lassen? Statt dessen opfern sie sich förmlich der ihnen gegen alle Instinkt-Regeln auferlegten Sorge um ein Wesen, das unter ihrer Pflege bald größer wird, als sie selbst; und es kommt höchst selten vor, daß sie ihren Pflegling verlassen, ehe er vollkommen selbstständig geworden ist. Ja, man hat, wie Tschudi (Thierleben der Alpenwelt) mittheilt, Züge rührender Treue beobachtet, so z. B. das Benehmen einer Bachstelze, welche die Zug-Zeit im Herbst versäumte, um mit größtem Eifer ihren jungen Kukuk zu erhalten, der in einem Baumloche steckte und zu groß geworden war, um herauszukommen. Brehm nennt die Pflege-Eltern des Kukuks „wahre Muster und Vorbilder für menschliche Stief- und Pflege-Eltern“.

Eifrige Vertheidiger der Instinkt-Theorie könnten dieses Verhalten der Pflegeeltern des Kukuks immer noch mit dem, wenn auch irre oder auf falschen Weg geleiteten Instinkt der „Mutterliebe“ erklären wollen. Aber auch diese Erklärung wird hinfällig, wenn man erfährt, daß die Pflege-Elternliebe sogar den wilden Instinkt ausgezeichneter Raubvögel zu Raub und Fraß so vollständig zum Schweigen zu bringen im Stande ist, wie in dem von Herrn N. Mohr in Zöptau im „Zoolog. Garten“ (1861, S. 207) be-

schriebenen Falle, wo ein großer weiblicher Uhu, welchem Herr M. zwei Hühnereier zum Ausbrüten untergelegt hatte, daraus zwei Hühnchen erzog und denselben eine musterhafte mütterliche Sorgfalt und Zärtlichkeit widmete. Er zerbröckelte das ihm gereichte Fleisch und suchte damit die jungen Küchlein zu ernähren, welche lustig auf und unter ihm herumsprangen; auch zeigte er Kampflust gegen Jeden, der sich näherte und Miene machte, die Kleinen weg zu nehmen. Als Herr Mohr dieses schrieb, waren bereits drei Wochen vergangen, und die Hühnchen befanden sich in vortrefflichem Gedeihen. Dasselbe hat man übrigens auch nach Schmarda (Seelenleben der Thiere, S. 180) von Bussarden beobachtet, welche von ihnen ausgebrütete Hühnchen sorgfältig beschützten, wie eine Henne ihre Küchlein, während sie andre Hühnchen, die man ihnen brachte, sofort auffraßen. Noch edler benahm sich eine Gabel-Weihe (Falco fusco-ater), welche 1847 in den Besitz des Herrn F. v. Girardi in Bruchsal kam, und von welcher Herr A. Naumann in Zittau im „Zoolog. Garten" (1870, S. 318 u. flgd.) nach Mittheilungen des Besitzers berichtet, daß sie von 1851—1868 nach einander nicht weniger als 69 ihr untergelegte Hühnereier ausbrütete und 53 Küchlein aufzog. Sie wachte mit großer Sorgfalt über ihre Pfleglinge und gestattete sogar, als dieselben bereits halb erwachsen waren, nicht nur, daß sie an ihrem Fraße theilnahmen, sondern auch, daß sie ihr das bereits erfaßte Fleisch aus dem Schnabel zogen. Merkwürdiger Weise erbten die Jungen psychische Eigenschaften von der Pflegemutter, und die von ihr auferzogenen Hähne wurden im zweiten Jahre so bös und gewaltthätig, daß sie auf keinem Hühnerhof gehalten werden konnten. (In ähnlicher Weise gehen bekanntlich psychische Eigenschaften von menschlichen Ammen auf die Milchkinder über. Der Verf.) — Auch von der Katze, deren instinktive Mordlust durch ihre Eigenschaft als Hausthier allerdings als einigermaßen gedämpft erscheinen mag, hat man höchst auffallende Beispiele ähnlicher Art beobachtet und vielfach gesehen, daß Katzen-Mütter junge Hunde, Füchschen, Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, Ratten, ja sogar Mäuse säugten und großzogen. Brehm hat gesehen, wie eine Katze ein junges Eichhörnchen säugte und großzog, und das Rostocker Tageblatt vom

4. Mai 1868 berichtet, daß auf einem Gute in der Nähe Rostocks einer säugenden Katze nach und nach drei aus dem Nest genommene Eichhörnchen an die Zitzen gelegt und mit ihren eignen Jungen von der Adoptiv-Mutter liebevoll aufgesäugt wurden. Es gewährte später einen sehr possirlichen Anblick, die Milchgeschwister mit einander spielen zu sehen. Schmarda (a. a. O.) sah, wie eine Katze eine Fischotter säugte, sie liebkoste und mit einem eigenthümlichen Tone rief. Wenn die Fischotter saugen wollte, stieß sie einen schwachen Laut aus und legte sich bei dem Säugen auf den Rücken. Eine andre Katzen-Mutter, der man ihre Jungen genommen hatte, säugte zwei junge Hasen, die man ihr gebracht hatte, bis zum Großwerden, und es soll noch lange Zeit nachher eine treue Anhänglichkeit zwischen beiden Theilen bestanden haben. Dr. med. Reklam („Zoolog. Garten", 1861, S. 117) ließ im Frühjahr 1860 zwei in seinem Garten gefangene Hasen von einer Katze, der man die Jungen genommen hatte, säugen uud aufziehen. Die Pflegemutter benahm sich höchst zärtlich und trug ihre Pfleglinge nicht, wie junge Katzen, am Genick, sondern bei den Ohren in das Lager, wenn sie sich daraus entfernt hatten. Brehm legte einer Hauskatze mehrmals junge Kaninchen unter, welche dieselbe ruhig mit ihren Kätzchen säugte (a. a. O., II, S. 480). Wenn solche und ähnliche Fälle von den Anhängern der Instinkt-Theorie mit dem Bedürfniß der Nährmutter nach Entleerung ihrer angefüllten Milchdrüsen erklärt werden wollen, obgleich die Erklärung für solche Fälle, wo die Pflegekinder neben den rechten Kindern auferzogen wurden, oder wo sich das Gesäuge erst durch das Saugen des Pflegekindes entwickelt, nicht paßt, so paßt dieselbe jedenfalls gar nicht auf jene Fälle, wo Katzen-Mütter sich in gleicher Weise junger Vögel als Pflege-Mütter angenommen und sie unter ihre mütterliche Obhut genommen haben. Ein solcher Fall ist dem Verfasser von Frau J. H. Heydorn in Pinneberg in Holstein nach einem Erlebniß ihres Mannes mitgetheilt worden. Als derselbe als junger Mensch im Pinnebergerdorf bei einem Onkel erzogen wurde, vermißte man eines Tages eines von vier von einer Gluckhenne ausgebrüteten Küchlein, die man in einem Korb auf einen warmen Ofen gestellt hatte. Durch ein leises, von der offnen

Bodenluke kommendes Piepen aufmerksam gemacht, steigt Herr H. auf den Kornspeicher und findet dort das vermißte und ganz unverletzte Küchlein unter der Hauskatze liegend, welcher man am gleichen Tage ihre eben geworfenen Jungen weggenommen und ertränkt hatte. Ihre Mutterliebe hatte Ersatz für die verlornen Kinder gesucht und gefunden.

Dieser eine Fall würde indessen wenig beweisen, wenn er nicht durch andre gleiche oder ähnliche Beobachtungen unterstützt würde. Auf der Ebenrettersmühle bei Hildburghausen wird eine Katze, die s. g. „Lies" gehalten, welche nach darüber in die Oeffentlichkeit gelangten Mittheilungen (man vergl. „Gartenlaube" 1877, S. 665, und 1878, S. 818) ihren Bemutterungstrieb nicht bloß an jungen Hühnchen, sondern auch an jungen Entchen und einigen andern Vogel-Jungen in sehr auffallender Weise documentirt hat. Die betreffenden Vorgänge sind, wie der erste Bericht sagt, „von vielen Personen mit Wohlgefallen beobachtet worden". — „Wenn im vorigen Jahre," sagt der mit H. unterzeichnete Berichterstatter des zweiten Berichts, „die Pflegelust der „Lies" sich auf junge Enten warf, so konnte man dies dem Umstande zuschreiben, daß sie kurz vorher, ehe sie die eben ausgekrochenen Entchen in dem verhüllten Korb entdeckte, Junge geworfen hatte, die ihr sofort genommen worden waren. Daß sie in den Enten ihre Jungen wiedergefunden zu haben glaubte, ist wenigstens daraus zu schließen, daß die Schnäbel ihrer Pfleglinge nicht nach ihrem Geschmack waren, und daß sie dieselben durch Ziehen zu beseitigen suchte" — was sie aber unterließ, als sie bemerkte, daß dieses unzarte Verfahren ihren Pfleglingen Schmerz verursachte. Diesmal aber befand sich die „Lies" im letzten Stadium der Trächtigkeit, als sie sechs eben ausgekrochene Küchlein in den für sie bestimmten Korb zusammentrug. Sie hatte ihre Noth, das unruhige Völkchen zusammenzuhalten, besonders als sie drei Tage später die Gesellschaft selbst durch vier junge Kätzchen vermehrte. Aber ihre Sorge für die Pfleglinge ließ deßhalb nicht nur nicht nach, sondern sie trug auch noch drei junge Entchen und ein Rothschwänzchen-Junges, welches sie aus einem nahe gelegenen Neste geholt hatte, in den Korb. Ihre Liebesbezeugungen vertheilte sie gleichmäßig unter der bunten Schaar ihrer

Pflegebefohlenen und ließ sich von den jungen Hühnchen gutwillig auf die Nase und nach den Augen picken. In der zweiten Woche entfernte sich das Rothschwänzchen, dem die Gesellschaft wohl nicht behagen mochte, und eines der Entchen starb, was der Pflege-Mutter großes Leidwesen zu verursachen schien. Sie wandte die kleine Leiche vielmals hin und her. Als die größer gewordenen Hühnchen davonliefen, gab sich die gute Stiefmutter unendliche Mühe, sie jedesmal wieder zurück und in Sicherheit zu bringen. Von dem ewigen Herumschleppen wurden sie an den Hälsen ganz nackt. Natürlich lockerte sich dieses merkwürdige Familienband mit der Zeit mehr und mehr, aber die Milchbrüderschaft zwischen den sonderbaren Geschwistern erhielt sich noch ziemlich lange, und wenn die Dienstmagd mit der Milchschüssel für die „Miez" erschien, liefen Katzen, Enten und Hühner geschwisterlich zusammen.

Die Wahrheit dieser (sehr detaillirten, aber hier nur in der Hauptsache wiedergegebenen) Mittheilungen dürfte um so weniger zu bezweifeln sein, als ähnliche Beobachtungen auch von Hunden und Affen vorliegen. Herr Georg Wetterhahn in Mainz schreibt dem Verfasser am 26. October 1875, daß er vor etwa fünf Jahren eine kleine schwarze Pinscher-Hündin besessen habe, welche in hochträchtigem Zustande sich zweier im Wohnzimmer umherlaufender Küchlein bemächtigte und dieselben ganz unversehrt nach einem Nest trug, das sie unter dem Wasserstein in der Küche aus allen möglichen Lumpen und Abputz-Tüchern zurecht gemacht hatte. Als das Thier eben im Begriffe war, auch noch das dritte Hühnchen nach dem Wassersteine zu schleppen, wurde es von der Hausfrau entdeckt, und so das Nest aufgefunden. — Herr E. Duncker in Berlin (laut Brief an den Verfasser vom 31. Dec. 1875) beobachtete auf einem Gute in Pyrmont einen als Wächter des Hof-Viehes, namentlich des geflügelten, angestellten Hund, welcher gewohnt war, versteckte Hühnereier aufzusuchen und in die Küche zu tragen. Eines Tages bringt er ein solches Ei und trägt es, statt auf den Steinboden der Küche, auf ein Sofa im Zimmer, während ein in demselben eingeschlossenes Hühnchen sich bemüht, die Schale zu durchbrechen. Nachdem man das Ei in ein mit Watte ausgefülltes Körbchen gelegt hatte, half der Hund mittelst der Zunge dem Hühnchen aus der

Schale, und warf sich zu dessen Pfleger auf. Er gab ihm mit der in Wasser getauchten Zungenspitze zu trinken, trug das Körbchen in die Sonne und beleckte und behütete das Thierchen mit unermüdlicher Sorgfalt. Als es groß geworden und von der übrigen Hühnerschaar schlecht gelitten war, spielte er den Beschützer, während ihm das Huhn auf den Rücken flog und ihn zu liebkosen schien. Derselbe Hund führte eines Tages seinen Herrn an ein von ihm entdecktes Grasmücken-Nest. Er schien die jungen Vögel mit Entzücken zu betrachten und hütete sich, die geängstete Mutter zu verscheuchen. — Herr Rittergutspächter G. Briest in Boltenhagen bei Greifswald besaß, wie er dem Verfasser brieflich mittheilte, eine zehn Jahre alte Hühner-Hündin, welche zweimal Junge gehabt hatte und von jeher eine überraschende Zuneigung zu Allem an den Tag legte, was jung war, und zwar nicht nur zu jungen Hunden, sondern auch zu Katzen, Gänsen, Enten und Küchlein. Sie war glücklich, als sie eines Tages die ungefähr zwölf Tage alten Jungen einer wegen Jagdfrevels erschossenen Dachshündin an Kindesstatt annehmen und aufziehen konnte. — Ludwig Brehm (Thierleben, I, S. 119) sah, wie ein gefangener Affe, den er Koko nannte, einen eben aus dem Neste genommenen Nashorn-Vogel zu seinem Pflegling auserkor und ihn mit solcher Liebe behandelte, daß sich der Vogel bald Alles von seinem vierhändigen Freunde geduldig gefallen ließ. Erst der Tod des ersteren endete das schöne Verhältniß. Als später ein junger, mutterloser Affe von Koko's Art herbeigebracht wurde, nahm er sofort diesen als Pflegesohn an und erstickte ihn fast mit Liebesbezeugungen, wobei ihn der unbedeutendste Vorfall für seinen Liebling besorgt machte. Als derselbe starb, war seine Verzweiflung grenzenlos und sein Jammern so rührend, daß es das tiefste Mitleid erweckte. Mehreremale riß er sich los, um den bereits in Fäulniß übergegangenen Leichnam wieder herbeizuholen, und verschwand, als man das Thier vergraben hatte, auf Nimmerwiedersehen. Ueberhaupt adoptiren Affen sehr gern, und verwaiste Affenkinder pflegen, wie Darwin (a. a. O., I, S. 34) mittheilt, stets von andern Affen, einerlei ob Männchen oder Weibchen, adoptirt und sorgfältig bewacht zu werden. Ein weiblicher Pavian hatte ein so weites Herz, daß er nicht bloß junge

Affen andrer Arten adoptirte, sondern auch junge Hunde oder Katzen stahl und mit sich herumführte. Einem solchen Katzen-Pflegling, welcher ihn gekratzt hatte, biß er nach sorgfältiger Untersuchung der Pfoten die Spitzen der Krallen ab. Im Londoner Zoologischen Garten hörte Darwin von einem Wärter, daß ein alter Pavian (Cynocephalus Chacma) einen Rhesus-Affen adoptirt hatte; als aber ein junger Drill und Mandrill in den Käfig gethan wurden, verstieß er jenen und adoptirte die beiden neuen, ihm näher verwandten Gefährten.

Am meisten zur Adoption verwaister Thier-Kinder, einerlei welcher Art, scheinen Hundemütter geneigt zu sein, wie dieses ja auch Herr Briest von seiner soeben erwähnten Hühnerhündin beobachtet hat. Wenigstens sind von ihnen die meisten Beispiele bekannt, was freilich auch mit dem Umstand erklärt werden kann, daß bei diesen Thieren die meiste Gelegenheit zur Beobachtung gegeben ist. Namentlich scheint das Säugen junger Katzen durch Hündinnen ein sehr häufiges Vorkommniß zu sein, da dem Verfasser eine ganze Reihe derartiger Beobachtungen brieflich mitgetheilt worden ist. Es mögen hier nur die bemerkenswerthesten derselben Erwähnung finden. Frau Bertha Filix in Schmöllnitz in Ungarn (Comitat Zips), laut Brief vom 16. Jan. 1876, besaß eine kleine, sechs Jahre alte „Spitzel"-Hündin, welche, ohne trächtig oder säugend zu sein, ein einige Tage altes Kätzchen, dessen Mutter plötzlich ausgeblieben war, an Kindesstatt annahm und säugte, nachdem sich die Brustdrüsen mit Milch angefüllt hatten. Als nach ungefähr einer Woche die rechte Mutter zurückkehrte, wollte die Pflegemutter sie durchaus nicht zu ihrem Kinde zulassen, bis sich nach einigen Tagen ein gutes Einvernehmen herstellte und beide Mütter abwechselnd das Junge säugten. Nach Verlauf einer Woche überließ der Hund dasselbe seiner rechten Mutter ganz, fuhr aber fort, großes Interesse an seinem Pflegling zu nehmen. — Herr Ed. Burkhardt in Leipzig (Firma F. Daehne) berichtet mit Brief vom 12. Nov. 1875 von einer kleinen Hündin Namens Poli, welcher man einmal die eigenen Jungen abgenommen und junge Katzen untergelegt hatte, und welche, als sie das zweitemal niederkam, aus eignem Antrieb junge Katzen aufsuchte und säugte, ja sogar der Katzen-Wöchnerin gute Bissen, Fleisch

u. s. w. zutrug. — Herr Eduard Umbreit in Ohrdruf bei Gotha erzählt mit Brief vom 15. Nov. 1875 von einer kleinen (von einem Wachtelhund in zweiter Linie abstammenden) Hündin, welche ebenso, wie in dem von Frau Filix beobachteten Falle, ohne trächtig oder säugend zu sein, durch Saugen einer jungen Katze, welche sie an Kindesstatt angenommen hatte, Milch in die Brustdrüsen bekam und das Thierchen 4—5 Wochen lang mit grenzenloser Hingabe ernährte. Die Katze hatte einige Hunde-Eigenthümlichkeiten angenommen! — Auch Herr A. A. Lichtenscheidt in Crefeld (laut Brief vom 19. Nov. 1875) sah, wie eine Hündin mit zwei Jungen nach einiger vorheriger Weigerung es schließlich gestattete, daß ein junger Kater, dessen Frau Mutter keine Milch hatte, an der Mahlzeit der beiden jungen Hunde zeitweise Theil nahm. — Herr A. O. Thomsen in Eggebeck (Kr. Flensburg) besaß laut Schreiben vom 31. Dez. 1875 eine Hündin, Namens Bello, und eine Katze, welche beiden Thiere eine enge Freundschaft geschlossen hatten. Bello hatte im März 1873 einen Wurf Junge großgezogen und lag, schon beinahe trocken, im Stalle an der Kette, als die Katze ebenfalls Junge bekam, von denen man ihr eines ließ. Bald darnach wurde das arme Thier so heftig auf die eine Pfote getreten, daß es nur noch auf drei Beinen laufen konnte. Sofort eilte sie auf den Heuboden, wo ihr Junges lag, packte dasselbe mit den Zähnen, trug es in den Stall zu Bello und legte es in dessen Nest. Bello nahm das Kleine überaus freundlich auf, liebkoste und beleckte es und versuchte, dasselbe saugen zu lassen. Nachdem die Katze dem einige Minuten zugesehen und sich überzeugt hatte, daß ihr Junges gut aufgehoben sei, verließ sie das Haus und kehrte erst nach 24stündiger Abwesenheit in gebessertem Zustande zurück, um ihr Kind von Bello zurück zu fordern und zu erhalten! — Herr Wilibald Wulff in Schleswig schreibt dem Verfasser, daß er bei dem Besuch einer befreundeten Familie in Hamburg einen Terrier-Hund in einem Korbe liegend angetroffen habe, welcher zwei Kätzchen mit den Vorderbeinen umschlungen hielt, während zwei andere an seinen Seiten umherkletterten. Die Hausfrau erklärte auf Befragen, daß sich der Hund in dieser Weise der jungen Katzen mehrmals am Tage und so oft annehme, wie die Katzenmutter die

Jungen verlasse; er sei noch gewissenhafter, als die Mutter selbst, und leide nicht, daß Jemand die Kleinen berühre. — Im „Zoolog. Garten“, 1861, S. 87, theilt A. Weinland die Geschichte einer rothen Dachshündin in Cresbach im württembergischen Schwarzwald mit, welche, nachdem man ihr ihre Jungen genommen hatte, zwei junge, schon ziemlich weit entwickelte Katzen, welche bereits allein Milch schlürfen konnten, an Kindesstatt annahm und mit ihrer Milch ernährte. In Anbetracht des bissigen und jagdeifrigen Charakters der Dachshunde hält der Erzähler diesen Fall für besonders bemerkenswerth. — Herr Emil Straube in Achern (laut Brief an den Verfasser vom 14. Dec. 1875) beobachtete eine Hündin, welche trotz großer Katzenfeindlichkeit eine verwaiste junge Katze, welche man ihr unterlegte, an Kindesstatt annahm, sie auffäugte und später ein inniges Freundschafts-Verhältniß, von dem noch die Rede sein wird, mit ihr schloß.

Umgekehrt vergelten auch Katzenmütter die ihren Jungen von Hunden erwiesenen Liebesdienste in gleicher Weise. Dr. B. Matthes (Seelenleben der Wirbelthiere, 1861, S. 161) übergab einer säugenden Katze, der man ihre Jungen bis auf eines genommen hatte, einen jungen Hund, den sie willig und gleichzeitig mit ihrem eignen Kinde nährte, und Herr Julius Krahnstöver in Stralsund schreibt dem Verfasser am 13. Aug. 1876, daß er eine Katze besessen habe, welche im Frühling 1859, nachdem ihre Jungen getödtet worden waren, sich der drei Kinder ihrer innigen Freundin, einer grauen Affen-Pinscher-Hündin, angenommen und dieselben gemeinschaftlich mit deren rechter Mutter und mit solcher Aufopferung gesäugt habe, daß sie förmlich dabei abmagerte. Weiter nehmen sich Hündinnen auch andrer verwaister Thier-Jungen ohne Weigern an. Lenz legte einer säugenden Spitzhündin ein zahmes Kaninchen an, und dieselbe erlaubte dem Pflegling ohne Weiteres, sich an seiner Milch zu laben. Merkwürdigerweise schlich sich das alte Kaninchen in einem unbewachten Augenblicke an das Hundenest und holte sein Kind zurück, ohne daß die Hündin es später reclamirt hätte. Hier war also, wie es ja auch in der Ordnung ist, die Liebe der Mutter größer, als diejenige der Pflegemutter.

In zoologischen Gärten hat man die vorzüglichen Eigenschaften der Hündinnen als Stief- oder Pflege-Mütter vortrefflich ausgenützt, um kostbare Thiere aufzuzüchten, die man der in der Gefangenschaft gefährlichen oder unzureichenden Pflege der Eltern nicht anvertrauen konnte oder mochte. So legte im Dresdener Zoologischen Garten im Jahre 1864 der als ausgezeichneter Löwenzüchter bekannte Director Schöpf eine junge Löwin einer säugenden Hündin von dem Geschlecht der Affenpinscher unter, welche alsbald mit mütterlicher Liebe ihres furchtbaren Pflegekindes sich annahm und in Gemeinschaft mit zwei eignen Kindern aufzog, bis es im Alter von acht Monaten starb. Der Käfig der Thiere war immer dicht von Zuschauern umstellt, welche das seltne Familienbild anzog. Die Löwin war gleich zärtlich und freundlich gegen ihre Pflege-Mutter, wie gegen ihre Milchgeschwister, fuhr dagegen sofort drohend los, als man ihr einen fremden Hund zeigte. Ein ihr vorgehaltenes Kaninchen zerriß sie ohne Weiteres. Später gab, wie Brehm mittheilt, Herr Schöpf mehrfach junge Löwen in die Pflege von Hündinnen. Auch zwei junge, in demselben Garten geborene Tiger wurden im Jahre 1871 einer säugenden Hühnerhündin in Langebrück anvertraut und von derselben in Gemeinschaft mit zwei ihrer eignen Jungen zuerst hier, später im Zoologischen Garten, wohin man sie gebracht hatte, genährt und auferzogen. Als die kleinen Tiger größer geworden waren, brachte man die Pflege-Mutter nach Langebrück zurück, wo dieselbe aber in Folge der Trennung einer solchen Trauer sich hingab, daß man sie wieder nach Dresden zurückführen mußte. Groß waren auf beiden Seiten die Freudenbezeugungen des Wiedersehens, und man war im Stande, mit Hülfe Wida's, der Pflege-Mutter, gegen welche die inzwischen groß gewordenen Pflegekinder eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit an den Tag legten, dieselben mehrmals zum Wechsel ihrer Wohnung zu bewegen. Die Geschichte von Wida und ihren Pflegekindern kennt, wie Herr B. Marquart, Vorstand des Dresdener Thierschutz-Vereins, in einer kleinen Schrift „Hund und Pferd", der wir Obiges entnommen haben, bemerkt, ganz Dresden!

Kaum minder auffallend ist ein von Herrn Kreisthierarzt C. Schirlitz in Torgau in einem schon erwähnten Schreiben

dem Verfasser mitgetheilter Fall, wo eine Ziege acht junge Schweine, deren Mutter gestorben war, mit wahrer Mutterliebe auffäugte. Herr Sch. hat selbst öfter gesehen, daß, wenn die jungen Schweine anfingen zu schreien, die Stiefmutter so schnell als möglich nach dem Schweinestalle lief und durch ununterbrochenes Meckern die Eigenthümerin darauf aufmerksam machte, daß der Durst der Stiefkinder gestillt sein wolle. Auch als die Kleinen der Muttermilch nicht mehr bedurften, dauerte die Neigung der Ziege zu den Stiefkindern fort; denn so oft die Schweine auf den Hof gelassen wurden, eilte dieselbe herbei und vergnügte sich mit ihren ehemaligen Säuglingen in der ausgelassensten Weise.

Daß unter solchen Umständen eine Uebernahme der Pflege-Elternschaft unter Vertretern derselben Thier-Arten noch viel leichter möglich oder denkbar ist, versteht sich beinahe von selbst. Wie sich Affen gegenseitig adoptiren, wurde schon erwähnt. Dr. Matthes (a. a. O., S. 160) brachte einen sehr jungen und unbehülflichen Hund nach Hause und sah, wie derselbe schon am nächsten Tage von einem alten männlichen Hund in Pflege genommen wurde. Er legte sich zu dem winselnden Hündchen, beleckte es und wurde sehr böse, wenn eine Person sich näherte. Dr. Kretzschmar (l. c.) brachte einer Katzenmutter, welche ihre Jungen verloren hatte, zwei andere Kätzchen, welche sie sofort adoptirte und so erzog, als ob es ihre eignen gewesen wären. Frau Emma Knackfuhs in Ehrenbreitstein (laut Brief an den Verfasser vom 6. Dec. 1875) sah, wie eine alte Hauskatze die Jungen einer schönen, jungen Kätzin, welche die Freuden der Außenwelt denjenigen der Wochenstube vorzog und ihre Kleinen im Stiche ließ, übernahm und aufzog, ohne daß die Rabenmutter die mindeste Einsprache erhoben hätte. Dieselbe Berichterstatterin sah, wie eine kleine Hündin, welche mit der Hauskatze enge Freundschaft geschlossen hatte, eine ungemessene Freude an den Tag legte, als ihre Freundin Junge bekam, und sie in Pflege und Wartung derselben sehr wirksam unterstützte. Herr Director Wessel in Halle a. S. (laut Brief vom 14. Oct. 1875) beobachtete während eines Bade-Aufenthaltes in Kissingen zwei tragende Katzen, welche stets mit einander balgten. Die stärkere, welche in den Kämpfen gewöhnlich Siegerin geblieben war, warf

zuerst vier Junge, tödtete sie aber kurz nach der Geburt, wahrscheinlich in der durch die Geburtsschmerzen hervorgerufenen augenblicklichen Erregung (wie man Aehnliches auch schon von Menschen-Müttern gesehen hat). Nach der That gab sie andauernd klagende Töne von sich, und als ungefähr 24 Stunden später die schwächere Katze ebenfalls Junge geworfen hatte, bemächtigte sie sich der letzteren und säugte und behandelte sie mit aufopfernder Zärtlichkeit. Dabei hatte sie aber so sehr das Gefühl des von ihr gethanen Unrechtes, daß sie die beraubte Mutter, mit der sie doch vorher in Feindschaft gelebt hatte, fortwährend, wie zur Beruhigung, beleckte und ihr schmeichelte! — Von einer brütenden kranken Gans wird erzählt, daß sie zu einer andern ging und sie beschnatterte, worauf diese mit ihr ging und das Brutgeschäft übernahm. Die Kranke setzte sich daneben und starb nach einer Stunde. Eine ganz ähnliche Geschichte bei Hühnern hat Herr Schul-Vorstand Zeuner in Kehl beobachtet und dem Verfasser am 29. Dez. 1875 brieflich mitgetheilt. Auf seinem Hühnerhof wurde eine Henne mit acht Küchlein krank und konnte ihre Brut nicht mehr richtig besorgen. Da gesellte sich ein andres Huhn (keine Henne) zu ihr, welches seine Nahrung mit den Küchlein theilte und sich auch der Henne annahm. „Als letztere eines Tages starb, übernahm das Huhn alle Pflichten der Mutter und gewährte den verlassenen Küchlein vollständigen Schutz.“ „Obgleich nun vierzehn Jahre seit jener Beobachtung vorüber sind,“ fügt Herr Z. seiner Erzählung hinzu, „steht sie doch lebhaft vor meiner Seele. Das Bildchen ergriff mich, und nie werde ich es vergessen.“ — Von einem blauen Berg-Papagei erzählt Cunningham (bei Brehm, Thierleben, IV, S. 50), daß derselbe einen andern, eben aus dem Neste genommenen Papagei sofort an Kindesstatt annahm. Er übernahm es, ihn zu füttern, sorgte eifrig für seine Bedürfnisse und bewachte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit. Die Freundschaft zwischen beiden Vögeln wurde zuletzt so groß und zugleich so laut, daß man sie trennen mußte. Zwei Monate später entkam der ältere Vogel, aber nur, um sich an den Käfig des jüngeren fest anzuklammern, worauf man die Thiere wieder zusammengab. Bald darnach starb der jüngere Vogel an den Folgen einer Verletzung, welche der Fall des Käfigs ihm

zugezogen hatte, worauf der ältere stumm wurde und ihm bald im Tode nachfolgte. — Ein andrer Papagei, mit Namen Polly (Jako oder Psittacus erithacus), Vertreter der sehr intelligenten Sippe der Grau-Papageien, nahm sich nach der Erzählung Wood's (ebenfalls bei Brehm, a. a. O., S. 67) eines Nestes mit jungen Finken an, welches sich in dem Garten seines Eigners befand. Als die durch das Erscheinen des großen Vogels erschreckten Finken-Eltern hinweggeflogen waren, weigerte sich Polly, in ihren Käfig zurückzukehren, blieb vielmehr Tag und Nacht bei ihren Pflegekindern, fütterte sie sehr sorgfältig und hatte die Freude, sie groß zu ziehen. Als die Kleinen flügge waren, saßen sie auf Kopf und Nacken ihrer Pflege-Mutter, welche sehr ernst mit ihnen einherschritt. Später flogen die Kleinen davon. Nach einer Erzählung von Burton richtete ein Pärchen derselben grauen Papageien-Art seinen pflegeelternlichen Trieb sogar auf einige junge Kätzchen, welche sie wie ihre eignen Kinder betrachteten und sich neben sie setzten, sobald die alte Katze, mit der sie in Feindschaft lebten, das Nest verließ. Sie achteten sogar mit Spannung und Aufmerksamkeit auf die Jungen, während die Alte zu Hause war. Hier nahm also der Bemutterungstrieb grade die umgekehrte Form desjenigen an, welchen wir bei der Bemutterung junger Vögel durch Katzen-Mütter kennen gelernt haben, und muß vom psychologischen Standpunkte aus um so höher angeschlagen werden, weil er sich im Widerspruch mit der eignen Mutter bei einem der Art nach so total verschiedenen Thiere durchsetzte. — Wie das Mitgefühl für unversorgte Thiere bei Pflege-Eltern sogar den äußersten Ekel zu überwinden vermag, zeigt eine von Herrn Dr. C. Hennig im „Zoolog. Garten", (1870, S. 195) beschriebene Beobachtung. In einem großen, mit vielen Vögeln besetzten Bauer starb ein Nachtigallen-Pärchen mit Hinterlassung eines unversorgten Jungen. Seiner erbarmte sich ein Zeisigweibchen; aber es wurde ihr schwer, bis sie sich entschloß, das aus Ameiseneiern und Mehlwürmern bestehende Nachtigallen-Futter anzurühren. Lange besann sie sich und lief zwischen dem Jungen und dem Futternäpfchen hin und her. Endlich siegte das bessere Gefühl; sie nahm den Schnabel voll des ekelhaften Gewürms und reichte den Bissen dem hungrigen Kleinen in schnellem Fluge — wusch sich

aber flugs darauf den Schnabel. Nachdem dieses Darreichen und sich Säubern dreimal hintereinander geschehen war, ruhte sie jedesmal längere Zeit, um sich von der widerwärtigen Arbeit zu erholen. So gedieh die junge Nachtigall und war ihrer Pflegerin zärtlich zugethan, bis die Eifersucht des Zeisig-Männchens erwachte. Derselbe fing an, so grimmig auf die arme Verlassene einzuhauen, daß er aus dem Bauer entfernt werden mußte.

Sogar unser wegen Rohheit und Leichtsinn verschrieener Sperling besitzt Gemüth genug, um vorkommenden Falles derartige Liebesdienste zu verrichten. Wenigstens erzählt Herr P. in der Zeitschrift des Thierschutzvereins für Hessen 1877, Nr. 12, Folgendes: „Im Laufe des Sommers 1876 hatte ein Schwalbenpärchen sein Nestchen an meiner Wohnung, grade über dem Fenster meines Studierzimmers, angebracht. Als die Eierchen ausgebrütet waren und junges Leben sich im Nestchen regte, bemerkte ich ein Sperlingspaar dasselbe umkreisen. Zu meinem größten Aerger gewahrte ich auch bald, daß dieselben in das Nestchen schlüpften, sich aber nicht lange darin aufhielten. In meinem Aerger ergriff ich sofort eine Vogelflinte, um die unverschämten Eindringlinge für immer unschädlich zu machen. Als ich nun so bewaffnet, Mordgedanken hegend, auf dem Anstand war, kam zuerst das Sperlingsmännchen, zu meinem Erstaunen aber mit ganz zarten Insecten im Schnabel an das Nestchen geflogen — die jungen Schwälbchen fütternd. Daß ich die zum Schusse fertige Flinte sofort absetzte und meine gemachte Beobachtung sorgfältig fortsetzte, werden Sie gewiß natürlich finden. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Die „unverschämten Spatzen" fütterten wirklich, in der allergrößten Eintracht mit den Eltern, die junge Brut. Diese nahm denn auch, ob des reichlich verabfolgten Futters, fast sichtlich zu und flog nach viel kürzerer Zeit als gewöhnlich aus." — Einen Fischreiher als Pflegevater von Wanderfalken hat der frühere Director des Zoologischen Gartens in Köln, Dr. Bodinus („Zoolog. Garten", 1862, S. 32), beobachtet. Er hatte drei junge, noch im Dunenkleide befindliche Wanderfalken auf einem künstlichen Horst im Garten untergebracht und sah, wie sich ein im Garten befindlicher Reiher täglich auf dem Horste zu schaffen machte und sich durchaus nicht verjagen ließ.

Genaue Beobachtung zeigte, daß derselbe, von dem man nur Böses befürchtet hatte, die jungen Vögel nicht blos zu bedecken, zu erwärmen und gegen den Regen zu schützen suchte, sondern ihnen auch halbverdautes Fleisch vorwürgte. Die letzteren zeigten sich dankbar und erkenntlich gegen ihren Stiefvater, und das schöne Familien-Verhältniß dauerte fort, bis die Falken erwachsen waren und fortgenommen wurden.

Die rührende Sorge, welche in der Regel Pflege-Eltern für ihre Anvertrauten bethätigen, erhellt recht deutlich aus einem von Dr. B. Matthes (a. a. O., S. 71 u. flgd.) erlebten Falle. Auf seinem Hühnerhofe in Texas hatte eine Haushenne wilde Truthühner ausgebrütet, welche, als sie größer wurden, vom Hofe weg und dem nahen Walde zuliefen. Die zärtliche Stiefmutter, die nicht durch die Umzäunung kriechen konnte, flog über dieselbe weg und folgte den kleinen Ausreißern, indem sie Alles that, um dieselben zur Rückkehr zu bewegen. Da dies vergeblich war, mußte sie ihnen in den Wald folgen, immer bemüht, die kleine Schaar zusammen- und zurückzurufen. Aber diese lief stets eine Strecke voran und erwartete dann die Pflegemutter. So ging die Reise ungefähr eine englische Meile weit, bis ein Bach Einhalt gebot. Der Besitzer suchte nun die Flüchtlinge zu sammeln; seine Bemühungen waren aber vergeblich, und er kehrte zurück, indem er die Familie verloren gab. Aber am Morgen des vierten Tages erschien die Henne am Saume des Waldes, am Mittag war sie bei dem Gehöft angelangt, stets scharrend, pickend, glucksend und alle Augenblicke stehen bleibend, wobei ihr vier der kleinen Ausreißer langsam folgten — sechs hatte sie verloren. Die auf solche Weise decimirte Familie hielt nun enger zusammen, die Kleinen blieben bei der Mutter und wurden zahm, wie andre Hühner.

Daß es übrigens bei den Thieren, gradeso wie bei den Menschen, auch böse Stief-Mütter gibt, mag der von Bischof Stanley in seinem Buch über die Vögel (bei Lee, Vogel-Geschichten, S. 157) mitgetheilte Fall lehren. Ein Truthuhn wurde geschossen, nachdem es kurz vorher Junge ausgebrütet hatte. Eine Zeit lang blieb der Vater bei dem Nest und schrie laut und drohend, wenn man sich demselben näherte. Schließlich indessen verschwand

er und kehrte nach zwei oder drei Tagen mit einem andern Weibchen zurück. Sogleich stürzte die Stiefmutter auf das Nest, griff die Jungen an, verwundete sie und warf sie aus dem Nest. Zwei davon wurden gefunden und in Entfernung einer halben englischen Meile in dem Hause des Rectors gepflegt und aufgefüttert. Hier pflegten sie sich in einem am Hause gelegenen Gebüsch aufzuhalten, wurden aber daselbst von dem unnatürlichen Elternpaar entdeckt und längere Zeit hindurch verfolgt.

Daß sich Pflegekinder auch dankbar gegen ihre Wohlthäter beweisen können, dankbarer sogar, als rechte Kinder, mag neben dem von Herrn Apotheker Polemann beobachteten und bereits mitgetheilten Fall das Folgende beweisen. Herr Administrator K. Münch in Budtislaw (?) in Polen (Gouv. Kalisch) schreibt dem Verfasser am 14. Januar 1876 nach den Resultaten einer elfjährigen Beobachtung: Junge Haushühner (Küchen) zerstreuen sich, sobald die Mutter sie aufgegeben hat, nach allen Richtungen des Hofes und hören auf, Familie zu bilden. Die Mutter ist ihnen gleichgültig. Umgekehrt pflegen junge Perlhühner, welche von einer Haushenne ausgebrütet worden sind, von der Pflege-Mutter verlassen zu werden, wenn sich bei ihr der Fortpflanzungstrieb wieder einstellt und ihr verblaßter Kamm sich zu röthen beginnt. Die jungen Perlhühner dagegen, diese wahrhaft liebenswürdigen Kinder, halten als Völkchen zusammen, verfolgen die abtrünnige Mutter auf Schritt und Tritt, umringen sie, küssen ihr den Schnabel und schmiegen sich an sie. Dieser kindlichen Zuneigung kann sich die Mutter kaum entwinden und kann die Kinder nicht los werden, wohin sie auch geht. Nach sechs Monaten sind dieselben erwachsen, werden frivol und spielsüchtig, necken gern ihnen nahekommende Hofhühner und vertreiben sie durch jähe Stöße vom Futterplatz. Nur die Pflegemutter wird stets von ihnen geschont, geschützt und hat allein die Berechtigung, in ihrer Mitte mitzufressen. Erst bei eintretender Paarung der ausgewachsenen Perlhühner verlieren sie die bisher geliebkoste und bevorzugte Brutmutter aus den Augen, „wie es (fügt der Herr Briefschreiber hinzu) die Menschen zum großen Theil auch machen, wenn sie sich verheirathet haben.“

Strenggenommen gehört das Pflege-Eltern-Wesen bereits in

das nunmehr zu behandelnde Capitel des Mitleids, Mitgefühls und der Nächstenliebe und der daraus entspringenden Sorge für Andere oder des gegenseitigen Beistandes, der gegenseitigen Hülfe. Ohne Zweifel nimmt das Mitleid oder Mitleiden (Sympathie) eine der hervorragendsten Stellen unter den moralischen Gefühlen ein und ist vielleicht die hauptsächlichste, wenn nicht einzige Ursache aller s. g. guten Thaten oder Handlungen. Schopenhauer nennt das Mitleid die einzige ächt moralische Triebfeder und die einzige Quelle nicht-egoistischer Handlungen, welche es gibt, während er andrerseits die dem Mitleid entgegenstehende Bosheit als Ursache aller schlechten Handlungen ansieht. Die Cardinal-Tugenden Gerechtigkeit und Menschenliebe wurzeln nach ihm nur in dem Mitleid; und nichts empört mehr, als das Gegentheil des Mitleids oder die Grausamkeit. Außer Mitleid und Bosheit kennt er nur noch eine Grundtriebfeder moralischer Handlungen — es ist der Egoismus oder Eigennutz. Hätte der große Philosoph consequent sein wollen, so hätte er leicht beweisen können, daß auch das Mitleid im Grunde nur auf einem verfeinerten Egoismus beruht, indem wir uns, wenn wir Mitleid empfinden, in Gedanken an oder in die Stelle oder Lage eines Leidenden hineinversetzen und nun Dasjenige empfinden oder thun, was wir selbst von Andern in gleicher Lage gehofft oder in Anspruch genommen haben würden. Aber selbstverständlich benimmt dieser Nachweis dem Mitleid selbst nicht das Geringste an seiner hohen moralischen Bedeutung; es ist und bleibt eine der höchsten und edelsten Regungen der Menschenbrust und ist wahrscheinlich das eigentliche treibende Motiv in den Herzen aller Derjenigen gewesen, welche zu allen Zeiten für das Wohl ihrer Mitmenschen oder der Menschheit als solcher gelebt und gelitten haben, ohne für sich selbst dabei Nutzen oder Vortheile zu erhoffen oder zu erlangen. Je feinfühlender und empfindsamer eine Menschen-Natur für die eignen Leiden oder Schmerzen ist, mögen diese nun physischer oder moralischer (seelischer) Art sein, um so mehr ist sie es auch für die Leiden Anderer, und um so dringender empfindet sie den Wunsch, für solche Leiden Abhülfe zu schaffen. Verbindet sich damit neben bedeutender Denkkraft ein hoher und thatkräftiger Sinn, Entschlossen-

heit im Handeln oder im Aussprechen der das eigne Innere bewegenden Ideen, so ist der Heros, aber in der Regel auch der Märtyrer der Menschheit fertig, welcher entweder seine Zeit mit einem gewaltigen Rucke auf dem Wege nach den Zielen der Humanität vorwärts schiebt oder bei diesem Streben und durch dasselbe untergeht. Es dürfte nicht schwer sein, bei allen solchen großen Verbesserungs-Strebern der Geschichte leidenschaftliches Mitleid als ein Hauptmotiv ihres Wirkens nachzuweisen. Sogar der einsame Denker, Weise oder Forscher wird neben der ebenso leidenschaftlichen Liebe zur Wahrheit bei seinen rastlosen Bemühungen zur Erforschung derselben nicht am wenigsten von dem Wunsche geleitet, seine Mitmenschen jenen zahllosen Leiden und Nachtheilen zu entreißen, welche Unwissenheit, Lüge, Betrug und Irrthum ihnen bereitet haben und fortwährend bereiten. Auch der politische, religiöse oder gesellschaftliche Reformator ist nicht denkbar ohne die gewaltige Triebfeder des Mitleids mit denjenigen seiner Nebenmenschen, welche unter geistiger, politischer oder gesellschaftlicher Unterdrückung oder Bevormundung zu leiden haben. Aber auch im privaten Leben gibt es kein besseres Kennzeichen eines edlen Charakters, einer hohen Gesinnung, eines hervorragenden Geistes, als Liebe der Nächsten und werkthätige Hülfe, soweit dieselbe nicht ohne allzu große Benachtheiligung jener Barmherzigkeit, welche jeder Einzelne zunächst an sich und seinen Angehörigen zu üben hat, ausgeführt werden kann; nur stupide Geister bleiben kalt bei den Leiden und Schmerzen Anderer, weil sie selbst nicht fein genug zu empfinden im Stande sind, oder weil die größten Feinde der Menschheit, Unwissenheit und Fanatismus, ihr besseres Gefühl in sclavischer Unterdrückung halten.

Daß bei dieser hohen moralischen Bedeutung eines der besten und edelsten Gefühle der Menschenbrust der Besitz dieses Gefühls von Seiten Derjenigen, welche die Thiere für belebte Maschinen halten, denselben abgesprochen werden würde, ist nicht zu verwundern. Sogar der sonst so vorurtheilslose und mit inniger Theilnahme für seine „vernunftlosen“ Mitgeschöpfe erfüllte Scheitlin spricht sich in seiner berühmten „Thierseelenkunde“ (II, S. 314) über den Gegenstand nur sehr zweifelhaft aus und wirft geradezu die Frage auf, „ob in irgend einem Thiere Mitleid sein könne?“ Wenn

solches vorkömmt, so meint er, könne es jedenfalls nur bei den vollkommensten der Thiere sein. Auch könne es jedenfalls nur ein Mitleid gegen seinesgleichen sein, als gegen Mit-Katzen, Mit-Hunde, Mit-Affen, Mit-Elefanten, gegen Kinder und Gatten. Wie sehr der vortreffliche Mann hierin irrt, wird im Verlauf dieses Abschnitts dem Leser hoffentlich klar genug werden. Allerdings sind die Beispiele von Mitleid und werkthätiger Hülfe unter Thieren gleicher Art ungleich häufiger, als unter solchen ungleicher Art, aus dem einfachen Grunde, weil die Gelegenheit dazu ungleich häufiger ist, und weil auch natürlicherweise die Sympathie unter Thieren derselben Art am größten sein muß. Aber darum fehlt es nicht an den eclatantesten Beispielen eines Mitgefühls weitgehendster Art unter Angehörigen ganz verschiedener Thier-Gattungen. Wenn z. B. eine Katze einen ihr befreundeten Canarien-Vogel aus den Klauen einer andern Katze rettet, oder wenn ein Adler einen ihm zur Beute gebrachten Bussard aus Mitleid am Leben läßt und Freundschaft mit ihm schließt, oder wenn ein Löwe oder Tiger in gleicher Weise mit einem Hunde verfährt, oder wenn ein Pferd seinen Herrn, der den Hund züchtigt, am Rockzipfel faßt und zurückzuziehen versucht, oder wenn Hunde aus eigner Initiative und ohne Abrichtung so oft als Lebensretter für andre Thiere oder Menschen auftreten, und so Vieles dem Aehnliche, so kann doch wohl kein Zweifel darüber sein, daß sich das Mitleid und Mitgefühl des Thieres auch noch weit über die Grenzen der eignen Art hinaus erstreckt, und daß es darin beinahe den Menschen selbst beschämt, der in der Regel nur Mitleid für die Angehörigen des eignen Geschlechtes hegt und seinen übrigen Mitgeschöpfen ohne Schonung jede Art des Leidens und der Qual auferlegen zu dürfen glaubt. Ja — bedenkt man, welche entsetzliche Summe von Grausamkeiten und unglaublichen Greueln jeder Art die Menschen sich einander gegenseitig bereits auferlegt haben und noch fortwährend auferlegen, ohne Reue oder Gewissensbisse zu empfinden, so muß man sich billig fragen, ob die Summe der aus Mitleid oder Mitgefühl entspringenden Handlungen jenes mit Blut und Thränen geschriebene Conto auch nur entfernt aufzuwägen im Stande ist, und ob das Samariterthum unter den Menschen (so groß es auch sein mag), wenn man den Unterschied der geistigen

oder seelischen Befähigung in Betracht zieht, dem Samariterthum jener Thiere an die Seite gesetzt werden kann, welche ihre durch Alter, Blindheit oder sonstige Zufälligkeiten ernährungsunfähig gewordenen oder sonst in Noth gerathenen Gefährten mit gemeinschaftlichen Kräften erhalten und unterstützen? Wie viele Menschen müssen trotz aller Veranstaltungen der Mildthätigkeit, Barmherzigkeit und öffentlichen Wohlthätigkeit noch tagtäglich im Angesicht eines auf das Aeußerste gesteigerten Wohllebens und National-Reichthums und eines erstickenden Ueberflusses an Nahrungsmitteln aus Mangel oder Ungenüge der nothwendigsten Lebensbedürfnisse schnell oder langsam verkümmern und zu Grunde gehen, ohne daß die Gesammtheit sich für verpflichtet erachtet, auch nur dem Beispiel jener Krähen nachzuahmen, welche sehr bald bei Kranken und Hülflosen ihrer Art erscheinen, um sie zu unterstützen und zu füttern, — oder jener Rebhühner, welche, wie jeder Jäger weiß, jederzeit zu verwundeten Mitgliedern ihrer Kette zurückkehren und sich alsdann mit aller Rücksicht auf diese weiter bewegen — oder jener Pelikane, welche, wie bereits im Eingang dieser Schrift nach der Beobachtung des Capitäns Stansbury mitgetheilt wurde, einen alten, erblindeten und darum ernährungsunfähig gewordenen Kameraden so fütterten, daß er übermäßig fett wurde! Einen ganz analogen Fall hat Dr. A. Brehm (Hausfreund, 1874, S. 715) von Saatkrähen beobachtet. „Vor einigen Jahren, erzählt er, sah ich eine Schaar Saatkrähen geschäftig am Fuße eines Baumes ihrer Colonie zu- und abfliegen. Ich sah nach und fand dort eine alte Krähe in einer Höhle zwischen den Wurzeln, welche durch einen Schuß flügellahm und eines Beines beraubt war. Dieser Stummel war fest vernarbt, was beweist, daß die andern Krähen ihre invalide Schwester bereits seit Wochen ernährt hatten.“ Ein Herr Blyth hat Darwin mitgetheilt (a. a. O., I, S. 65), daß er gesehen habe, wie indische Krähen zwei oder drei ihrer Genossen, welche blind waren, fütterten, und Darwin selbst fügt hinzu, daß er von einem ähnlichen Fall bei dem Haushahn gehört habe. Brehm sah, wie eine von ihm flügellahm geschossene Alpenkrähe von ihren Mitschwestern gefüttert wurde, und wie ein Rothkehlchen-Männchen von einem andern, mit dem es vorher stets in Zank und Streit gelebt hatte, auf das Liebe-

vollste gepflegt und gefüttert wurde, nachdem es das Unglück gehabt hatte, ein Bein zu brechen. Selbst seine Leckerbissen, die Mehlwürmer, genoß das gesunde Thierchen nicht mehr, sondern brachte sie seinem kranken Gefährten. Nach der Genesung kamen beide nie mehr in Streit miteinander. Etwas ganz Aehnliches beobachtete Herr von Pietruvsky in Galizien an zwei im Bauer gehaltenen Hänflingen, welche stets einander gebissen hatten und plötzlich die besten Freunde wurden, als das eine Männchen den Krampf in den Füßen bekam. Sofort vergaß das andere allen Groll und fütterte aus seinem Kropfe den früheren Feind und Nebenbuhler. Derselbe Herr Beobachter sah, wie ein junges Bastard-Weibchen von Stieglitz und Canarien-Vogel seine durch das Brutgeschäft sehr erschöpfte Mutter einen ganzen Winter hindurch fütterte und ihr auch später noch ähnliche Liebesdienste erwies. Herr Julius Kiefer in Offenbach (Zoolog. Garten, 1864, S. 159) sah, wie ein junger, in der Entwicklung etwas zurückgebliebener Canarien-Vogel durch seine älteren Geschwister so lange gefüttert wurde, bis er selbst fressen konnte. Naumann (a. a. O.) erzählt von einem jungen Raben, welcher nicht müde wurde, eingefangene Saatkrähen zu füttern, Müller (a. a. O., S. 386) von einem Rothkehlchen, welches jung eingefangenen Bastard-Nachtigallen Nahrung zutrug, und Troegel (a. a. O., S. 103) von einem Zaunkönig, welcher sechs junge Bachstelzen, die er mit ihm zusammen in einen Käfig brachte, fütterte und aufzog. Brehm führt Fälle an, in denen eine Sumpfmeise die Jungen einer Finkmeise fütterte und anleitete, als wären sie ihre Kinder — oder wo eine Bachstelze jungen Rothschwänzchen und ein Schilfsänger jungen Rohrsängern Futter zutrug — oder wo eine junge Ohr-Eule Nestvögel ihrer Art ernährte, nachdem die Eltern derselben getödtet worden waren — oder wo ein kaum ausgeflogener Eisvogel die Erziehung zweier halb erwachsenen Jungen übernahm — oder wo eine alte Henne verwaiste Küchlein bemutterte. Auch die Führung junger Enten durch Hühner oder Gänse gehört hierher — obgleich alle die zuletzt angeführten Beispiele sich mehr auf die Pflege jüngerer Vögel durch ältere beziehen und daher strenggenommen noch in das bereits abgehandelte Capitel des Pflege-Eltern-Wesens gehören. Auch mag dieses letztere

bis zu einem gewissen Grade Geltung haben für die bei Darwin (a. a. O., II, S. 93) angeführte merkwürdige Beobachtung des Herrn O. W. Forester, dessen Wildwart ein Habichtsnest mit fünf Jungen entdeckte und eins davon mit gekappten Flügeln im Neste ließ, um die Alten herbeizulocken. Andern Tages schoß er wirklich die Eltern und glaubte, die Sache sei damit abgemacht. Aber folgenden Tages fand er abermals zwei andre mitleidige Habichte bei dem Neste, welche gekommen waren, das Junge zu füttern. Auch sie wurden geschossen und nach einiger Zeit abermals durch zwei andre Habicht-Samariter ersetzt, welche sich des Waisenkindes annahmen. Als auch sie getödtet waren, kam keiner mehr zu dem unfruchtbaren Werke.

In das Gebiet des reinen Samariterthums dagegen gehört wieder das Benehmen jener von Toussenel beobachteten Sperlinge, welche einen aus dem Nest auf den Balcon des Hauses gefallenen jungen Sperling, der den Fuß gebrochen hatte, trotz der Nähe von Menschen so lange fütterten (die Jungen ohne Scheu, die Alten mit Vorsicht), bis sein Fuß geheilt war und er davonfliegen konnte; deßgleichen das Benehmen jener Schwalben, welche eine ihrer Gefährtinnen, die durch einen um ihren Fuß gewickelten Faden an einem Dach-Vorsprung des Damen-Instituts Quentin in Orleans festgehalten war, so lange fütterten, bis nach Verlauf von vier Tagen die mitleidige Hand eines Dachdeckers zur großen Freude der jungen Pensionärinnen, welche alle das merkwürdige Schauspiel mitangesehen hatten, die arme Gefangene der Freiheit zurückgab (bei Menault, a. a. O., S. 139); deßgleichen das Benehmen jener Undulaten (Wellenpapageien), welche Herr Saulnier zu St. Brion (Zoolog. Garten, 1861, S. 183) besaß. Aus einer Brut von vier oder fünf jungen Vögeln war ein kleiner lahmer, welcher das Nest einige Tage nach seinen Geschwistern verlassen hatte, auf den Boden des Käfigs gefallen, und hätte, da er nicht an die Freßgeschirre gelangen konnte, verhungern müssen, wenn ihn nicht die andern Vögel vier oder fünf Monate lang ernährt hätten. In ähnlicher Weise fütterten einige von Walter (bei Brehm, a. a. O., IV, S. 485) gefangen gehaltene Kleinspechte, sobald sie gelernt hatten, allein zu

fressen, einen großen, gleichaltrigen Buntspecht mit Ameisen-Puppen abwechselnd so lange, bis er allein fressen konnte.

Im Januar dieses Jahres (1879) wurde bei Gelegenheit eines hohen Schneefalles von einem Arbeiter einer der vielen Raben gefangen, welche, um Nahrung zu suchen, sich in den Darmstädter Bahnhöfen umhertrieben. Ein Andrer schoß einen zweiten Raben, ohne ihn zu tödten; doch war sein Schnabel so verletzt, daß er das vorgeworfene Futter nicht aufzunehmen vermochte. Man brachte beide Thiere zusammen und siehe da — der Gesunde fütterte den Kranken ebenso, wie wenn er noch klein und im Neste befindlich wäre! Ganz ähnlich verhielten sich zwei weißköpfige, cubanische Papageien, von denen Dr. H. Zipperlen im „Zoolog. Garten" berichtet hat. Der Eine hatte durch Frost die Zehen des einen Fußes verloren und konnte daher nicht mehr, wie es Papageien zu thun pflegen, mit dem einen Fuß einen Gegenstand zum Fressen halten, während er mit dem andern die Sitzstange umfaßt hielt. Als man ihm einen Apfelschnitz darreichte, gerieth er in große Verlegenheit und warf schließlich einen wehmüthigen Blick nach seinem Kameraden. Nach einigem Besinnen kam dieser auch wirklich herbei, ergriff den Apfelschnitz und hielt ihn so, daß beide davon fressen konnten!!

Brieflich sind dem Verfasser folgende zwei hierher gehörige Beobachtungen mitgetheilt worden:

Fräulein Betsy Wight in Bonn besaß (laut Schreiben vom 6. November 1875) zwei Canarien-Vögel, einen sehr alten (er mußte mindestens vierzehn Jahre zählen) und einen jungen, ungefähr zwei Jahre alten. Der erstere wurde nach und nach von den Schwächen des Alters beschlichen und erblindete schließlich derart, daß er sein Futter nicht mehr zu finden vermochte. Schon fürchtete die Besitzerin, daß er Hungers sterben müsse, als sie eines Tages zu ihrer höchsten Ueberraschung entdeckte, daß der junge Vogel den alten regelmäßig fütterte. Von der Zeit an quälte sich der alte Vogel nicht mehr damit, auf die Stangen zu springen, er nahm vielmehr unten im Sande des Bauers eine Ecke ein und rief, wenn er Hunger hatte, wie es junge Vögel im Neste zu thun pflegen; auch schlug er, wenn er gefüttert wurde, genau ebenso wie junge

Vögel, welche geätzt werden, mit den Flügeln. Nach der Fütterung pflegte er mit dem Kopf unter dem Flügel Siesta zu halten — und so war er eines Tages im Schlafe gestorben.

Herr Gutsbesitzer M. Pfeil in Wisselsheim bei Nauheim beobachtete (laut Schreiben vom 19. November 1875), als er noch Müller auf der Bingenheimer Mühle in der Wetterau war, auf einem mehrere Schritte von seinem Wohnstubenfenster entfernt stehenden Pflaumenbaum ein Distelfinken-Paar, welches sich daselbst häuslich niedergelassen hatte. Als das Paar bereits brütete, baute etwa vier Fuß höher in demselben Baum ein Buchfinken-Paar. Als nun die jungen Distelfinken größer wurden und mehr Futter bedurften, schien das ewige Hin- und Herfliegen der alten Distelfinken dem Buchfinken-Männchen unangenehm zu werden, weßhalb er dieselben angriff und derart verjagte, daß sie nur noch zu ihren Jungen zu kommen wagten, wenn der Buchfink abwesend war. In Folge dessen mußten die armen Kleinen Hunger leiden und schrieen gewaltig. Da auf einmal regte sich in dem Herzen des streitsüchtigen Buchfinken das Mitleid; er fing an, die jungen Distelfinken in gleicher Weise zu füttern, wie seine inzwischen ausgekommenen eignen Jungen. Der Herr Beobachter nahm nun die jungen Distelfinken aus dem Neste und hing sie in einem Käfig vor sein Fenster, worauf die rechten Eltern alsbald wieder erschienen und die Kleinen so lange fütterten, bis sie allein fressen konnten.

Fast noch auffälligeren Beispielen solcher Gutherzigkeit und Mildthätigkeit, als in der Vogelwelt, begegnet man bei den Säugethieren. Bald nach Erlaß seiner öffentlichen Aufforderung erhielt der Verfasser einen E. von Pröpper unterzeichneten Brief aus Schloß Hülchrath (Rheinpreußen?), welcher Folgendes erzählt: „Zwei Pferde meines seligen Vaters, Landrath des Kreises Grevenbroich in Rhein-Preußen, die, wie in allen guten Ställen, ihre bestimmten Rationen erhielten, standen neben einem alten Pferde, welches von Seiten eines Bruders meines Vaters das Gnadenbrod in reichlichstem Maaße erhielt. Namentlich war es mit Heu stets vollauf versehen. War nun die Raufe unsrer Pferde leer, so nahm jenes gute Thier von seinem Heu in das Maul und reichte dasselbe, soweit es nur langen konnte, den beiden andern Pferden hinüber —

wie hundert und hundert Mal von uns und vielen Andern mit Erstaunen und Rührung beobachtet worden ist."

Trotz dieser letzten Versicherung wäre Verfasser geneigt gewesen, die Richtigkeit dieser Beobachtung zu bezweifeln, wenn ihm nicht ähnliche und noch auffälligere Beobachtungen an Pferden von andrer Seite bekannt geworden wären. So berichteten im Jahre 1864 englische Blätter, daß ein Capitän der Cavallerie bei dem Vorstand der Zoologischen Gesellschaft zur Anzeige gebracht habe, daß ein Pferd seiner Compagnie, welches alt war und schlechte Zähne hatte, sodaß es Hafer und Heu nicht kauen konnte, von seinen beiden Nachbar-Pferden ernährt wurde, indem sie ihm das Futter kauten und alsdann vorlegten. Die ganze Compagnie habe das Factum beobachtet und könne dafür zeugen. Ganz dasselbe berichtet der französische Rittmeister de Boussanelle in seinen „Observations militaires" von einem Pferde, das er während des siebenjährigen Krieges geritten hatte, und dem er aus Dankbarkeit das Gnadenbrod gab. Das Pferd verlor vor Alter seine Zähne, konnte kein Futter mehr kauen, und man war erstaunt, daß es trotzdem gesund und wohlbeleibt blieb, bis man dahinter kam, daß seine beiden Stallgefährten ihm das Futter vorkauten und vorlegten. Deßgleichen hat (nach Menault, a. a. O., S. 240) eine französische Zeitung (le Mémorial de Lille) Folgendes berichtet: „Ein Landmann besaß ein altes Pferd, dessen Zähne so abgenutzt waren, daß es Heu und Hafer nicht mehr kauen konnte. Seine Nachbarpferde kauten und legten ihm Beides vor. Eine Anzahl von Personen war Zeuge des Vorfalls, welcher wohl erstaunlich, aber nichtsdestoweniger buchstäblich wahr ist." *)

Dieselbe Samariter-That hat Herr Paul Fuchs, wie er in seinen „Jagd-Erinnerungen aus Ostsibirien" berichtet, an einem

*) Daß auch das Gegentheil solch' edler Aufopferung bei einzelnen Pferden habgierigen oder unedlen Charakters möglich ist, zeigt eine von Reclam (a. a. O., S. 287) gemachte Mittheilung. Ein Arzt erzählte ihm, daß eines seiner beiden Wagenpferde, sobald den Thieren in die gemeinschaftliche Krippe Hafer vorgeschüttet werde, seine Portion mit der Zunge auf die Seite schiebe und mit seinem Nachbar gemeinschaftlich fresse, so lange dieser noch etwas habe. Erst dann kehre es zu seiner reservirten Portion zurück.

Thiere beobachtet, von dem man Derartiges am wenigsten erwarten sollte — von dem Wolf nämlich. „Ich habe zuweilen," so erzählt er, „so alte Wölfe erlegt, daß ihre Zähne ganz stumpf geworden, und daß sie ohne Hülfe andrer Wölfe nicht im Stande waren, die von ihnen erjagten Thiere zu erwürgen. Einst sah ich einen Wolf, der in der Nähe eines Dorfes ein Kalb festhielt und demselben den Hals nicht durchbeißen konnte. Er warf es zu Boden und legte sich auf dasselbe, bis aus dem benachbarten Walde zwei andre Wölfe herbeikamen, die ihm offenbar helfen sollten, die Beute zu zerreißen. Dieser Anblick setzte mich in Erstaunen, und um den Schlüssel zu dem Räthsel zu bekommen, schoß ich nach dem Wolf und erlegte ihn. Als ich ihn untersuchte, fand ich, daß ihm fast alle Zähne fehlten, und die noch übrigen Zahnstumpfen kaum aus dem Zahnfleisch hervorragten." Daraus darf man wohl schließen, daß die Wölfe trotz ihres verrufenen Naturells ein hinreichend gutes Herz oder Gemüth haben, um ihre Alten oder ihre Invaliden der Arbeit nicht Hungers sterben zu lassen, während es menschliche Wölfe genug gibt, welche es ganz in der Ordnung finden, daß, wer kein Geld, auch kein Recht zum Leben hat!

Von einem Hunde-Samariter hat Frau Henriette von Holleben, geb. von Meyern-Hohenburg, in Coburg dem Verfasser am 2. Dezember 1875 berichtet. Ihre Eltern besaßen einen schönen, sehr klugen und wachsamen, weißen Spitz, von dem man einstmals bemerkte, daß er Knochen und Brod aus seinem Napf nahm und unter einer Bank im Garten vergrub. Da sich dieses öfter wiederholte, wurde man aufmerksam und fand, daß, wenn der Nachtwächter sich zum ersten Mal in der Nacht hören ließ, der Spitz mit großen Sprüngen an die Hausthüre lief und so lange lärmte, bis sie geöffnet wurde. Er scharrte sofort das vergrabene Fressen aus und brachte es einem armen, abgemagerten Hund, den der Nachtwächter seit einiger Zeit, da er herrenlos umhergelaufen war, angenommen hatte, und der denselben begleitete. — Dieselbe Dame besaß eine schöne große Katze, welcher Zank und Streit so unleidlich waren, daß sie, wenn nur stark und heftig gesprochen wurde, sich an den Sprechenden herumstrich und, wenn darauf nicht geachtet wurde, aus dem Hause lief. Hörte sie im Haus oder in der Nachbarschaft

eine Beißerei von Katzen, so war sie nicht zu halten, sondern sprang dazwischen und ruhte nicht eher, als bis sie die Streitenden auseinander gebracht hatte.

In ähnlicher Weise, wie der erwähnte Spitz, benahm sich ein Neufundländer Hund, von welchem Jesse (Anectodes of Dog's, S. 114) erzählt, und welcher einem ihm befreundeten Wachtelhund, der das Bein gebrochen hatte und deßhalb in der Hütte liegen mußte, fortwährend Knochen und andres Fressen zutrug und stundenlang bei ihm saß, um den leidenden Freund zu trösten und zu unterhalten. Auch Wilibald Wulff (Zeitschrift „Androklus", Beil. zu Nr. 4 des Jahres 1872) hat beobachtet, wie ein Hund einer obdachlosen Hunde-Wöchnerin', die sich in einem Garten bei Hamburg unter einem Pavillon angesiedelt hatte, Knochen zutrug; wie eine Katze einem alten kraftlosen Hunde, mit dem sie Hausfreundschaft geschlossen, in einem bedenklichen Streite mit andern Hunden zu Hülfe eilte; endlich wie ein Hund mit staunenerregender Selbstverleugnung und Treue Wärterdienste bei einer Katzen-Wöchnerin versah. Deßgleichen schreibt Herr F. Moll in Worms dem Verfasser, daß er einen schottischen Terrierhund, Namens Brush, besessen habe, welcher vier junge Katzen, deren Mutter ausgeblieben war, zehn Tage lang ganz im Stillen und, wie er dachte, unbeobachtet mit gekautem Roggenbrod ernährte, bis die Mutter, welche während der Zeit auf einem benachbarten Speicher eingeschlossen gewesen war, zurückkehrte und den unberufenen Samariter in unseliger Verblendung übel zurichtete. Als sie aber ihren Irrthum eingesehen hatte, wurde das vordem bestandene freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden Thieren um so inniger. Beinahe dasselbe ist nach einer dem Verfasser gewordenen brieflichen Mittheilung des Herrn Stud. H. W. Dahlen aus Wiesbaden vom 16. October 1875 auf dem Hofgute Geisberg bei Wiesbaden beobachtet worden. Als eine Katzenmutter abhanden gekommen war, nahm sich ein derselben befreundet gewesener Pinscher ihrer verlassenen, vierzehn Tage alten Jungen an, erwärmte sie während der Nacht mit seinem Leibe, suchte sie gegen jede mögliche Unbill zu schützen und lief in's Feld, um seine inzwischen größer gewordenen Pfleglinge mit von ihm gefangenen Mäusen füttern zu können.

Wie das schöne Gefühl des Mitleids sogar grimmige Feindschaft in aufopfernde Freundschaft verwandeln kann, beweist außer dem bereits mitgetheilten Fall der zwei, von Herrn Pietruvsky beobachteten Hänflinge eine in der Zeitschrift des Thierschutz-Vereins für Hessen, 1878, Nr. 10 und 11 enthaltene Mittheilung. Frau Ph. Bart in Dürkheim a. d. Häardt besitzt in einem kleinen Hofhunde einen grimmen Feind des Katzengeschlechts, dem nicht einmal die Hauskatzen nahe kommen dürfen. Nichtsdestoweniger faßte derselbe, bald nachdem er Junge gesäugt hatte, die Milch aber bereits zurückgegangen war, ein junges Kätzchen, das von dem Scheunendach in den Hof heruntergefallen war, ganz sanft, trug es behutsam in seinen Korb und pflegte es dort so zärtlich, als ob es sein eignes Junge wäre. Er führte es zur Milchschüssel, brachte ihm Fleischabfälle, erwärmte und vertheidigte es gegen andre Hunde u. s. w. Das Kätzchen selbst gewöhnte sich so an seine Nährmutter, daß es, zu andern Katzen gebracht, stets wieder zu ihr zurückkehrte, welche im Uebrigen die grimme Feindin aller andern Katzen nach wie vor geblieben ist. Auch Herr Bürgermeister Vogt in Apenrade (laut Schreiben an den Verfasser vom Januar 1877, aus welchem bereits eine Tauben-Ehebruchs-Geschichte mitgetheilt wurde) besaß eine sehr katzenfeindliche Hündin (Pinscher), welche nichtsdestoweniger drei junge Kätzchen, die man aus dem Stall auf einen Rasen getragen hatte (wohl aus mißverständlicher Besorgniß für ihr Wohl), wieder sorgsam ihrem Lager zutrug.

Im Angesicht so auffallender Beispiele thierischen Samariterthums wird man auch vielleicht die oft erzählte und ebenso oft in Zweifel gezogene Erzählung oder Beobachtung von Ratten, welche blinde oder alte Kameraden führen und ernähren, nicht für erfunden erklären wollen. Das englische „Quaterly Review“, vol. CI, p. 130, berichtet, daß im Jahre 1757 an Bord eines englischen Schiffes, Namens „Lancaster“, folgende merkwürdige Thatsache beobachtet worden sei. Der Schiffs-Wundarzt, ein Herr Purdew, lag eines Abends wach in seiner Hängematte oder in seinem Kajütenbett (berth), als er sah, wie eine Ratte in die Cabine kam, sich vorsichtig umsah und wieder zurückzog. Bald aber kehrte sie zurück, indem sie eine zweite Ratte, welche blind zu sein schien, am Ohre

führte. Bald darauf kam noch eine dritte Ratte, und beide bemühten sich nun, ihrer blinden Gefährtin im Auflesen der Zwiebackbrocken behülflich zu sein oder dieselben vor sie hinzulegen.

Jesse (Gleanings in Natural History, vol. III, pag. 206) erzählt, daß Rev. Herr Ferryman eines Abends in den Wiesen spazieren gegangen sei und einen langen Zug von Wander-Ratten beobachtet habe, worunter eine alte blinde Ratte von einer Gefährtin an einem Stückchen Holz, das beide mit den Zähnen erfaßt hatten, geführt worden sei.

Die französische Zeitung „Constitutionel" hat nach Menault (a. a. O., S. 189) folgenden Fall berichtet: Herr Alexander Grun, ein Viehhändler aus Bralhour, befand sich in der Thalmühle (Mill of Dale), als seine Aufmerksamkeit durch eine enorme Ratte erregt wurde, welche aus einem Loche hervorkam und sich, nachdem sie sich vorsichtig umgeschaut hatte, wieder zurückzog. Bald erschien sie wieder und führte eine alte Ratte am Ohre, welche blind zu sein schien und welche sie am Eingange des Loches zurückließ. Nachdem nun noch eine dritte Ratte erschienen war, sammelten beide zusammen Körner auf, welche sie vor den Füßen der blinden Gefährtin niederlegten, und welche von derselben mit Appetit verspeist wurden.

Alle bisher aufgeführten Beispiele bezogen sich auf solche Fälle, in denen sich das Samariterthum oder die Nächstenliebe der Thiere durch Fütterung oder Ernährung solcher Gefährten oder auch fremder Thiere, welche dessen bedürftig waren, bethätigte. Diese Nächstenliebe bestätigt sich aber auch sonst noch auf gar mannichfaltige Weise durch gegenseitige werkthätige Hülfe und Unterstützung jeder Art, durch Beistand in Gefahr, durch Warnung, durch Lebensrettung u. s. w. Da grade von den Ratten die Rede war, so mag hier sogleich einer Scene gedacht werden, über welche das Berliner Tagblatt vom 14. Nov. 1875 nach der Mittheilung eines zuverlässigen Augenzeugen berichtet hat. Derselbe wandelte in Gesellschaft seines treuen Hundes „Flock", eines ausgezeichneten Rattenfängers, dem Ufer der Spree entlang nach Stralow, als der Hund plötzlich an einer von Buschwerk dicht umschlossenen Uferstelle Zeichen der höchsten Unruhe von sich gibt. Bald zeigte sich, als der Hund zu suchen beginnt,

eine mächtige Wasser-Ratte, welche Rettung in schneller Flucht sucht. Der Hund stürzt ihr auf ein Zeichen seines Herrn nach, und es entspinnt sich zwischen beiden Thieren, nachdem die Ratte vergeblich einen Schlupfwinkel am Ufer zu gewinnen gesucht hatte, ein wüthender Kampf auf Leben und Tod. Doch die Ueberlegenheit des Hundes ist zu groß — da läßt die geängstete Ratte, bereits aus mehreren Wunden blutend, als Nothsignal ein jämmerliches Quietschen ertönen, worauf im Augenblick aus den Verstecken am Ufer Hülfe herbeieilt, und der tapfere Hund sich bald von ungefähr einem Dutzend beißwüthiger Ratten umringt sieht. Dennoch kämpft derselbe so tapfer, daß, als er von seinem Herrn vom Kampfplatz abgerufen wurde, vier Ratten vom Strome als Leichen fortgetrieben worden waren, und zwei andere an einer seichten Uferstelle todt lagen.

Auch die Raben, von deren Samariterthum bereits ein schönes Beispiel aufgeführt wurde, sind sehr treue Freunde in der Noth. Wird einer ihrer Gefährten getödtet oder verwundet, namentlich durch Flintenschüsse, so verlassen sie ihn nicht, wie man bei dem Knall eines Feuer-Gewehrs gewiß vermuthen sollte, sondern umfliegen oder umhüpfen ihn mit steten Versuchen, ihm weiter zu helfen. Ist er blos flügellahm und kann sich auf dem Boden fortbewegen, so ermuntern sie ihn durch fortwährenden Zuruf, fliegen eine kleine Strecke vor ihm her und suchen ihn zum Folgen zu veranlassen. Girtanner (bei Brehm IV, S. 394) will sogar gesehen haben, wie eine Gesellschaft wilder, in der Abreise begriffener Dohlen auf das Geschrei einer mit gestutzten Flügeln frei einhergehenden Dohle herbeieilte und die gestutzte Gefährtin mit großer Beharrlichkeit in die Lüfte zu entführen versuchte, indem sie dieselbe zu wiederholten Malen mit den Schnäbeln an den Flügeln faßten, ziemlich hoch in die Luft hoben und von ihrem edlen Vorhaben erst abstanden, als sie sich von der Nutzlosigkeit ihrer Anstrengungen überzeugt hatten. Jesse (Gleanings etc. vol. I, S. 59) sah, wie einer seiner Arbeiter einen von ihm durch einen Schuß verwundeten Raben in der Hand hielt, und wie ein andrer Rabe, nachdem er ihn vorher einigemal umkreist hatte, so auf den Menschen herabstieß, daß er ihn beinahe berührt hätte, vielleicht in der Hoffnung, dem unglücklichen Gefährten helfen zu können. Selbst nachdem der todte Vogel als Scheuche an

einer Stange im Feld aufgehangen worden war, wurde er von einer Anzahl seiner früheren Freunde besucht und besichtigt. Als sie sich aber überzeugt hatten, daß der Fall hoffnungslos sei, verließen sie das Feld alle mit einander. Der Fall erscheint um so bemerkenswerther, als man weiß, daß Raben Menschen, die eine Flinte tragen, schon von Weitem aus dem Wege gehen.

Die selige „Mainzeitung" vom 1. Juni 1876 berichtet aus Darmstadt nach der Mittheilung von Augenzeugen: „Einigen im nahen Stadtwalde spazierengehenden Herren wurde dieser Tage ein seltener Anblick zu Theil. Eine isolirt stehende mächtige Eiche wurde von einem in heftiger Aufregung befindlichen, schreienden Rabenschwarm umkreist. Beim Näherkommen zeigte es sich, daß ein Raubvogel in den oberen Zweigen des Baumes saß und sich nur mit Mühe der auf ihn einstürmenden schwarzen Feinde erwehrte. Plötzlich indessen flog er nach einigen heftigen Schnabelhieben, die er mit Erfolg auf seine Angreifer richtete, auf, und nun gewahrten die Zuschauer, was die eigentliche Ursache des Zwistes war. Der Raubvogel hielt nämlich in seinen Fängen einen jungen, kaum ausgeflogenen Raben, den er sich wohl als leckere Atzung für seine Jungen ausgesucht hatte und suchte so rasch als möglich mit seiner kostbaren, noch lebenden Beute zu entwischen. Aber der Rabenschwarm folgte dem Räuber. Durch stets neue Ankömmlinge verstärkt, wagte er die kecksten Angriffe auf den überlegenen Gegner, dem es erst nach mehr als halbstündigem Kampfe von Baum zu Baum gelang, arg zerzaust, aber doch mit dem erbeuteten Raben in den Krallen, eine deckende Dickung zu erreichen."

Raben erstrecken ihre Hülfeleistung übrigens nicht bloß auf die eignen Angehörigen, sondern auch auf andre Vögel, indem sie dieselben theils durch Warnung, theils durch directe Intervention vor irgend einer Gefahr zu behüten suchen. Namentlich scheinen sich Haus- oder Feldtauben, mit denen sie bei ihren Ausflügen in öftere Berührung kommen, in dieser Hinsicht ihres besonderen Wohlwollens zu erfreuen, indem sie dieselben vor den gefährlichen Angriffen des Hühner-Habichts (Falco palumbarius) warnen. E. H. Snell (Zoolog. Garten, 1863, S. 168) hat in dieser Beziehung viele Beobachtungen gemacht, aber die merkwürdigste, wie er schreibt, und

zugleich unzweideutigste am 22. Februar 1863. Als er eines Nachmittags von einem Spaziergang heimkehrte, in nordöstlicher Richtung seinem Wohnorte zuschreitend, saß zu seiner Rechten auf einem Baum und auf dem Boden ein Rabenpaar, während einige hundert Schritte weiter nach Osten seine Feldtauben auf einem Stoppelacker weideten. Plötzlich stießen die beiden Raben die heftigsten Warnrufe oder Signal-Töne aus, welche bekanntlich allen Vögeln verständlich sind und ihnen das Erscheinen eines Hühner-Habichts anzeigen. Gleichzeitig flogen die Raben nach den Tauben hin. Der Herr Berichterstatter eilte nach dem Schauplatz, sah aber keinen Habicht, sondern nur die Tauben in wilder Flucht gegen Norden heimfliegen. Als dieselben fort waren, wendeten die Raben um und flogen gegen Süden. Dort erblickte denn Snell den Habicht in bedeutender Entfernung hoch in der Luft, in östlicher Richtung fliegend. Das nun vollkommen beruhigte Rabenpaar setzte sich wieder nieder, da der Habicht zu weit war und zu schnell flog, als daß sie ihn hätten erreichen können. „Ich kann daher nicht mehr daran zweifeln," setzt der Herr Erzähler hinzu, „daß der Rabe mit Ueberlegung und Absicht die kleineren Vögel, insbesondere die Tauben, welche der Habicht allen andern vorzieht, vor dem letzteren warnt und zu retten sucht."

Daß diese Meinung die Wahrheit trifft, geht auch aus den von Herrn Pfenninger auf der Thalmühle bei Illnau in der Nähe von Zürich gemachten und dem Verfasser gütigst mitgetheilten (Februar 1876) Beobachtungen hervor. Sein zahlreiches Tauben-Völklein hat treue Freunde in einem im gegenüberliegenden Wäldchen alljährlich nistenden Raben-Paar. Merken die Raben, oder haben sie von ihren Freunden droben im Walde gehört, daß der Hühner- oder Tauben-Habicht auf der Lauer sich befindet, so erscheinen sie und setzen sich mitten unter die Tauben, ohne daß eine der letzteren deßhalb entflieht, recken die Hälse und schauen scharf aus. Die Tauben machen sich alsdann flugfertig, die Aengstlichen, namentlich Weibchen und Kinder, schlüpfen in den Schlag, die Andern bleiben draußen, bis auf einmal das Signal, ein gellendes „Quaag", „Quaag" ertönt. Nun sucht Alles das schützende Haus zu erreichen, während die schwarzen Wächter der Unschuld mit lautem

Geschrei dem daherbrausenden Räuber entgegenfliegen und ihn aufzuhalten suchen, so daß es oft kaum möglich ist, die Vögel von einander zu unterscheiden. Geschieht es bisweilen, daß eine oder die andre Taube draußen geblieben ist und von dem Räuber verfolgt wird, so hat Herr P. öfter gesehen, daß sich eine Krähe in dem Augenblick, wo der Habicht von Oben auf sein Opfer stoßen wollte, mit eigner Aufopferung dazwischen warf und die Taube so frei machte, daß sie wieder steigen und damit dem unmittelbaren Angriffe entrinnen konnte. Herr P. hat gesehen, daß Tauben auf diese Weise zwei bis drei Stunden abwesend waren, wohl ohne einen Augenblick zu ruhen, bis sie dann mit der Sicherheit einer Sternschnuppe und mit unglaublicher Präcision auf das Brett ihres Schlags oder in ein offnes Fenster oder in sonst eine bergende Oertlichkeit niederfielen. Herr P. sah sogar einmal, wie eine so verfolgte Taube sich unter die Hufen zweier Pferde flüchtete, ohne von ihnen geschädigt zu werden. In einem solchen Augenblick nun erscheinen abermals die Krähen, welche, da sie nicht so hoch fliegen können, wie Habicht und Taube, sich auf nahen Bäumen niedergelassen haben, um den Unhold wiederum am Ergreifen der Beute im letzten Augenblick zu hindern oder zu verscheuchen. Selten greift der letztere eine Krähe an, und doch hat Herr P. einigemal gesehen, wie derselbe, wenn er durch ihre Intervention wiederholt um seine Beute gekommen ist, voll Zorn und Wuth eine aus der hinderlichen Krähenschaar herausnimmt und ihr mit den Krallen die Brust durchsticht. Trotzig setzt er sich dann in das Geäst eines Baumes, während von Nah und Fern Unmassen von Krähen herbeieilen, um mit lautem Wehgeschrei den Tod ihres geliebten Bruders zu beklagen.

Einen ganz ähnlichen Vorgang, wobei durch die Intervention eines Raben ein Sperling aus den Krallen des Sperbers gerettet wurde, hat Herr Dr. F. C. Noll, Herausgeber des „Zoolog. Gartens“ (daselbst, 1876, S. 186) beobachtet und beschrieben. Derselbe ging an einem stillen Vormittag dem Ufer des Mains entlang, als er drei Vögel hintereinander in Hast dem Wasser zueilen sah. Der erste war ein Sperling, der einen kleinen Vorsprung vor einem ihn verfolgenden Sperber hatte, während diesem

ein Rabe (Corvus corone) folgte und über den Raubvogel zu kommen suchte. Der Sperling eilt in Hast einem am jenseitigen Ufer liegenden dichten Weidengebüsch zu, das ihm sichere Rettung verspricht; aber der Sperber ist so dicht hinter ihm, daß er eben den Verfolgten fassen will, als der Rabe einen derben Stoß auf den Rücken des Räubers führt und ihn zwingt, sich gegen ihn zu wenden. Dies genügt, um den Spatz zu retten. Der Rabe fliegt feldeinwärts, der Sperber zieht leer ab.

Zu dem Geschlecht der Raben gehört auch der Eichelheher (Corvus glandarius), welcher sich bisweilen an den Jungen kleiner Singvögel vergreift. Müller (a. a. O., S. 371) beobachtete einen solchen, welcher einer Grasmücke ein Junges aus dem Neste raubte und verschlang. Als er zum zweitenmal erschien, um sich einen weiteren Bissen zu holen, empfingen ihn nicht bloß die beiden alten Vögelchen mit todesmuthigem, verzweiflungsvollem Angriff, sondern es kamen auf ihr Geschrei noch andere Vögel, wie Zaunkönig, Mönch, Rothkehlchen und selbst einige Sperlinge herbei, um den frechen Räuber abzuwehren, welcher seinen Angriff aufgab und davonflog. Später indessen kehrte er zu günstigerer Zeit zurück, um sein angefangenes Werk zu vollenden und das Nest auszurauben und zu zerstören.

Ausgezeichnete Helfer in der Noth sind auch die durch so viele gute Eigenschaften ausgezeichneten Schwalben. Lamarck (bei Burdach, a. a. O., II, S. 16) sah, wie ein Schwalbennest zerstört wurde, grade als das Weibchen Eier legen wollte, und wie nun zehn bis zwölf Schwalben aus der Nachbarschaft herbeikamen, die auf das Eifrigste ein neues Nest bauten und dasselbe in anderthalb Tagen zu Stande brachten, während ein einziges Paar dazu acht bis zwölf Tage braucht Auch Herr H. Kawall in Pussen (Zur Biologie der Schwalben) theilt nach der Beobachtung eines ihm verwandten Pastors in Bessarabien mit, daß, als derselbe ein an einem Fenster seines Hauses gebautes Schwalbennest der Verunreinigung wegen nicht dulden wollte und zweimal nach einander zerstört hatte, andre Schwalben in großer Menge erschienen und gemeinschaftlich das Nest in so kurzer Zeit neu erbauten, daß es

erst bemerkt wurde, als es fertig war. Aus Mitleid und Bewunderung ließ nun der Hausherr das Pärchen ungeschoren.

Herr August Fischer in Halle a./S. (Gartenl. 1878, S. 436) sah, wie ein Schwalben-Pärchen in einem geräumigen Gartensaal am Plafond ein Nest zu bauen versuchte, was aber trotz vierzehntägigen Bemühens nicht gelang, da das Gebaute immer wieder abfiel. Da erschienen mit Einemmal während der Mittagszeit fünfzehn bis zwanzig Schwalben und begannen nach eingehender Besichtigung der Oertlichkeit gemeinschaftlich den Bau des Nestes, welches in zwei bis drei Tagen fertig war und die Heimathsstätte von fünf jungen Schwälbchen wurde. Gleicherweise berichtet Herr F. Smitt in Enger, Reg.-Bez. Minden (Ebenda, S. 504), daß vor einigen Jahren ein Schwalbenpaar die Absicht zeigte, ein Nest an einem der Fenster seines zweistöckigen Wohnhauses zu erbauen. Der befürchteten Beschmutzung wegen ließ Herr S. den angefangenen Bau zerstören, und so ging es mehreremale an den fünf verschiedenen Fenstern, bis die Schwalben endlich abzogen, wie man dachte, auf Nimmerwiedersehen. Aber nach kurzer Zeit erschienen wohl sämmtliche Schwalben des ganzen Städtchens und bauten gleichzeitig an den fünf Fenstern mit solcher Energie, daß die Zerstörung nicht gleichen Schritt halten konnte. Nun ließ Herr S. sämmtliche obere Fensterflügel nach Außen öffnen, wodurch die Mauer-Ecken verdeckt wurden und das fernere Bauen unmöglich war. Jetzt schienen die Schwalben, in gedrängten Haufen hin- und herfliegend, zu berathen, was zu thun sei, bis sie schließlich mit großem Geschrei die Köpfe der vor dem Hause sitzenden Familie des Eigenthümers so nahe umkreisten, daß man bisweilen die Hände vor das Gesicht halten mußte, und dann plötzlich, wie auf Commando, abzogen, ohne das Haus weiter zu belästigen.

Alle Welt kennt die Geschichte jener Pariser Schwalbe, welche sich mit einem langen, um ihren Fuß gewickelten Faden an einem Karnieß des Collège des Quatre-Nations gefangen hatte. Als ihre Kräfte erschöpft waren, hing sie klagend und schreiend am Ende des Fadens, von Zeit zu Zeit einen vergeblichen Befreiungsversuch machend. Alle Schwalben des weiten Terrains zwischen der Tuilerien-Brücke und dem Pont-neuf und vielleicht aus noch weiterer

Entfernung hatten sich zu Hunderten um sie versammelt, indem sie durch ihr Schreien Aufregung und Mitleid zu erkennen gaben. Nach langem Tumult und Schreien schien Eine von ihnen das Mittel der Befreiung ausfindig gemacht und ihren Kameraden mitgetheilt zu haben. Man ordnete sich in Reihen, und jede Schwalbe traf im Vorüberfliegen mit einem Schnabelhieb den Faden möglichst an derselben Stelle, wobei die arme Gefangene allerdings schwer leiden mußte. In verhältnißmäßig kurzer Zeit wurde auf diese Weise durch vereinte Anstrengungen der Faden zerschnitten und die Gefährtin befreit. Die Schaar blieb darnach noch einige Zeit beisammen, aber ihr Geschrei schien nun nicht mehr Angst, sondern Freude zu verrathen.

Eine ganz ähnliche Scene hat man nach dem „Genfer Journal“ vor einigen Jahren im englischen Park in Genf beobachtet. Eine Schwalbe hatte ihr Nest in der Höhe der ersten Etage an das Hotel Metropole gebaut und war durch Zufall durch einen Faden, der sich um ihren Fuß schlang, gefangen worden. Auf ihr Geschrei flogen zwei ihrer Gefährten herbei und versuchten die Gefangene von dem Faden zu befreien, indem sie denselben bald zu zerbeißen sich bemühten, bald sich an ihn hingen, um ihn so durch ihr Gewicht zu zerreißen. Das Publikum folgte dieser Scene mit großer Aufmerksamkeit, bis endlich ein theilnehmender Zuschauer, der die Fruchtlosigkeit des Bemühens der Thiere sah, sich eine Leiter bringen ließ, um mittelst dieser der Gefangenen zu Hülfe zu kommen. Und obgleich die Schwalben sonst scheu vor jeder Annäherung fliehen, so schien es doch, als ob in diesem Falle die Thiere die Absicht des sich ihnen Nähernden erkannten. Sie warteten ruhig die Befreiung ihrer Gefährtin ab und flogen erst mit dieser wieder in's Weite.

Auch Prof. A. Fée (Études philosophiques sur l'instinct et l'intelligence des animaux, 1853, S. 97) hat gesehen, wie eine am Dache des Instituts-Palastes in Paris durch einen Faden festgehaltene Schwalbe von ganzen Schaaren ihrer Kameraden besucht und schließlich durch Zerren und Zerbeißen des Fadens befreit wurde. — Frau Mathilde Baronin Lederer schreibt dem Verfasser aus Preßburg in Ungarn am 25. November 1875, daß in ihres Vaters Hause einst zwei Schwalben zum offnen Fenster hereinflogen und

lange an der Decke des Zimmers kreisten, bis eine derselben heftig am Plafond anstieß und zur Erde fiel, wobei sie, als sie sich wieder erhob, das Fenster bemerkte und hinausflog. Die andre Schwalbe kreiste weiter, bis sie, sehr ermüdet, bisweilen am Glockendraht ausruhte, ohne den Ausweg finden zu können. Aber etwa fünf Minuten später hörte man ein Zwitschern am Fenstergesims, und siehe da — die Gerettete war wieder erschienen und rief nun die Gefährtin, welche in Folge dessen den offnen Weg sah und ebenfalls hinausflog!

Die bekannte Erzählung, daß Schwalben mit vereinten Kräften Sperlinge, die ihre Nester usurpirt haben, entweder daraus verdrängen oder, wenn dieses nicht möglich ist, einmauern, ist mehrfach für ein Märchen erklärt worden. Um so bemerkenswerther dürfte eine Mittheilung desselben Herrn H. Kawall in Pussen, dessen Beobachtung über einen gemeinschaftlichen Nestbau der Schwalben soeben citirt wurde, vom 25. Juni 1876 sein. Derselbe erzählt, daß im Jahre 1875 ein Sperlingspaar sich eines an einer Ecke des Fensters seines Studirzimmers befindlichen verlassenen Schwalbennestes bemächtigt und während desselben, sowie auch während des folgenden Jahres Junge darin ausgebrütet habe. Am 5. Mai 1876 erschienen — ungewöhnlich früh — Schwalben, welche, vielleicht Abkömmlinge der Nestbauer, ihr elterliches Erbe den usurpirenden Insassen streitig zu machen suchten. Obgleich mehrere Schwalben gemeinschaftlich den Angriff machten, hielt der Spatz, von seiner Familie unterstützt, wacker aus, und da gleich darauf kalte, rauhe Witterung eintrat, zeigten sich die Schwalben fünf Tage lang nicht mehr. Am 10. Mai dagegen erneuerten sie ihren Angriff, und da auch dieser erfolglos blieb, erschienen sie am 11. Mai in größerer Anzahl und arbeiteten so lange, bis das Nest wankte und zu Boden fiel. Die bereits erwachsenen Glieder der Spatzen-Familie mußten ein anderweites Unterkommen suchen. Der Neubau der Schwalben ging anfangs langsam voran, bis am 20. Juni zwei Schwalbenpaare an beiden Ecken des Fensters bauten.

Was das Zumauern betrifft, so wurde demselben Herrn Beobachter von dem Förster Tusch in Pussen mitgetheilt, er habe bei seinem Bruder, dem Förster in Blieden, und mit diesem zu-

sammen gesehen, daß Schwalben, welche einen Sperling, der ihr Nest in Besitz genommen hatte, nicht daraus verdrängen konnten, sich in Mehrzahl zusammengethan hätten, um die Oeffnung des Nestes zu vermauern — wobei ein Paar Schwalben Wache hielten, um den Insassen am Wiederzerstören der Mauerung zu verhindern. Als die Schwalben sich entfernt hatten, machten die Beobachter sich daran, das Nest zu untersuchen und fanden in dem völlig verschlossenen Raum einen Sperling, der zwar noch lebte, aber wie betäubt und taumelig sich benahm!

Auch Perty (a. a. O., S. 87) führt eine im Jahre 1866 in Solothurn gemachte Beobachtung auf, nach welcher auf den Ruf der Eigenthümer des Nestes eine Menge von Schwalben herbeigeeilt seien, welche den darin sitzenden Sperling in wenigen Minuten einmauerten. Derselbe wäre verloren gewesen, wenn nicht Zuschauer ihm Luft gemacht hätten.

Von den Meerschwalben (Sternae) ist in gleicher Weise, wie von den Raben, beobachtet worden, daß sie sich unter einander kräftig unterstützen, und daß, wenn eine von ihnen von dem Blei des Jägers getroffen wurde, sie von allen andern umringt und nicht eher verlassen wird, als bis jede Aussicht auf Rettung geschwunden ist.

Von der Alpenschwalbe oder dem Alpensegler (Cypselus melba), welche sich wegen ihrer langen Flügel nicht oder nur sehr schwer von einem flachen Boden zu erheben vermag, wird versichert, daß einem am Boden liegenden Vogel ebenso, wie dem hülflos auf flacher Erde liegenden Mauersegler, dadurch aus der Noth geholfen werde, daß andere Vögel seiner Art pfeilschnell an den Verunglückten heranschießen, ihn vom Boden emporreißen und so wieder zum Fliegen bringen. (Bei Brehm, a. a. O. IV, S. 394.)

Weniger schön, als die genannten Vogel-Arten, benehmen sich leidenden Gefährten gegenüber die Papageien, da sie, wie manche Thiere überhaupt, eine tiefgehende Abneigung gegen Kranke, Krüppel oder Verwundete ihrer eignen oder einer fremden Art an den Tag legen und dieselben verjagen oder tödten — ein Benehmen, wobei die Empfindung des Mitleids durch die stärkere des Ekels oder Abscheus überwunden oder zum Stillschweigen gebracht wird. Da

übrigens auch gar manche wilde Völker die Gewohnheit haben, sich ihrer Kranken, Krüppel oder Greise auf gleiche Weise zu entledigen, so wollen wir vom humanen Standpunkte aus den sonst durch Kopf und Herz gleich ausgezeichneten Vögeln nicht allzu gram werden, und zwar um so weniger, als es auch an Beispielen ächten Samariterthums bei ihnen nicht fehlt. Besonders bemerkenswerth erscheint jenem Verhältniß gegenüber das Benehmen eines Amazonen-Papageis, über welchen Buxton (C. Buxton, Acclimatization of Parrots, in Annals and Magaz. of Nature Hist., Nov. 1868, S. 381) berichtet. Derselbe besaß einen Karolina-Sittich, welcher durch den strengen Frost des Jahres 1860 beide Beine verloren hatte. Des bemitleidenswerthen Vogels erbarmte sich ein Amazonen-Papagei, setzte sich an seine Seite, reinigte ihm die Federn und vertheidigte ihn gegen die Angriffe andrer, in demselben Garten befindlicher Papageien, welche ihn umzubringen drohten und schließlich auch wirklich tödteten. Der Gegensatz zwischen dem armseligen Krüppel und seinem von Gesundheit strotzenden, glänzenden Pfleger konnte nicht größer sein.

Welche kindliche Theilnahme übrigens Papageien an einander und an den Freuden ihrer Genossen zu nehmen im Stande sind, zeigt eine Mittheilung desselben Beobachters. Als ein Paar Kakadu's ein Nest in einem Akazienbaum bauten, „war es förmlich lächerlich, das extravagante Interesse zu beobachten, welches die andern Individuen derselben Species an diesem Geschäft nahmen". Sie zeigten auch eine unbändige Neugier und hatten offenbar „die Idee von Eigenthum und Besitz".

Daß Papageien unter Umständen sich auch gegenseitig in ähnlicher Weise zu helfen suchen, wie Raben und Krähen, zeigt eine von Bates (The Naturalist on the Amazonas) gemachte Beobachtung. Als er bei Ega am Amazonenstrom einen gelockten Arassari geschossen hatte und den verwundeten Vogel ergriff, erschien auf dessen Geschrei eine Masse anderer, ihn umflatternd und den Jäger anschreiend wie Furien.

Wie sich zwei Papageien einander Liebesdienste erweisen, wurde schon an der von Herrn Dr. Zipperlen mitgetheilten Beobachtung gezeigt. Einen ähnlichen Fall theilt Reclam (a. a. O., S. 286)

mit. Im Londoner Zoolog. Garten befand sich ein Kakadu mit einem kleinen grünen Papagei zusammen in einem Käfig. Alle Nüsse, welche der letztere von den Besuchern empfing und die er der Schwäche seines Schnabels wegen nicht zu öffnen vermochte, vertraute er den mächtigen Kinnladen seines Nachbars an, welcher dieselben leicht knackte und dann den Kern gewissenhaft mit dem Kleinen theilte.

Einen sehr heroischen Act versuchten Beistandes oder versuchter Befreiung von Seiten eines Hahns hat Herr J. Petz in Triest (Petz, Viezzoli u. Co.) mit Brief vom 30. Nov. 1875 dem Verfasser mitgetheilt. In einer entlegenen Straße der Stadt besaß eine Familie einen auffallend schönen, großen, reich befiederten Hahn, Namens Piero, der von fast allen Bewohnern der Straße theils wegen seiner Schönheit, theils als Beschützer seiner Hühner gekannt war. Als Herr P. eines Morgens von seinem Landhaus durch diese Straße nach der inneren Stadt ging, sah er eine Magd, welche einen Korb auf dem Kopfe und ein paar Hühner in der Hand trug. Bald neben, bald vor ihr lief der besagte Hahn in größter Aufregung, wobei er die Magd mit solcher Wuth angriff und ihr stete Bisse auf die Hand, in der sie die Hühner hielt, versetzte, daß das erschreckte Mädchen genöthigt gewesen wäre, die Hühner fahren zu lassen, wenn ihr nicht einige Knaben zu Hülfe gekommen wären und den frechen Angreifer verjagt hätten.

Eine sehr merkwürdige und einen hohen Grad von Gutherzigkeit verrathende Art der Hülfe oder des Beistandes zwischen Vögeln verschiedener Art ist ganz neuerdings bekannt geworden, indem Herr Adolf Ebeling (Aegyptisches Tagebuch) gelegentlich einer ägyptischen Reise bei seiner Ankunft in Kairo außer vielen andern Vogel-Bekannten aus Deutschland auch einer großen Menge von Bachstelzen begegnete, die sonst bekanntlich wegen ihres kurzen, stoßweisen Fluges das Meer nicht überschreiten, sondern während des Winters nur nach dem südlichen Europa flüchten. Auf sein während der Reise selbst an den Dragoman gerichtetes Befragen über den räthselhaften Punkt erklärte ein alter Beduine, Scheich Ibrahim, mit aller Bestimmtheit, daß diese kleinen Vögel von den großen über das Meer getragen würden, und daß dieses eine in

Aegypten ganz bekannte Sache sei, die daselbst jedes Kind wisse. Namentlich seien es Störche und Kraniche, die kleineren Sing-Vögeln diesen wichtigen Liebesdienst erwiesen. Auch der berühmte Afrika-Reisende Heuglin hält die Sache, wenn er sie auch nicht selbst gesehen hat, für möglich und wahrscheinlich, während der schwedische Reisende Hedenborg (nach einer Mittheilung von H. Petermann in seinen „Reisen im Orient") während eines Aufenthaltes auf der Insel Rhodus gesehen haben will, wie, wenn sich die Züge der wandernden Störche auf der Insel zum Ausruhen niederließen, kleine Vögel von ihrem Rücken aufgeflogen seien.

Die Veröffentlichung der Ebeling'schen Erzählung erweckte dem merkwürdigen Factum ebenso viele Bewunderer, wie Ungläubige. An sich hat die Sache weder den Anschein der Unmöglichkeit, noch der Unwahrscheinlichkeit, da es ja bekannt ist, daß viele junge Vögel, namentlich Wasservögel, ihren Eltern auf den Rücken steigen und sich von ihnen über das Wasser oder auch durch die Luft tragen lassen. So hat erst ganz kürzlich Herr Landwirth Karl Schütze in Titelshof bei Riesenburg in Westpreußen (Gartenl., 1879, S. 312) gesehen, wie eine wilde Ente nicht weniger als neun junge Entchen auf ihrem Rücken durch die Luft trug, und wie dabei eines herabfiel. Da sich die Ente nicht weit davon auf den Boden niederließ, konnte der Herr Beobachter hinzueilen und das Factum genau constatiren. Allerdings kommt hier das Familien-Verhältniß und die verhältnißmäßig leichtere Beschwerde in Betracht, während dort der Liebesdienst, welcher ganz fremden Vögeln auf einer so weiten Reise geleistet wird, ein ungleich größerer ist. Aber es ist ja leicht denkbar, daß die großen Vögel in der Erzeigung eines solchen Dienstes selbst ein gewisses Vergnügen finden, und daß die kleine Gesellschaft ihnen mehr Unterhaltung, als Beschwerde bereitet. Auch ist inzwischen der Bericht eines Augenzeugen, des Herrn Georg Falck in Friedberg in der Wetterau, bekannt geworden, der die Sache, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, außer Zweifel zu stellen scheint. Ende März d. J. (1879) beobachtete derselbe auf einer entlegenen Feldmark, welche Kranichen und Wildgänsen als bevorzugter Rast- und Sammelplatz dient, einen starken Zug Kraniche, der höchstens acht bis zehn Meter über seinem Kopfe langsam hin-

und herzog, und aus dessen Mitte sich deutlich eine ganze Anzahl von Lerchen-Stimmen hören ließ, ohne daß weit und breit eine Lerche zu sehen gewesen wäre. Die Lerchen konnten sich nur auf dem Rücken der Kraniche befinden, und eine Täuschung erklärt der Herr Erzähler für unmöglich. Konnte er doch gegen das Ende des Zuges mit Sicherheit die einzelnen Kraniche bezeichnen, von deren Rücken die Lerchenstimmen ertönten. Der aus einer Wachtelfänger- und Vogelsteller-Familie stammende Knecht desselben erklärte die Sache für etwas ihm längst Bekanntes und fügte hinzu: „Sie (die Kraniche) bringen die Lerchen und nehmen sie auch wieder mit.“

Ob also bei dieser merkwürdigen Art der Hülfeleistung die Hingebung nur einseitig ist, oder ob, wie gesagt, die großen Vögel sich für ihren großen Dienst durch die Unterhaltung und namentlich durch den Gesang der kleinen Vögel hinlänglich entschädigt finden, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber ist bei einem andern, dem eben geschilderten nicht unähnlichen Verhältniß verschiedener Thierarten der Freundschaftsdienst ein gegenseitiger und für beide Theile gleich vortheilhafter. Der Büffel-Weber (Textor erytrorhynchus), ein zur Classe der s. g. Weber-Vögel (Plocei) gehöriger, in Asien und Afrika einheimischer Vogel von acht bis neun Zoll Länge, ist ein steter Begleiter der Büffel oder Bisons, auf deren Rücken er sich niederläßt, um die das Thier quälenden Insecten in ähnlicher Weise wegzupicken, wie dieses unser Staar auf dem Rücken von Kühen und Schafen zu thun pflegt. Namentlich holt er sich die in die Haut eingebetteten Insecten-Maden, welche dem Thiere am meisten beschwerlich fallen, heraus, indem er die durch dieselben verursachten Beulen sehr geschickt aufpickt, erhascht aber auch im Fluge die das Thier umschwärmenden Insekten selbst. Der Liebesdienst, welcher hiermit dem Büffel geleistet wird, veranlaßt diesen, die befiederten Gäste ruhig auf sich zu dulden, so lästig sie ihm mitunter auch fallen mögen. Freilich hat er auch noch einen andern, wichtigeren Grund, um seinem geflügelten Begleiter dankbar zu sein. Sobald nämlich der auf erhabenem Standpunkte thronende Vogel ein Anzeichen von Gefahr entdeckt, fliegt er auf und verkündet dieses durch einen schwirrenden, dem Büffel wohl-

bekannten Laut, welcher diesen sofort veranlaßt, sich, von seinem treuen Anhänger begleitet, in Sicherheit zu bringen.

In gleicher Weise fanden afrikanische Reisende (Anderson, Cumming u. A.) auf dem Rücken der Nashörner, sowohl des Doppel-, wie des Stumpf-Nashorns, fast regelmäßig einen dienstwilligen Vogel, den s. g. Madenhacker, welcher den Riesen während des Tages treu begleitet und gewissenhaft Wächterdienste bei ihm verrichtet. Er nährt sich von dem Ungeziefer, von welchem die Thiere wimmeln, und hält sich deßwegen stets in ihrer unmittelbaren Nähe oder auf ihrem Leibe selbst auf. Diese stets wachsamen Vögel sind die besten Freunde des Nashorns und vereiteln oft die vorsichtigsten Anstrengungen des Jägers. Sie verfehlen selten, dasselbe, wenn Gefahr droht, aus dem tiefsten Schlafe aufzuwecken. Sogar während der ärgsten Hetze, und wenn die Kugeln in seinen Leib einschlagen, verlassen sie ihren Brodherrn nicht, sondern flattern höchstens einige Meter empor, um alsbald wieder ihren Platz auf dessen Rücken oder Seiten einzunehmen. Selbst getödtete Nashörner verlassen sie nicht sogleich, sondern bieten, ehe sie fortfliegen, Alles auf, um das, wie sie denken, schlafende Nährthier aufzuwecken.

Einen ebenso treuen Freund und Begleiter besitzt das Nilpferd in dem Regenvogel (Hyas aegyptiacus), welcher ohne Unterlaß Kerbthiere und Egel von dessen Fell wegpickt und zum Danke dafür, daß der plumpe Geselle dies duldet, durch sein Geschrei denselben vor Gefahr warnt. In der That geht derselbe in das Wasser, wenn der Vogel durch irgend welche Erscheinung besonders aufgeregt wird.

Daß sich Thiere derselben Art, welche gesellig leben, einander auf bestimmte und oft den höchsten Grad der Vorsicht bekundende Weise vor Gefahr warnen und zu schützen suchen, ist bekannt, und es wird davon bei Besprechung der Sociabilitäts-Verhältnisse der Thiere des Näheren die Rede sein.

Ueber die Art und Weise, wie sich Affen einander Hülfe und Beistand leisten, hat Brehm einige interessante Mittheilungen gemacht. Daß sich dieselben durch gegenseitiges Absuchen des Ungeziefers einen für Thiere höchst wichtigen Liebesdienst erweisen,

haben wahrscheinlich die meisten unsrer Leser aus eigner Beobachtung ersehen, während nur Solche, welche die Thiere im wilden Zustande beoabachten, wissen, daß sie sich auch gegenseitig von den Kletten, Dornen und Mimosen-Stacheln befreien, welche nicht selten bei einer eiligen Flucht durch Gestrüpp oder Wald tief in ihre Haut eindringen oder in ihrem Pelz hängen bleiben. Diese Reinigung wird in höchst sorgfältiger Weise vorgenommen. Der eine Affe legt sich der Länge nach auf einen Ast, der andre setzt sich neben ihn und durchsucht ihm das Fell auf das Gewissenhafteste und Gründlichste. Wie nothwendig dieses ist, geht daraus hervor, daß manche Dornen so tief eindringen, daß sie mit aller Macht nicht ausgezogen werden können. Brehm schoß eine Meerkatze, der ein Mimosendorn die ganze Hand durchbohrt hatte. Noch wichtiger sind die Dienste, welche sich die (mit Ausnahme des Gorilla) an sich nicht sehr widerstandsfähigen Affen im Kampfe gegen mächtige Feinde einander leisten. Als Brehm eines Tages in den Urwäldern jagte, hörte er plötzlich das Rauschen eines gehäubten Habichts-Adlers (Spizaëtos occipitalis), eines der kühnsten Räuber seiner Heimath, über sich und sogleich darauf ein fürchterliches Affengeschrei. Der Vogel hatte sich auf einen noch sehr jungen, aber doch schon selbstständigen Affen (Meerkatze oder Cercopithecus) geworfen, um denselben wegzutragen. Aber der von dem Vogel erfaßte Affe klammerte sich mit Händen und Füßen so fest an den Ast, auf dem er gesessen hatte, daß ihn jener nicht wegreißen konnte, und schrie dabei Zeter. Augenblicklich entstand ein gewaltiger Aufruhr unter der Heerde, und im Nu war der Adler von vielleicht zehn starken Affen umringt, welche ihn von allen Seiten packten und so zurichteten, daß er sein Opfer fahren lassen mußte und selbst nur mit Mühe zu entkommen vermochte.

Eine ähnliche Scene erlebte Brehm bei einer Jagd auf Hamadryas-Affen oder Mantelpaviane (Cynocephalus Hamadryas). Eine Heerde dieser bissigen und unerschrockenen Thiere war im Begriff, auf der Flucht vor Jägern und Hunden ein schmales Thal zu überschreiten und auf den jenseitigen Höhen Schutz zu suchen. Als die durch den Widerstand der alten Thiere Anfangs erschreckten Hunde von Frischem anstürmten, befanden sich nur noch wenige

Affen in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein etwa halbjähriges Junge. Es kreischte laut auf, flüchtete auf einen Felsblock und wurde hier von den Hunden gestellt. Da erschien mit Einemmale vom jenseitigen Thalrande eines der stärksten Männchen, ging stolz und würdevoll, ohne auf die Jäger zu achten und ohne sich zu beeilen, den Hunden entgegen, blitzte ihnen stechende Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie den muthigen Retter mit seinem Schützling ruhig ziehen ließen. Auch die Jäger fühlten sich so von dem Schauspiel ergriffen, daß sie nicht zu schießen das Herz hatten. Perty (a. a. O., S. 577) erzählt, daß, als Tavernier im Wagen des englischen Präsidenten in Indien reiste und auf Verlangen desselben aus einer Schaar Affen rings auf den Bäumen ein Weibchen mit einem Jungen herunterschoß, die übrigen, etwa sechzig an der Zahl, wüthend von den Bäumen herunterkamen, auf die Kutsche kletterten und nur mit Mühe von der Dienerschaft zurückgeschlagen werden konnten. Auch soll man nach ihm öfter gesehen haben, wie Affen ihren verwundeten Kameraden das hervorquellende Blut durch Auflegen von Blättern, Händen u. s. w. zu stillen suchten.

Aber nicht bloß ihre lebenden, sondern auch ihre todten Gefährten suchen die Affen zu schützen, oder dem Verfolger zu entreißen. Capitän Johnson (bei Brehm, a. a. O., I, S. 132) hatte einen Bunder (Macacus Rhesus) geschossen. Das Thier blieb auf dem Baume sitzen und suchte das hervorquellende Blut durch Auflegen beider Hände zum Stocken zu bringen. Dieser Anblick erschütterte den Jäger so, daß er den Platz verließ. Bald darnach kam der Reitknecht und theilte mit, daß der verwundete Affe zwar inzwischen verendet sei, daß aber seine Gefährten ihn augenblicklich aufgenommen und fortgetragen hätten, man wisse nicht, wohin. Ganz dasselbe hat Göring (bei Brehm, II, S. 459) von Viscachas (Logostomus trichodactylus) beobachtet. Er schoß die Thiere aus geringer Entfernung und tödtete sie augenblicklich, doch ehe er noch zur Stelle kam, waren die Leichname von den Gefährten nach dem Innern der Baue geschleppt worden. Eine

Alte, welche Göring mit sammt ihrem Kinde getroffen, aber nicht getödtet hatte, vertheidigte ihr betäubt daliegendes Junge mit aller Kraft gegen den Jäger. Auch der Dachs hat soviel Mitgefühl für verwundete Gefährten', daß er sie vor dem Jäger zu retten sucht. Ein Förster im Dienste des Grafen von Schlitz schoß einen Dachs, welcher winselnd und klagend vor der Röhre liegen blieb. Aber ehe noch der glückliche Schütze herbeikommen konnte, hatte ein Gefährte den Verwundeten gepackt und hinab in die Röhre gezogen. Von dem Walroß theilt Reclam (a. a. O., S. 337) mit, daß die Thiere ihr Leben einsetzen, um Gatten oder Gefährten zu vertheidigen, während ihr Benehmen im Uebrigen ein höchst friedfertiges ist. „Wenn Eines der Thiere angegriffen wird, so tauchen andere unter das Boot, um dasselbe umzuwerfen, andere schwingen sich auf das Harpunenseil, an welchem ihr Genosse hängt, und bemühen sich, es zu zerreißen, während noch andere mit den Zähnen das Instrument aus dem Körper des verwundeten Gefährten zu ziehen suchen. Keiner verläßt ihn, sondern Jeder sucht ihn bis zum letzten Augenblick auf das Muthvollste zu befreien." Ganz gleiche Beobachtungen hat Steller an der Seekuh (Rhytina Stelleri) gemacht. Ist eines von den Thieren angehauen, so sind alle anderen darauf bedacht, dasselbe zu retten. „Einige suchten durch einen geschlossenen Kreis den verwundeten Kameraden vom Ufer abzuhalten, andere versuchten die Jolle umzuwerfen; einige legten sich auf die Seite oder suchten die Harpune aus dem Leibe zu schlagen, welches ihnen auch verschiedene Male gelang." Nach Scammon's Erfahrungen (bei Brehm, III, S. 722) bethätigen die Weibchen der Potwale (Catodon macrocephalus) hingebende Anhänglichkeit an einander, sammeln sich, wenn eines von ihnen angegriffen wird, um das betreffende Boot und verweilen in der Regel geraume Zeit bei ihrem sterbenden Gefährten, obwohl auch ihnen unter solchen Umständen sicheres Verderben droht.

Selbst von Eidechsen will man Derartiges gesehen haben. Reclam (a. a. O., S. 340) führt aus „Kiesewetter's Tagebuch" an, daß der Reisende Kiesewetter auf den sandigen Kirgisensteppen einen Knaben gesehen habe, der sich mit der Eidechsen-Jagd belustigte und mit einem Stäbchen in den Sand bohrte, an den-

jenigen Stellen, wo er wußte, daß Eidechsen unter demselben verborgen seien. In der Regel floh das berührte Thier schnell und bohrte sich wieder an einer andern Stelle in den Sand ein. Aber Eines der Thierchen beobachtete ein verschiedenes Verhalten. Anstatt zu entfliehen, lief es der Gefahr entgegen und tauchte an einer bestimmten Stelle in den Sand, um einem daselbst verborgenen Gefährten ein Zeichen der Warnung zu geben, worauf beide gemeinschaftlich entflohen.

Die meisten und interessantesten Beobachtungen über Nächstenliebe der Thiere hat man selbstverständlich an Hausthieren gemacht, insbesondere an den treuen Freunden und Begleitern des Menschen, Hund und Katze. Der Hund namentlich zeigt nicht bloß die innigste Theilnahme für Seinesgleichen, sondern er tritt auch als Helfer, Beistand und Lebensretter für andre Thiere, sowie auch für Menschen auf. Daß er z. B. ganz in ähnlicher Weise, wie die geschilderten Katzen-Pflegemütter, sich junger Vögel, welche sein Mitleid erregen, anzunehmen im Stande, zeigt das Beispiel jenes kleinen Haushundes eines Danziger Bäckermeisters, welcher ein piependes Küchlein, das man der Mutter weggenommen und in die Nähe des Ofens gebettet hatte, auf sein eignes, in einer Ecke des Zimmers befindliches Ruhekissen trug und daselbst bettete, wohl weil er, und vielleicht nicht mit Unrecht, das Piepen des Thierchens für ein Zeichen des Unbehagens genommen hatte. Als aber trotzdem das Piepen nicht aufhörte, wußte er sich nicht weiter zu helfen und zog es vor, durch ängstliches Bellen menschliche Hülfe herbeizurufen. Im Anschluß hieran mag hier eine dem ähnliche, sehr hübsche Beobachtung mitgetheilt werden, welche Herr Dr. Trappe jun. in Chartowo bei Posen dem Verfasser mit Brief vom 25. Jan. 1876 mitgetheilt hat. Kaum ausgekommene Küchlein wurden, da die Henne noch nicht alle Eier ausgebrütet hatte, ihr weggenommen und auf dem Hausflur in eine sonnige Ecke gesetzt Nach einiger Zeit hatte sich der Stand der Sonne geändert, und die im Schatten liegenden Thierchen fingen an zu frieren und zu piepsen. Ein in der Nähe auf einer Decke liegender Stubenhund, welcher seiner Zeit von einer Katze aufgesäugt worden war, beobachtete dieses ein Weilchen, worauf er behutsam mit dem Maule ein Hühnchen nach

dem andern ergriff und weiter in die Sonne setzte. Die in der anstoßenden Küche weilende Mutter des Erzählers hat den ganzen merkwürdigen Vorgang mit angesehen. Derselbe Herr hatte Gelegenheit, einen sehr klugen Hirtenhund zu beobachten, der, während sein Herr, der Schäfer schlief, die Kühe sehr gut bewachte und, sobald er den Guts-Herrn von ferne kommen sah, den faulen Schläfer alsbald weckte, so daß derselbe, obgleich man bestimmt wußte, daß er geschlafen hatte, doch nie zur Bestrafung gezogen werden konnte.

Der Liebesdienste, welche sich Hunde unter einander erweisen, gibt es, abgesehen von den bereits mitgetheilten, gar viele und verschiedene. Watson (a. a. O., S. 134 nach Jesse, „Gleanings etc.“ und „Anectodes of Dogs“) erzählt von einem Hunde, welcher das gebrochene Bein eines Kameraden unterstützte; von andren, welche ihre Kameraden von der Kette oder aus dem Stalle befreiten; von einem Neufundländer Hund, welcher, als in Plymouth bei großer Hitze wegen Befürchtung der Tollwuth alle in der Straße frei umherlaufenden Hunde aufgegriffen und eingesperrt wurden, zuerst den Strick durchnagte, der ihn selbst festhielt und dann ebenso mit den Stricken seiner nach Freiheit heulenden Gefährten verfuhr, bis der Wärter eintrat und das Vergehen entdeckte, u. s. w. Herr E. Haussius in Dolzowo (Rosdrazewo, Kreis Krotoschin) besaß, wie er dem Verfasser schreibt, einen großen, weißen Hühnerhund, welcher eine seltne Fertigkeit besaß, sämmtliche Thüren im Haus zu öffnen und welcher einem kleinen Affenpinscher und einem Dachshund, die den Platz am Ofen mit ihm theilten, stets ein treuer Helfer in der Noth war. Wollten die Hunde hinaus, so winselte der Pinscher leise, während der Dachshund einmal anschlug. Sofort kam er herbei und öffnete ihnen die Thür. Hatte er einmal keine Lust oder schlief zu fest, so gingen sie zu ihm hin und strichen ihm leise mit der Pfote über das Gesicht, worauf er ihrem Verlangen willfahrte. Er sprang an der Thüre in die Höhe, legte die rechte oder linke Pfote an die Einfassung und schlug mit der andern auf die Klinke. Thüren mit Schließhaken öffnete er mit der Nase, indem er von unten nach aufwärts fuhr. — Herr E. Mechling in Schwetzingen (laut Brief an den Verfasser vom 18. Nov. 1875) führte zwei schwarze Pudel zum Baden in einem mit Steinquadern ummauerten

Bassin und ließ sie einen Stock aus dem Wasser apportiren. Nachdem sie sich darum gebalgt hatten, schwamm der Besiegte an's Land, während der Sieger mit dem Stock im Maule sich vergeblich bemühte, über die Steinquadern heraufzukommen. Kaum sah dieses der andre, als er sich sofort wieder in das Wasser stürzte, den Gefährten im Genick packte und ihm aus dem Wasser half. Noch großmüthiger als dieser Pudel benahm sich ein Neufundländer Hund, von welchem J. Franklin berichtet. Er war in steten Balgereien mit einem gewöhnlichen Hunde begriffen. Als bei einer dieser Balgereien beide zusammen in das Meer fielen, rettete sich der Neufundländer schnell durch Schwimmen. Als er aber am Lande war und sah, wie sein Gegner vergeblich mit den Wogen rang, sprang er wieder in das Wasser und rettete denselben. Von dieser Zeit an wurden beide Hunde die besten Freunde und balgten nie mehr mit einander!! Besser verbürgt, als diese übrigens in keiner Weise unglaubwürdige Erzählung, ist ein von Herrn Gutsbesitzer Wegerle in Nordheim (Kreis Bensheim) beobachteter und dem Verfasser mit Brief vom 15. Nov. 1875 mitgetheilter Vorfall. Bei einer Jagd nach Enten und Bekassinen auf überschwemmten Wiesen der Rheinebene warf man einen jungen Hund, der das Wasser scheute und am Ufer zurückblieb, wenn die Jäger durch das Wasser wateten, um ihm diese Scheu abzugewöhnen, in die durch starke Regengüsse zu einem kleinen Flusse angeschwollne Weschnitz. Unglücklicherweise fiel der Hund grade an einer Stelle in das Wasser, wo sich hinter einem Brückenpfeiler ein s. g. „Wirbel" gebildet hatte. Sofort fing der Hund, als sein Körper wieder an die Oberfläche kam, an, sich mit dem Wirbel im Kreise zu drehen, und war unvermögend, sich aus dieser fatalen Situation zu befreien, da sein Körper stets senkrecht im Wasser stand. Man hielt von Seiten der Jäger den Hund für verloren und wollte, da man ihm des hohen Wassers wegen nicht beispringen konnte, seinen Leiden durch einen Schuß ein Ende machen, als man plötzlich den Hund des Schwagers des Erzählers, einen ausgezeichneten Wasserhund Namens Feldmann, auf den unglücklichen Collegen zuschwimmen sah. Als er bei ihm angekommen war, packte er das Todesopfer fest bei dem Behang, machte einen kräftigen Ruck, wodurch der

arme „Fasko“ aus der senkrechten in eine horizontale Lage gebracht wurde, und schwamm mit ihm dem Ufer zu. Zeugen des Vorfalls waren die Herren Gutsbesitzer Wenz (jetzt verstorben), der Schwager des Erzählers, Herr S. Glaser, ein weiterer Schwager und jetziger Bürgermeister Schönfeld von Wendelsheim in Rheinhessen. „Daß wir,“ so fügt der Herr Briefschreiber hinzu, „durch Feldmanns edle That Alle gerührt waren, braucht wohl nicht versichert zu werden, und sein Andenken reicht über sein Grab; denn als er den Weg alles Fleisches gegangen war, erbat ich mir sein Fell, welches als Fußdecke noch heute vor meinem Bette liegt; und ich glaube, daß kein Tag vergeht, wo mich der Anblick desselben nicht an diese Begebenheit erinnert.“

Etwas ganz Aehnliches hat Herr Gutsbesitzer Gustav Hesselbarth in Espenbusch erlebt und dem Verfasser am 29. Nov. 1875 brieflich mitgetheilt. Als derselbe am Ende der vierziger Jahre als Gerbereibesitzer in Berlichheim (?) unmittelbar an dem dort belegenen großen Stadtsee wohnte, saß er an einem schönen Wintertage mit einem Freunde (Dr. Müller) an einem Fenster, von welchem aus man den ganzen See übersehen konnte, während sein Hofhund „Packan“ unten vor dem Wohnhause auf einem nach dem See hin offnen Hofe schlafend lag. Der See war zugefroren, nur unmittelbar vor dem Hause war Tags vorher eine s. g. „Luhme“ zum Einweichen der Häute gehauen worden, welche sich über Nacht mit einer ganz leichten Eiskruste, auf welche Schnee gefallen war, bedeckt hatte. Nun sahen die Freunde, wie ein kleiner fremder Hund diese Kruste betrat und, nachdem er eingebrochen war, vergebliche Versuche machte, aus dem Wasser zu kommen, da er an den Rändern des Eises jedesmal wieder abrutschte. Er fing nun an zu klagen, und eben wollte Herr H. hinausgehen, um das arme Thier aus seiner fatalen Lage zu befreien, als Packan, durch das Klagen des Verunglückten aus seinem Schlafe aufgestört, aufspringend hinzueilte, den kleinen Hund im Genicke packte und auf das Trockne brachte. Nachdem er diese Heldenthat verrichtet, ging er ruhig, als ob nichts Besonderes geschehen wäre, auf seinen alten Platz und fuhr fort zu schlafen.“ „Bemerken will ich noch,“ fügt

Herr H. hinzu, „daß Packan als junger Hund selbst eingebrochen war und von meinen Leuten aus dem Wasser geholt wurde.“

Eine noch drastischere und beinahe dramatisches Interesse beanspruchende Hunde-Lebensrettungs-Geschichte theilt Herr von Tarade in seiner Schrift über Hunde-Erziehung nach der Erzählung des Herrn Leonce Guine aus Paris mit (bei Menault, a. a. O., S. 303). „Zwei Knaben zwischen zwölf und fünfzehn Jahren warfen in der Nähe der Straße de la Grande-Arche einen armen, alten, blinden und halbverhungerten Hund in die Seine, um ihn zu ersäufen, und warfen obendrein, um ihren Zweck besser zu erreichen, mit Steinen nach dem armen Thiere. Das traurige Schauspiel hatte eine Anzahl Zuschauer herbeigezogen, welche eben, als Herr Guine das Fenster schließen wollte, um nicht mehr Zeuge der empörenden Handlung sein zu müssen, in lebhafte, mit Händeklatschen verbundene Beifallsrufe ausbrachen. Was war geschehen? Herrn Guine's Hund Vaillant war plötzlich auf dem Schauplatz als Retter erschienen und hatte sich in die Fluthen gestürzt. Als er den armen Verurtheilten erreicht hatte, kehrte er ihm sein Hintertheil in solcher Weise zu, daß sich derselbe in seinen langen Haaren festklammern konnte, und erreichte mit ihm schwimmend das Ufer. Die Knaben, welche auf ihr Vorhaben nicht verzichteten, wollten den braven Retter mit Stockschlägen verjagen, aber er wies ihnen mit solcher Energie die Zähne, daß sie davon abließen. Nun überhäuften ihn die Zuschauer dergestalt mit Lobsprüchen und Liebkosungen, daß sein Herr fürchtete, es möge etwas passiren, und ihn zu sich rief. Aber zum Erstenmale in seinem Leben verweigerte Vaillant den Gehorsam, weil er den von ihm Geretteten nicht der Gnade seiner Mörder überlassen wollte. Erst als man den letztern auf Veranlassung seines Herrn nach seiner eignen Hütte brachte, kehrte er von dem Schauplatz seiner schönen That zurück, um seinem Gaste die Ehren des Hauses zu erweisen.

Fr. Annette von Thielmann in Petersburg ging eines Tages, wie sie dem Verfasser am 9. Dec. 1875 schrieb, in Gesellschaft eines größeren und eines kleineren Hundes am Rande eines tiefgegrabenen Teiches, dessen Ränder mit Steinen gepflastert waren, spazieren. Der kleine Köter, muthwillig umherrennend, war im Nu

vom Ufer in das Wasser gestürzt, und es war ihm unmöglich, an den steilen Rändern empor wieder auf das Trockne zu kommen. Die Dame rief vergeblich nach Hülfe, und schon hatte sie die Hoffnung, den Hund zu retten, aufgegeben, als der größere Hund Drougéok, so als ob er seine Herrin verstanden hätte, plötzlich einen Sprung vom Ufer in das Wasser machte, aber so gewandt, daß seine Hinterfüße sich fest zwischen die Pflastersteine einkrallten. Mit den Vorderfüßen das Wasser streifend packte er mit den Zähnen den Verunglückten, zog ihn empor und warf ihn an's Land.

Zahlreich und oft beschrieben sind die Thaten der Hunde als Lebensretter von Menschen, bald durch directe Dazwischenkunft, bald durch indirectes Eingreifen, wie Aufwecken schlafender Menschen bei Feuers- oder sonstiger Gefahr, Bewachung Verunglückter, Herbeirufen menschlicher Hülfe bei irgend einem Unglücksfall u. dgl.; doch mag hier, da die Sache bei Besprechung der Liebe der Thiere zu Menschen nochmals Erwähnung zu finden haben wird, nur eine Beobachtung mitgetheilt werden, welche der Verfasser der Güte des evangelischen Pfarrers, Herrn Kotchy in Wald in Steyermark verdankt, und welche bei dem kleinen, vierbeinigen Helden des Dramas ebensoviel Herzensgüte, wie kluge Vorsicht und Ueberlegung erkennen läßt. Herr K. besaß (laut Schreiben vom 26. Nov. 1875) gleichzeitig ein 16 Monate altes Söhnchen und einen ungefähr ein Jahr alten kleinen Pinscher, welche Beiden stets beisammen zu sein pflegten. Eines Nachmittags waren die Zwei zusammen allein im Vorhaus, während Herr K. in seinem Zimmer sich befand. Plötzlich hörte er, wie der Hund heftig an die Thüre sprang, kratzte und winselte. Dann sprang er nach der Treppe, eilte einige Stufen hinauf, kam schnell wieder zurück und winselte und kratzte, wie vorher, immer heftiger an der Thür. Als nun Herr K. dem Thiere folgte, fand er, daß das Kind unternommen hatte, die Stiege aufwärts zu klimmen, und bereits auf der siebenten Stufe sich befand. Der Hund eilte sofort, als er den Herrn kommen sah, dem Kinde nach und stellte sich hinter dasselbe so, als ob er es halten und vor einem Falle beschützen wolle. Blick und Miene desselben sprachen sehr lebhaft den Gedanken aus: Eile, eile, wenn du dein Kind der Gefahr entreißen willst! Und wie groß waren erst seine Freude und die Zeichen

seiner Befriedigung, als er sein Werk gelungen sah! „Ich denke," fügt der Herr Erzähler hinzu, „noch immer mit Rührung und mit einer gewissen Bewunderung an diesen Fall."

Wenn Hunde als Lebensretter bei Menschen oder bei ihresgleichen auftreten, so thun sie dasselbe auch bei andern Thieren, sogar bei solchen, von denen sie, wie man annimmt, eine angeborne Feindschaft trennt. Ein ungenannter Berichterstatter erzählt, wie er gesehen habe, daß ein junger Metzgerhund, welcher auf offner Landstraße mit einer ihm befreundeten Katze zu spielen pflegte, dieselbe, als ein Wagen daherkam und die auf dem Rücken liegende und ganz in ihr Spiel verlorne Freundin denselben nicht sah und hörte, nachdem er sie vergeblich durch ängstliche Geberden zu sich zu locken versucht hatte, im letzten Augenblicke und mit eigner Lebensgefahr mit den Zähnen erfaßte und dem sichren Verderben entriß. Den umgekehrten Fall der Lebensrettung eines Hundes durch eine Katze mit Befreiung desselben aus einer entsetzlichen Lage hat Herr Dr. Eduard Krüger, Arzt in Waldheim bei Tukum in Kurland beobachtet und dem Verfasser mit Brief vom 20. Dec. 1875 als „Selbsterlebtes" mitgetheilt. Ein kleiner Hund lebte mit einer Hauskatze im besten Einvernehmen, und Beide hatten ihre Schlafstelle in der Küche. Nun hatte der Hund die Gewohnheit, des Nachts in den — ad hoc — offen gelassenen Bratofen des Heerdes zu kriechen, wenn es ihm in der Küche zu kalt wurde. Dieses ging sehr schön, bis eine neue und zum Unglück harthörige Köchin in das Haus kam, die eines Morgens, den Schlafgenoß im Brat-Ofen nicht vermuthend, die Thüre schloß und Feuer anmachte. Bald fängt der Hund an zu winseln und zu klagen, ohne von der Harthörigen bemerkt zu werden. Da kommt das Kätzchen heran, springt gegen die geschlossene Ofenthüre, miaut, springt die Köchin an und wieder an die Thür und treibt es so auffallend, daß die Köchin schließlich sich veranlaßt sieht, ihrem Herrn von dem Benehmen des Thieres Meldung zu machen. Jetzt wird die Ofenthür geöffnet und der bereits etwas angesengte Hund aus seinem heißen Gefängniß entlassen. „Wer," fügt Herr K. hinzu, „möchte wohl in diesem Falle ernstlich leugnen, daß entschiedene Ueberlegung

das kleine Katzenhirn zu diesem lebenrettenden Freundschaftsdienste getrieben hat?"

Aehnliches hat man von Katzen auch andern Thieren gegenüber beobachtet, und zwar merkwürdigerweise grade mit solchen Geschöpfen, welche die Mordlust dieser Thiere sonst in besonders hohem Grade rege zu machen pflegen, wie Mäuse, kleine Vögel, junge Hasen u. s. w. So beobachtete Giebel (Naturgeschichte des Thierreichs, I, S. 143), daß sein schöner Kater, Peter genannt, eine weiße Bachstelze, welche der genannte Naturforscher in seinem Zimmer hielt, wiederholt, wenn sie auf den Hof lief, in der Schnauze zurückbrachte, natürlich ohne ihr ein Leids anzuthun — und erzählt, daß ihm ein Fall bekannt sei, wo eine Katzenmutter über ihr Kind herfiel, als es den Canarienvogel im Fenster ergriff, und dann dasselbe mit Ohrfeigen bestrafte. Brehm (a. a. O., I, S. 425) erzählt, daß in seinem Heimathsdorfe die Katze eines Vogelfreundes zur größten Freude ihres Herrn diesem ein seit mehreren Tagen schmerzlich vermißtes Rothkehlchen einfing und zurückbrachte; und ferner, daß eine Katze einen eng mit ihr befreundeten Canarienvogel plötzlich ergriff und knurrend und brummend ein Pult mit ihm erkletterte, aus keinem andern Grunde, als weil in demselben Augenblicke eine fremde Katze in das Zimmer gekommen war und sie für das Leben ihres Lieblings fürchtete. Fast ganz das Gleiche that die Katze eines in Darmstadt wohlbekannten Vogelzüchters, welche, als eine fremde Katze in das Vogelzimmer gerieth und Miene machte, einen der Vögel zu fassen, wie wüthend auf dieselbe losstürzte und sie aus dem Hause biß. Aus Wien schreibt dem Verfasser Herr Friedrich Pronetto (?), Redacteur der „Morgenpost", am 17. Mai 1876: Vor Jahren kam ich in das Haus einer Familie, welche den Sommer in Währing bei Wien zuzubringen pflegte, und welche eine Katze und einen frei im Zimmer umherfliegenden Canarienvogel besaß. Bereits zwei Jahre lang hatten sich die Thiere gut vertragen, als plötzlich eines Abends die Katze im Beisein der Herrin mit gewaltigen Sätzen auf den Vogel lossprang und sich desselben bemächtigte. Erschreckt rief die Dame den Namen der Katze, welche alsbald herbeikam und den ganz unversehrten Vogel der Herrin übergab. Eben sollte der=

selben eine derbe Lection ertheilt werden, als der Blick der Herrin auf die funkelnden Augen einer fremden Katze fiel, welche sich durch die halb offne Thür vom Garten in das Zimmer geschlichen und den Vogel bedroht hatte! Der Vorgang war damit zu Gunsten der sorglichen Hauskatze erklärt. Herr Oberlieutenant a. D. E. Moter in Hamburg (laut Schreiben an den Verfasser vom 27. Nov. 1875) hat in einer Wirthschaft in Altona eine Katze und einen Canarienvogel aus Einem Napfe fressen sehen, und theilt den Fall einer Wittwe mit, welche eine Katze und einen Canarienvogel besaß und eines Tages, als sie in das offen gelassene Zimmer zurückkehrte, zu ihrem Erstaunen ihre Katze mit dem Vogel im Maule von Stuhl zu Stuhl springen sah. Eben wollte sie ihr die vermeintliche Beute abjagen, als sie bemerkte, daß die Nachbarkatze in das Zimmer geschlichen war, vor welcher die eigne Katze den geliebten Vogel hatte retten wollen.

Eine vollkommen gleiche Beobachtung von Katze und Canarienvogel führt Watson (a. a. O., S. 250) nach Mrs. Lee's „Anectodes of Animals“, pag. 245, auf.

Derselbe Autor theilt nach einer im Magazine of Natural History enthaltenen und nach obengenannter Quelle wiedererzählten Beobachtung die Geschichte eines in Dorngestrüpp verwickelten und dem Erstickungstode nahen Lammes mit, dessen Mutter vergebliche Versuche zu seiner Befreiung gemacht hatte. Als sie sah, daß alle ihre Bemühungen vergeblich waren, rannte sie mit lautem Wehklagen nach der nahen Schafheerde und kehrte alsbald in Begleitung eines starken Widders zurück, welcher sich sofort an das Werk machte und mit seinen mächtigen Hörnern das Dorngestrüpp so auseinanderräumte, daß das Lamm frei wurde.

Die Besprechung der zahlreichen Fälle, in denen sich Thiere, weniger von Mitleid als mehr von Interesse getrieben, bald zu Zweien, bald zu Mehreren für Erreichung gewisser gemeinsamer Zwecke, wie Jagd, Erbeutung von Nahrung, Schutz vor Gefahr, Vertheidigung u. s. w. verbünden und einander helfend unterstützen, mag der Erörterung der Sociabilitäts- oder Geselligkeits-Verhältnisse der Thiere vorbehalten bleiben; dagegen muß hier noch einer Anzahl von Beobachtungen gedacht werden, welche weniger auf Sorge, Hülfe

oder Beistand für Andre gerichtet sind, sondern nur das Vorhandensein und die Regungen eines von Nebenrücksichten freien Mitleids, Mitgefühls oder Erbarmens für Andre bekunden. Und zwar erstreckt sich dieses Mitgefühl nicht bloß auf Thiere der eignen Art, sondern ebenso oft auf ganz davon verschiedene; es erstreckt sich auch bei an den Menschen gewöhnten Thieren auf diesen letzteren selbst. Daß sogar in der Seele der wildesten Raubthiere die Regung augenblicklichen Mitleids selbst Hunger und Mordgier zu überwinden im Stande ist, zeigen jene nicht selten beobachteten Fälle, wo solche gefangenen Räuber kleinere, für ihre Nahrung bestimmte Thiere schonten und sogar ihrer innigen Freundschaft würdigten. So hielt Freiherr von Seyffertitz (angeführt bei Brehm, Leben der Vögel, S. 128) einen Steinadler im Käfig, welcher mit lebenden und todten Thieren gefüttert wurde. Einst warf der Wärter dem Adler einen frisch gefangenen Bussard zur Speise vor. Dieser sah sein Opfer mit todtdrohenden Blicken an, sträubte sein Gefieder, richtete sich stolz und kampflustig auf, schrie und schien im Begriff, sich auf seinen schwachen Gegner zu stürzen. Mit wahrer Todesangst hatte das Auge des Bussards die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung verfolgt; jetzt schrie er laut und wehmüthig auf und sah traurig zu dem Gewaltigen empor. Der Adler blieb lange Zeit in seiner Stellung; plötzlich aber schien das Mitleiden über die Mordgier zu siegen. Kurz, er ließ den Bussard nicht nur leben, sondern wurde ihm sogar später ein wahrer Freund, welcher Speise und Trank bereitwillig mit ihm theilte. Nach längerem Beisammensein beider Thiere gelang es dem Bussard zu entfliehen, worauf der Adler so betrübt wurde, daß er jede Speise verschmähte und seine Traurigkeit erst wieder verlor, als man ihm seinen inzwischen wieder eingefangenen Kameraden zurückgebracht hatte. In derselben Weise schloß ein von Behrends (bei Brehm, Thierleben, IV, S. 719) gefangen gehaltener Wespen-Bussard (Pernis apivorus) mit einer ihm beigesellten Taube, statt ihr ein Leid zu thun, die innigste Freundschaft und litt sogar, daß sie nach ihm hackte. Zwei Geieradler, welche Brehm in Gefangenschaft hielt, erlaubten einer Dohle, die man zu ihnen gesteckt hatte, anstatt sie abzuwürgen, ähnliche Freiheiten. Auch von gefangenen Löwen hat

man bekanntlich öfter beobachtet, daß sie lebende Thiere, die man ihnen zum Fraße vorwarf, namentlich junge Hunde, schonten und innige Freundschaft mit ihnen schlossen. Wenn solche und ähnliche Fälle allerdings mehr unter das Capitel der Großmuth oder des Edelsinns zu rechnen sein dürften, so kann es wiederum nichts Andres, als reines Mitleid oder Mitgefühl gewesen sein, welches jenen von Dr. Bodinus („Zoolog. Garten", 1862, S. 31) beobachteten Fisch=Reiher bewog, einen weißen Storch, mit welchem er bisher in erbittertster Feindschaft gelebt hatte, plötzlich mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit zu behandeln, nachdem er gewahr geworden war, daß sein Feind durch Einzwängen des Kopfes in ein enges Gitter mit Einemmale das Augenlicht verloren hatte. Einige Stunden, nachdem der bereits Erblindete noch einmal einen heftigen Angriff von Seiten seines von dem Ereigniß noch nicht unterrichteten Feindes zu bestehen gehabt hatte und nur durch Intervention des Herrn B. gerettet worden war, sah man den Reiher friedlich neben dem Storch stehen und ihm auf jede Weise behülflich sein. Hatte der Storch seine Nahrung in einem mit Wasser gefüllten Eimer erhalten, so beobachtete der Gefährte die größte Zurückhaltung und begann ängstlich zu schreien, wenn sich Jemand, ohne Futter zu bringen, dem Storch näherte. Mit hängenden Flügeln entfernte er sich alsdann, um, sobald der Storch wieder allein dastand, schnell wieder zu ihm zu eilen und ihn, freudig krächzende Töne ausstoßend, zu umkreisen. Als man sich endlich genöthigt sah, den armen Blinden zu tödten, bezeugte der Reiher die größte Trauer, mied sorgfältig den Platz, wo er sonst an der Seite des Blinden gestanden hatte, und suchte eine entfernte Ecke des Gartens auf, um seinem Kummer nachzuhängen.

Reines Mitgefühl in Verbindung mit Gattenliebe war es auch, wenn ein Staar=Männchen, über welches W. Wulff, Ehrenmitglied des Hamburger und Dresdener Thierschutz=Vereins (a. a. O., S. 37) berichtet, und dessen Weibchen von einem um seine Kirschen=Ernte besorgten Thierfeinde durch einen Schuß tödtlich verletzt worden war, das ihm von sorglicher Hand bereitete Brutkästchen verließ, sich in einen Heckenwinkel zu seinem sterbenden Genossen

gesellte und dort einige Zeit darnach todt, aber unverletzt gefunden wurde.

Auch folgender, sehr interessanter Vorfall muß hierher gerechnet werden, wenn Friedensliebe und Friedensstiftung als dem Mitgefühl oder der Nächstenliebe entspringend oder aus denselben hervorgehend angesehen werden. Herr Landwirth Ed. Arnold in Freiburg a. d. U. stand (laut Brief an den Verfasser vom 14. Nov. 1875) auf seinem Hofe, das verschiedene Federvieh beobachtend, das eben gefüttert worden war. Zwei Hühner wurden uneinig und hackten auf einander ein. Eine Ente stand nicht weit davon und fing an, nach den Hühnern zu schnattern. Als die Hühner fortkämpften, wurde die Ente immer heftiger und trat den Kämpfenden näher, indem sie auf dieselben in ihrer Sprache zu zanken schien. Endlich, als auch dieses fruchtlos blieb, ging dieselbe zwischen den Kämpfenden mehrmals hin und zurück durch, bis dieselben genöthigt waren, den Kampf abzubrechen. Nun schien die Ente beruhigt. Aber als die Hühner den Kampf an einer andern Stelle wieder von Neuem begannen, eilte die Ente wieder hinzu, um ihr Friedensstifter-Geschäft abermals auszuführen, worauf die Hühner auseinandergingen und den Kampf gänzlich aufgaben. „Den Thatbestand", setzt der Herr Briefschreiber hinzu, „kann ich verbürgen, wenn ich es auch bereits vor vielleicht zwei Jahren erlebt habe". Diese Ente war also von demselben Gefühl des Widerwillens gegen Zank und Streit beseelt, wie die bereits erwähnte Katze der Frau von Holleben.

Sehr merkwürdig und vom reinsten Gefühl des Mitleids eingegeben war auch das Betragen eines Pferdes, über welches Herr von Froideville in Wartenburg in Ostpreußen dem Verfasser am 16. April 1875 berichtet hat. Im Jahre 1823 machte derselbe im Dienst einen Ritt von Maxhaven nach Gravenhorst, Reg.-Bez. Münster. Er hatte einen Pudel mitgenommen, der trotz Abmahnung dem Gelüste nicht widerstehen konnte, eine Heerde Gänse zu jagen, die auf dem Felde weidete. Alles Rufen und Pfeifen half nichts — das Vergnügen, die Gänse nach allen Windrichtungen auseinander stäuben zu sehen, überwog den Gehorsam. Als er endlich zurückkehrte, saß Herr von F. ab und ließ den Ungehor-

samen die derbe Arbeit der Reitpeitsche empfinden. Mit dieser Arbeit beschäftigt, fühlte er sich plötzlich von hinten angefaßt und zurückgezogen. Er sah sich um und fand, daß sein Pferd ihn beim Kragen gepackt und zurückgezogen hatte, um die Strafvollstreckung an dem Pudel aufzuhalten. Das Pferd hatte ihm übrigens dabei nicht wehe gethan, ließ ihn auch sogleich wieder los, nachdem es die Intervention mit Erfolg durchgeführt hatte.

Uebrigens steht der merkwürdige Fall nicht vereinzelt da. So berichtete die Stargarder Zeitung im Jahre 1876 von verbürgter Seite aus Wangerin folgenden Vorfall:

„Dort mißhandelte kürzlich vor der Thüre eines Gasthofes der Inspector eines benachbarten Gutes aus irgend einer geringfügigen Ursache sein Pferd unbarmherzig mit Peitschenhieben. Dieses bemerkte der große Haushund des Gasthofs; nach einer Weile mochte ihm die Mißhandlung des Pferdes doch zu arg werden, er schleicht sich unbemerkt nahe heran bis an den unvernünftigen Inspector, beißt diesen tief in die Wade hinein, daß ihm Hören und Sehen verging, und begiebt sich dann wieder eben so ruhig auf seinen vorherigen Platz zurück.“

Auch bei Perty (a. a. O., S. 60) findet sich die Mittheilung eines hierher gehörigen Falles. Der Wasenmeister Bühler von Aeschi am Thunersee hatte immer eine Koppel Hunde in der Fütterung, die er oft sehr schonungslos behandelte. Auf einer Heimfahrt von Thun 1870 schlug er einen seiner kleinen Hunde heftig, worauf ein größerer auf ihn stürzte und ihn trotz seiner und seines Weibes Gegenwehr durch wiederholte Angriffe so verwundete, daß er drei Tage darauf starb.

Das Mitgefühl der genannten Hausthiere Hund und Pferd gegen Ihresgleichen sowohl, wie gegen andre Thiere und gegen Menschen mag auch noch aus folgenden Beispielen erhellen:

Herr Eduard Herold in Bayreuth schreibt dem Verfasser am 17. December 1875: „In Nürnberg lebte ich bei einem Onkel, welcher zwei Pferde (Schimmel) besaß. Dem Einen wurde wegen Erkrankung vorne an der Brust ein Haarseil gezogen, dasselbe mit einem schurzartig herabhängenden Leder bedeckt und das Pferd selbst, damit es nicht nach der Stelle hinlecken sollte, so befestigt,

daß es den Kopf nicht abwärts bewegen konnte. Das gesunde, neben dem kranken stehende Pferd sah nun den Bemühungen des letzteren, diese Hindernisse zu bewältigen, lange zu; als es aber bemerkte, daß dieselben vergeblich seien, streckte es plötzlich seinen Kopf über die Scheide- oder Stallstange herüber, schob das oben erwähnte Leder über Seite und leckte dem Gefährten die schmerzende Wunde. „Ich war“, schreibt der Herr Erzähler, „im Stalle zugegen und beobachtete den Vorfall mit dem größten Interesse.“

Frau M. von B. in Petersburg (laut Brief vom 31. Dec. 1875 an den Verfasser) besaß einen Neufundländer Hund, Namens Sultan, der sich ebensowohl durch Klugheit, wie durch Gutmüthigkeit auszeichnete. Als man eines Tages (die Familie wohnte damals in der Krimm) in Begleitung aller Hunde einen Spaziergang in die Berge machte, wurde ein junger Hund, ein Sohn Sultans, bald müde und gab dieses durch Winseln, Zurückbleiben und Niederlegen zu erkennen. Man war in Verlegenheit, was man mit ihm anfangen solle; da verschwand er plötzlich in Begleitung Sultans. Nach ungefähr einer Stunde kam Sultan zurück, athemlos, aber, wie es schien, sehr befriedigt. Bei der Nachhausekunft erfuhr man, daß Sultan seinen Jungen nach Hause gebracht hatte und dann wieder umgekehrt war.

Aus Untertürkheim bei Stuttgart schreibt dem Verfasser Herr G. Ankhelm am 24. November 1875 Folgendes. Als derselbe in den dreißiger Jahren in Ohio in Nordamerika mit seinem Bruder auf einer Farm lebte, fand er eines Morgens auf dem Fütterungsplatz ein ihnen gehöriges Eberschwein mit einer großen Wunde zwischen Brust und Bauch, aus der bei jedem Athemzuge Blut hervorströmte, am Boden liegend. Es war so schwach, daß es sich nicht von der Stelle bewegen konnte, und neben ihm lag ein den Brüdern gehöriger großer Jagdhund, welcher den ganzen großen, aus Pferden, Rindern, Schweinen und Schafen bestehenden Viehstand so lange von dem kranken Thiere abhielt, bis Nachmittags zwei Uhr der Bruder nach Hause kam und demselben einen Verband anlegte. — Drei Jahre später erlebte derselbe Herr in dem Städtchen Lafayette, daß derselbe Hund das alte Pferd eines Nachbars, das zwar gesund, aber so steif war, daß es nach dem Niederlegen

nicht mehr aufstehen konnte, jedesmal, so oft dieses geschah, bewachte und so lange gegen Menschen und Vieh beschützte, bis man es wieder auf die Beine gestellt hatte. Dabei war der Hund sonst durchaus nicht sehr gemüthlicher Natur, sondern ein Raufbold erster Größe, und entwickelte beim Schweine-Einfangen mehr Blutdurst, als seinem Herrn lieb war.

Darwin (a. a. O., I, S. 65) hat gesehen, wie ein Hund bei einem seiner größten Freunde, einer Katze, welche krank in einem Korbe lag, niemals vorüberging, ohne sie ein paar Mal mit der Zunge zu belecken. Auch weist er darauf hin, daß kein Hund ruhig bleibt, wenn man seinen Herrn oder seine Herrin schlägt, sondern sein Möglichstes thun wird, um sie, je nach Umständen, zu schützen oder zu trösten. Er sah, wie Jemand eine Bewegung machte, als wolle er eine Dame schlagen, die einen sehr furchtsamen kleinen Hund auf dem Schooß hatte. Das kleine Geschöpf sprang sofort auf und davon. Als aber das vermeintliche Schlagen vorüber war, war es rührend zu sehen, wie das Thierchen unablässig seiner Herrin Gesicht leckte und sie zu trösten suchte.

Herr F. Moll in Worms besaß, wie er dem Verfasser schreibt, einen schottischen Terrier-Hund, Namens Triton, der seinen Kindern überaus zugethan war. Wenn er dieselben (Buben von 4—5 Jahren) auf der Straße begleitete und ein Fuhrwerk herankommen hörte, so ruhte er nicht eher, als bis er sie auf das Trottoir gedrängt hatte, wo er so lange vor ihnen stehen blieb, bis der Wagen vorüber war. Als er die Kinder eines Tages (zum ersten Male) auf das Eis begleitete und dieselben auf dem glatten Boden zu glitschen anfingen, gerieth er förmlich in Verzweiflung und beruhigte sich erst, als es ihm gelungen war, zwischen die beiden Kinder springend, beide zugleich an den Kleidchen zu erfassen und so lange im Gleichgewicht zu halten, bis ein Zuschauer, herzlich lachend, zur Ablösung kommen konnte.

Nöthiger als dieser Schutz war derjenige, welchen ein Pferd einem Kinde am 20. Juli 1874 in der Nähe von Saarbrücken angedeihen ließ, als es mit einem einspännigen Wagen einen ziemlich steilen, sandigen Feldweg herabkam, in dessen Mitte mehrere kleine Kinder spielten. Bei Annäherung des Wagens, dessen Führer

aus irgend einem Grunde zurückgeblieben war, wichen die Kinder aus, bis auf eines von zwei Jahren, welches, die ihm drohende Gefahr nicht kennend, ruhig im Sande weiter spielte. Was geschah? Das Pferd, unmittelbar vor dem bedrohten Kinde angelangt, hielt stille, wartete einige Augenblicke ab, offenbar voraussetzend, daß das Kind sich von selbst entfernen werde, ergriff endlich, als dieses nicht geschah, das bedrohte Geschöpfchen vorsichtig mit den Zähnen an seinem Kleidchen und legte es zur Seite in eine den Weg begrenzende Hecke, etwas unsanft zwar in Pferdemanier, so daß das Kind von den Dornen einige Schürfungen davontrug, aber sonst ganz unverletzt, worauf das kluge Thier seinen Weg fortsetzte. Die Thatsache ist, wie der Berichterstatter, Herr K. Kiefer im „Zoolog. Garten", 1874, S. 355, schreibt, verbürgt; die Mutter des Kindes sah sie vom Fenster des am Wege liegenden Hauses aus zu, als sie, von dem Geschrei der Kinder aufgeschreckt, herbeieilen wollte, aber nicht mehr Zeit fand, selbst Hülfe zu leisten. Sie ist übrigens um so glaublicher, als es eine bekannte Thatsache ist, daß Reitpferde ihre herabgefallenen Reiter nicht mit den Hufen zu treten, sondern in möglichst schonender oder vorsichtiger Weise neben oder über ihnen stehen zu bleiben pflegen. Auch Wagenpferde, welche an den Verkehr in sehr belebten Straßen gewöhnt sind, bleiben in der Regel stehen, wenn Menschen vor ihnen niederfallen — vorausgesetzt, daß der Gang des Wagens nicht zu rasch ist.

Hunde, welche sich bekanntlich in der Regel sehr gut auf die Mienen, Bewegungen oder Worte ihrer Herren oder Herrinnen verstehen, sind auch im Stande, deren Seelenleiden zu erkennen und mitzuempfinden. Frau Emma Knackfuhs in Ehrenbreitstein schreibt dem Verfasser am 6. Dec. 1875, daß man einst in ihrer Familie eine arme, kleine, von ihrem Besitzer dem Ertrinkungs-Tode im Rhein bestimmte, aber zufällig gerettete Hündin phlegmatisch-melancholischen Temperaments, Namens Finette, aufgenommen habe, welche im Bewußtsein, daß sie nur geduldet wurde, sich so wenig wie möglich bemerkbar zu machen suchte und namentlich, nachdem sie einmal wegen eines geschwollenen Gesichts von der muthwilligen Kinderschaar tüchtig ausgelacht worden war, eine große Schwäche oder Empfindlichkeit dem Spotte oder Auslachen gegenüber

an den Tag legte. Trotzdem war das arme, verschüchterte Thier eine scharfe Beobachterin der Menschen-Physiognomie, und als eines Tages die zweite Schwester der Erzählerin einen starken seelischen Schmerz erlitten hatte und ihren schmerzlichen Empfindungen hingegeben allein im Zimmer saß, fühlte sie plötzlich, wie ihr Arm leise und zaghaft berührt wurde. Erschreckt fuhr sie auf, da sie sich allein geglaubt, und sah Finette vor sich stehen, welche sie mit traurigem und theilnehmendem Blicke ansah. Zugleich legte das Thier, das sonst niemals gewagt hatte, Jemanden mit Beweisen von Anhänglichkeit oder Zärtlichkeit zu behelligen, seinen Kopf schmeichelnd auf das Knie der Dame und schien so ernstlich bemüht, ihr seine Theilnahme zu bezeugen, daß dieselbe bis heute von dem Eindrucke spricht, den das Benehmen des armen verachteten Thieres damals auf sie gemacht hatte. Finette selbst aber nahm von diesem Tage an eine andre Stellung in der Familie ein, als vorher.

Daß sogar in der Seele des verachteten Schweines das Gefühl des Mitleides mächtig werden und selbst die Oberhand über ursprüngliche Antipathie gewinnen kann, lehrt eine von Herrn J. C. Kühtmann in Bremen dem Verfasser am 26. Jan. 1876 mit dem Bemerken, daß er sich für die Wahrheit des Vorgangs in allen seinen Theilen verbürge, gemachte Mittheilung. Ein naher, auf dem Lande lebender Verwandter des Erzählers besaß ein schwarzes und ein weißes Ferkel. Das weiße war größer und kräftiger, als das schwarze und im höchsten Grade unverträglich gegen seinen Stall-Collegen, so zwar, daß es beim Fressen nicht allein ihm Nichts gönnte und immer um sich schnaufte, sondern auch bei jeder Gelegenheit ihm einen Puff zu versetzen suchte. Dieses feindliche Benehmen dauerte indeß nur so lange, als der schwarze Genosse munter und gesund war; denn von dem Augenblicke an, als letzterer eines Tages an einem Sonnenstich erkrankte, änderte das weiße Thier plötzlich sein Verhalten, indem es von Stund' an, so zu sagen, die Liebenswürdigkeit gegen den leidenden Collegen selbst war und ihm auf jede Weise seine Freundschaft zu bezeugen suchte. So drängte es denselben sanft zum Troge und schob ihm die besten Bissen mit dem Rüssel hin — freilich ohne Erfolg, da das Ferkel schon zu krank war, um noch fressen zu können. Als aber der

Thierarzt erschien und das kranke Ferkel anfassen wollte, drängte sich das gesunde mit aller Kraft dazwischen und wollte die Berührung in dem Glauben, daß dem Kranken etwas Uurechtes geschehen solle, nicht dulden, so daß nichts Anderes übrig blieb, als den übereifrigen Freund für einige Zeit aus dem Stalle zu entfernen. Als nach ein paar Tagen das kranke Thier gestorben war, suchte sein weißer Genosse es durch Anstoßen mit dem Rüssel wieder zum Leben zurückzubringen; und als dieses nicht gelang, war seine Betrübniß so groß, daß er weder fressen noch saufen wollte, wie er denn überhaupt gar nicht mehr an den bisherigen gemeinschaftlichen Trog ging. Erst nach mehreren Tagen, und nachdem man den Trog mit einem andern Gefäß vertauscht hatte, gelang es, das Thier wieder zum Fressen zu bringen.

Eine ganz eigenthümliche Art des Mitgefühls legte ein Affe an den Tag, über welchen Herr Rechtsanwalt Karl Müller in Apolda im „Zoolog. Garten", 1861, S. 185, in einem Briefe an den Herausgeber berichtet. Ein in Apolda wohnender Oekonom besaß einen Affen, welcher sich nur im Kuhstalle, ohne alle Bekleidung, auf einem angenagelten Brett an einer Kette befestigt, stets wohl befand, da die gleichmäßige Wärme des Kuhstalls den Affen erfahrungsgemäß wohl bekömmt. Zuweilen wurde er der Kette entledigt; dann sprang er von einer Kuh auf die andre, legte sich der Länge nach auf den Rücken der Kühe und trieb allerhand Possen. Das Melkgeschäft beobachtete er sehr aufmerksam und versuchte oft am Euter zu saufen. Am meisten wurde er aber erregt, als er eines Tages zum ersten Mal dem Kalben einer Kuh zusah; während des ganzen Actes schrie er so, als ob er selbst die schwerste Niederkunft zu bestehen hätte; und nach der Geburt des Kalbes untersuchte er nicht nur dieses, sondern er untersuchte dann auch auf eine sehr sorgfältige und höchst komische Weise die andern Kühe. Der Affe war ein castrirtes Männchen und ist später an den Herzog von Coburg käuflich übergegangen.

Ein weiteres, recht hübsches Beispiel von Mitgefühl des Affen, in diesem Fall einem Repräsentanten des eignen Geschlechts gegenüber an den Tag gelegt, erzählt ein Herr Romanes in dem „Journal of Mental science", in der Juli-Nummer des Jahres 1872. In

dem Londoner Zoologischen Garten befanden sich in demselben Käfig zwei Babuins (mantellose Paviane) und dicht daneben in einer andern Abtheilung ein Hundskopf-Affe (Cynocephalus). Einer der Babuins wollte dem letzteren eine Nuß stehlen, aber derselbe ergriff den Arm des Diebes und brachte ihm eine starke Bißwunde bei. Der Verwundete zog sich in die Mitte seines Käfigs zurück, indem er heulte und seinen leidenden Arm gegen die Brust preßte. Alsbald näherte sich ihm sein Gefährte und nahm ihn, indem er in seine Stimme einen Ausdruck des Mitleids legte, in seine Arme — genau wie eine Mutter, welche ihr Kind in ähnlicher Lage in die Arme nimmt. Unter der Wirkung seiner Liebkosungen wurde der Kranke zusehends ruhiger, seine Klagen minderten sich, und die Art, wie er seinen Kopf an die Brust seines Freundes legte, drückte seine Sympathie oder Zuneigung so deutlich wie möglich aus.

Hier war es also nicht allein das Mitleid, sondern zugleich das werthvolle Gefühl der gegenseitigen Liebe oder Freundschaft, welches die beiden Thiere so innig miteinander verband. Auch die Freundschaft, wenigstens diejenige, welche nicht auf Gemeinsamkeit der Interessen, sondern auf gegenseitiger uneigennütziger und herzlicher Zuneigung oder auf persönlicher Liebe beruht, wird in der Regel mit Unrecht als eine Prärogative des menschlichen Geschlechts angesehen, und sie wird neben der Liebe der Geschlechter als eins der tiefsten und edelsten Gefühle der Menschenbrust betrachtet und poetisch verherrlicht. Hat ihr doch unser großer, von edler Begeisterung getragener Dichter Schiller einige seiner schönsten Strophen gewidmet!

„Stünd' im All' der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsgesteine,
Und umarmend küßt' ich sie —
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.
Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang."

Wenn wir den großen National-Dichter richtig verstanden haben, so will er mit den letzten Worten sagen, daß das Gefühl oder der göttliche Drang der Freundschaft nicht auf unser Geschlecht beschränkt sei, sondern daß es mit aufwärts steigender Vervollkommnung die ganze Stufenfolge fühlender oder empfindender Wesen durchdringe. Wie richtig diese hier wohl nur aus poetischer Ahnung hervorgegangene Anschauung ist, wird dem verehrten Leser aus dem Folgenden hinlänglich klar werden. Ja, es scheint nach den vorliegenden Erfahrungen, als ob gerade das schöne Gefühl der Freundschaft in Verbindung mit persönlicher Neigung oder Abneigung oder das Bedürfniß liebenden Umgangs mit gleichgestimmten Wesen in der Seele des Thieres eine ganz besonders hervorragende Rolle spiele; wenigstens fehlt es nicht an zahlreichen und gut verbürgten Beispielen einer so innigen und aufopfernden Liebe und Anhänglichkeit einzelner Thiere an einander, wie sie stärker und inniger kaum bei dem Menschen gedacht werden kann. Und zwar finden sich solche Beispiele nicht bloß zwischen Thieren derselben Art und Gattung, sondern auch zwischen solchen ganz getrennter und durchaus verschiedener Abtheilungen, wie z. B. zwischen Vögeln und Säugethieren, zwischen letzteren und Kriechthieren, zwischen Weichthieren und Krustenthieren u. s. w.; oder zwischen Thieren, welche die Natur sonst auf gegenseitige Furcht oder Feindschaft angewiesen hat, wie Fuchs und Ente, Hund und Katze, Hund und Reh, Katze und Maus, Marder und Taube u. s. w.; oder endlich gar zwischen solchen Thieren, bei denen das Mißverhältniß der körperlichen Größe oder der ganzen Lebensweise ein Freundschafts-Verhältniß kaum denkbar erscheinen läßt, wie z. B. Kranich und Stier, Elefant und Hund, Pferd und Marder, Katze und Klapperschlange u. s. w. Daß solche rein persönliche und jeder Regel spottende Neigungen nicht auf Rechnung des Instinkts gesetzt werden können, sondern vielmehr Allem, was man von dem Einfluß des Instinkts zu erwarten hätte, schnurstracks zuwiderlaufen, braucht wohl kaum gesagt zu werden; sie zeigen deutlich, daß der seelische Drang oder Trieb der Freundschaft oder individuellen Zuneigung in allen Thier-Gemüthern in mehr oder minder hohem Grade ebenso vorhanden ist, wie in demjenigen des Menschen, und daß derselbe seine Befriedigung überall da sucht

oder nimmt, wo er gerade eine Gelegenheit dafür findet, unabhängig von den durch Geburt, Geschlecht oder Art gezogenen Regeln. Mehr oder weniger findet dieses auch seine Anwendung auf die Freundschaften der Thiere mit den Menschen, welche mitunter einen Charakter der Liebe und Zärtlichkeit annehmen, wie er kaum stärker oder ausgeprägter zwischen Menschen und Menschen gedacht werden kann. Zwar ist Scheitlin (a. a. O., II, S. 316) der Meinung, daß eine eigentliche Freundschaft zwischen Thier und Mensch, des Abstandes wegen, so wenig stattfinden könne, wie zwischen Mensch und Gott. Idem velle und idem nolle (Gleiches wollen und Gleiches nicht wollen), sei Freundschaft, und dafür müsse man auch Gleiches denken können.

Abgesehen von dem Hinkenden des sehr gewagten Vergleichs wird bekanntlich der Abstand zwischen Mensch und Thier heutzutage nicht mehr für so groß gehalten, wie zur Zeit Scheitlin's und wenn die Gesetze des Denkens durch die ganze Welt des Lebendigen die gleichen sind, so müssen es wohl auch diejenigen des Fühlens sein. Warum sollte also Freundschaft nicht möglich sein zwischen Wesen, welche nach denselben Gesetzen denken und empfinden, wenn auch der Grad der Ausbildung der Denk- und Empfindungsfähigkeit bei beiden sehr verschieden groß ist! Daß Thiere aus Gram oder Kummer über den Verlust eines geliebten Wesens sterben können, ist bereits an mehreren Beispielen nachgewiesen worden; und es werden deren noch weit schlagendere bei Besprechung der Liebe der Thiere zu dem Menschen beigebracht werden. Nun kann Nichts natürlicher erscheinen, als daß eine so hochgradige Liebe und Anhänglichkeit auch Gegenliebe weckt; und wo die Liebe nicht offenbar mit geschlechtlichen oder Familien-Beziehungen im Zusammenhange steht, nennt man sie Freundschaft. Daher ist auch Freundschaft ohne gegenseitige Liebe oder ein Gefühl des Gefallens aneinander nicht wohl denkbar, und sie mag wohl ihren höchsten Grad dort erreichen, wo entweder langjährige Gewohnheit oder eine Gemeinsamkeit der Interessen, Strebungen oder Gedanken-Richtungen mit im Spiele ist. Alle diese Voraussetzungen treffen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, auch bei dem Verhältniß von Mensch und Thier ein. Wenn sich z. B. ein Verhältniß der Freundschaft

herausbildet zwischen einem blinden Bettler und dem Hunde, der ihn leitet, so mögen Gewohnheit und Gemeinsamkeit der Interessen die Hauptrolle spielen. Wenn dagegen ein Hund auf dem Grabe seines Herrn stirbt oder ein Pferd seinen verwundeten oder todten Reiter nicht verläßt, so kann es nur das Gefühl ächter Liebe und Treue sein, welches solchem Benehmen zu Grunde liegt. Doch mag der Gegenstand hier nicht weiter verfolgt werden, da er, wie gesagt, noch einmal an andrer Stelle erörtert und mit Beispielen belegt werden wird. Jedenfalls ist soviel gewiß, daß der Abstand zwischen dem Menschen und solchen ihm nahe stehenden Thieren, welchen er seine Freundschaft widmet, nicht so groß ist, wie derjenige zwischen einzelnen Thieren verschiedenster Art, von denen, wie bereits angedeutet, das Bestehen der intimsten Freundschaftsbeziehungen bekannt geworden ist. So spricht W. Wundt (a. a. O., II, S. 191) von der innigen Freundschaft eines Pudels mit einer Gans; Schmarda (a. a. O., S. 232) erzählt von Freundschaften zwischen Hund und Pferd, Hund und Affe, Hund und Pekari, Hund und Seehund, Hund und Fischotter, Hund und Hühnern, Enten, Gänsen, Amseln u. s. w.; Perty (a. a. O., S. 82) führt einzelne Beispiele an von Freundschaften zwischen Hund und Ente, Hund und Rabe, welche letzteren beiden sogar gemeinschaftlich und mit gegenseitiger Unterstützung der Jagd oblagen; ferner zwischen Stier und Hirschkuh, Hund und Schwein, Bullen und Pferd, u. s. w.

Einen der auffallendsten Fälle dieser Art erzählt Freiherr von Seyffertitz (bei Brehm, Leben der Vögel, S. 115) von einem von ihm gehaltenen zahmen Kranich, welcher, nachdem er sein Weibchen verloren und dasselbe eine Zeit lang in der Einsamkeit betrauert hatte, ein inniges Freundschafts-Verhältniß mit einem Bullen des Gutes schloß und demselben bald auf der Weide, bald im Stalle Gesellschaft leistete. „Im Stalle steht er ehrerbietig und ganz aufgerichtet neben ihm, wehrt ihm die Fliegen ab, antwortet, wenn er brüllt, und gibt sich alle Mühe, ihn zu besänftigen, wenn er in Zorn geräth. Wenn der Bulle unter dem andern Vieh auf dem Hofe ist, spielt er förmlich seinen Adjutanten, geht gewöhnlich zwei Schritte hinter ihm her, tanzt oft um ihn herum, macht ihm Verbeugungen und benimmt sich so drollig, daß es ohne Lachen

nicht anzusehen ist. Des Nachmittags zieht er mit ihm und der ganzen Heerde, oft eine halbe Stunde weit, auf die Weide, und kehrt Abends wieder mit ihm zurück. Gewöhnlich geht er dann einige Schritte hinter oder ganz nahe neben ihm her, kommt plötzlich hervor, läuft wohl zwanzig Schritte voran, kehrt um und verbeugt sich so lange vor seinem Freunde, bis dieser wieder mit ihm zusammengekommen ist. So geht es unter dem lauten Gelächter der Dorfbewohner durch den ganzen Ort bis auf den Hof, wo er dann unter vielen Verbeugungen und Gunstbezeugungen sich von seinem werthen Genossen verabschiedet."

Merkwürdiger Weise war der Bulle unter allen Thieren des Gutes das einzige, das sich solcher Auszeichnung von Seiten des Kranichs zu erfreuen hatte, während er sich gegen alle andern gleich hochfahrend und herrschsüchtig benahm. Er hatte sich nach und nach eine förmliche Oberherrschaft auf dem Gute erzwungen und hielt mit äußerster Strenge Zucht und Ordnung. Bei der Viehheerde vertrat er die Stelle eines Hirtenhundes, und unter dem Hausgeflügel duldete er keinen Streit. Bei der geringsten Fehde stellte er sich als Schiedsrichter ein und ertheilte Strafen nach Gebühr. Pferde, Ochsen, Kühe bekamen derbe Hiebe mit dem Schnabel; Enten und Hühner wurden schonender als Gänse und Truthühner behandelt. Alles gehorchte willig seinen Befehlen; nur die letztgenannten Hühner widersetzten sich bisweilen und zwar mit Erfolg, wenn sie vereint handelten, aber ohne Erfolg, wenn sie einzeln kämpften. Pferde vor einem Wagen bewachte er, indem er sich vor sie hinstellte und sie, sobald sie unruhig wurden, auf die Nase hieb. Ganz besonders aber faßte er die Füllen in das Auge und bestrafte sie, wenn sie zu muthwillig wurden. Ochsen und Kühe hielt er im Hofe und auf der Weide in Ordnung, theils mit Hülfe des Schnabels, theils mit Hülfe seiner starken Stimme, und trieb zurückgebliebenes Vieh der Heerde nach. Er hatte sich überhaupt so viele Geschäfte aufgeladen, daß er den ganzen Tag vollauf zu thun hatte. Eines Tages wollte er zwei Ochsen, welche in den Garten eingebrochen waren, aus demselben hinausjagen. Aber diese widersetzten sich und suchten ihn mit ihren Hörnern zu fassen. Er aber wich geschickt aus und ertheilte so kräftige Schnabelhiebe, daß sich

die Vierbeiner schließlich genöthigt sahen, das Feld zu räumen. Gegen Menschen, und namentlich gegen die Herrschaft, benahm sich der merkwürdige Vogel dagegen sehr zuvorkommend und liebenswürdig, auch folgsam. Namentlich Frauen gegenüber betrug er sich überaus artig und ließ sich sogar Beleidigungen von ihnen gefallen, während er sonst in dieser Beziehung sehr empfindlich war und einigemal energisch sich zu rächen suchte. Andrerseits zeigte er sich nie undankbar Denjenigen gegenüber, welche ihm Gutes erzeigt hatten, und verzieh sogar näheren Bekannten gegenüber Kränkungen, die er von Fremden nicht geduldet haben würde.

Eine diesem merkwürdigen Verhältniß nicht unähnliche Freundschaft zwischen einem Affen und einem Raben hat Herr Ober-Ingenieur Julius Müllern in Przemysl in Galizien beobachtet und im „Zoologischen Garten" (1873, S. 33) beschrieben. Nach dem Tode der Mutter des Herrn Berichterstatters, an welcher der kleine Kapuziner-Affe mit äußerster Liebe gehangen, und welche er auf das Tiefste und so sehr betrauert hatte, daß er sogar längere Zeit hindurch die Nahrung verweigerte, schloß derselbe innige Freundschaft mit einem alten, im Hause befindlichen Raben und erwies ihm alle möglichen Liebesdienste. „Es ist komisch anzusehen," sagt Herr Müllern, „wie der Affe seinem alten grauen Freunde die er- erhaltenen und von ihm aufgeknackten Nüsse hinhält, wie dieser sie zerpickt und beide brüderlich die kleinen Theile gemeinschaftlich verzehren. Keine Spur des allbekannten Affengeizes ist hier zu sehen. Was der Rabe erwischt, trägt er hüpfend zu seinem Freunde. Der Affe sucht ihm fleißig alles Ungeziefer aus dem Gefieder, krabbelt ihm überall herum, und der Rabe hält alle Stellen mit ruhigem Bewußtsein, daß sein Freund aufmerksam sucht, hin. Selbst die Füße des Raben werden sorgfältigst von allen daran klebenden Kleinigkeiten gereinigt. — — Zum Schluß sitzt Onkel Peter (der Rabe) im Schooße des Affen, von diesem gehalten, und endlich schlummern beide sehr oft ein." Erscheint bisweilen ein großer Bernhardiner-Hund, welcher der Schrecken der Affenfamilie ist, so fährt der Rabe, nachdem er vorher durch heiseres Rufen die Ankunft des gefürchteten Feindes gemeldet hat, blitzschnell auf ihn los,

setzt sich auf seinen Rücken und hackt so lange auf ihn ein, bis der Herr ihn wieder aus dem Zimmer entfernt hat.

Ueberhaupt scheinen die klugen Raben das Bedürfniß liebenden oder unterhaltenden Umgangs besonders stark zu empfinden und sind daher in der Gefangenschaft sehr zum freundschaftlichen Anschluß an andre Thiere geneigt, insbesondere an Hunde, denen sie allerhand Freundschaftsdienste zu erweisen suchen, indem sie ihnen das Ungezieser absuchen, Futter zutragen u. s. w. Dies verhindert indessen nicht, daß sie oft auf Höfen, wo Geflügel und andres Vieh gehalten wird, sich in ähnlicher Weise, wie der beschriebene Kranich des Herrn von Seyffertitz, eine Art von Herrschaft über die übrigen Thiere, namentlich über Hühner, Enten und Gänse, anzueignen suchen, während sie wieder einzelne mit ihrer besonderen Zuneigung beehren. Der Naturforscher Pietruvsky (bei Brehm, Leben der Vögel, S. 540) besaß einen Kolkraben, welcher sich seinen Gesellschafter selbst wählte, nachdem man ihm einst eine zufällig gefangene Elster in seinen Käfig gegeben hatte. Ihre Genossenschaft mochte ihm behagt haben, denn schon im nächsten Winter, als sich andre Elstern in der Nähe seiner Wohnung einstellten, begann er Jagd auf sie zu machen, sobald er einmal aus seinem Käfig herausgelassen wurde. Fortan fing er sich, so oft er Langeweile hatte, eine Elster, hielt sie mit den Klauen am Boden fest und schrie so lange, bis sein Wärter erschien, sie auszulösen. Derselbe durfte sie jedoch nicht freilassen, sondern mußte sie ihm in sein Gefängniß werfen; unterließ er dies, so fing der Rabe so lange Elstern ein, bis ihm sein Wille gethan wurde. Dann ging er sogleich selbst in den Käfig und quälte dort in aller Liebe und Freundschaft seine Gesellschafterin gerade so sehr, wie gewisse Frauen die ihrigen zu quälen pflegen. — Herr Dr. C. Stölker in St. Fiden (Ornithologische Beobachtungen, III. Reihenfolge, St. Gallen bei Zollikofer) hielt eine gezähmte Alpen- oder Schnee-Dohle (Pyrrhocorax alpinus), welche mit Spatzen und Tauben in bester Eintracht lebte und mit einer Hauskatze ein förmliches Freundschafts-Verhältniß einging. Sie spielten mit einander, suchten sich gegenseitig zu erhaschen, und saßen dann wieder im Frieden neben einander. Die Katze that ihr nie etwas zu Leide.

Etwas Aehnliches hat Müller (a. a. O., S. 386) von einer

Katze und einem Rothkehlchen gesehen, welche täglich zusammen aus einem Napfe fraßen, und wobei die Katze dem kleinen Vogel niemals etwas zu Leide that, obgleich er ihr unverschämt nach der Schnauze pickte. Sie wandte den Kopf weg und schlich lieber halb satt davon, als daß sie auch nur einmal zu drohen gewagt hätte.

Fräulein Johanna Baltz in Arnsberg in Westfalen (laut Brief vom 17. Januar 1876) sah im Hause ihres Schreiners eine große Hauskatze als Freundin und Beschützerin von fünf Küchlein, deren Mutter verunglückt war. Die Katze wärmte und schützte die armen Kleinen, welche frierend bei ihr unterkrochen, und es sah allerliebst aus, wenn die zierlichen gelben Köpfchen aus dem dicken grauen Pelz ihrer Wärterin hervorsahen. Obgleich dieser Fall eigentlich in das Gebiet des bereits abgehandelten Pflegeeltern=Wesens gehört, so mag er hier doch noch nachträglich eine Stelle finden.

Von der Freundschaft einer Katze (eines großen, schönen Hauskaters) mit einem zahmen Reh wurde im December 1878 aus dem katholischen Pfarrhause in Königsberg im Zipser Comitat verschiedenen öffentlichen Blättern berichtet. Beide Thiere waren unzertrennliche Freunde und theilten Nachts das Lager. Eines Nachts wurde das Reh gestohlen, wobei der Dieb später an den Gesichtsverletzungen erkannt wurde, welche ihm der Kater beigebracht hatte. Als das noch lebende Reh zurückgebracht wurde, waren die Freudenbezeugungen seines Erretters oder Entdeckers unbändig.

Der Verfasser würde Anstand genommen haben, diese ohne Nennung von Gewährsmännern veröffentlichte Mittheilung aufzunehmen, wenn ihm nicht zwei ganz ähnliche Beobachtungen eines Freundschafts=Verhältnisses zwischen Hund und Reh brieflich mitgetheilt worden wären. Herr F. A. Kornmahl, Königl. Sächsischer Oberförster auf Forsthaus Markersbach bei Pirna, schreibt dem Verfasser am 19. Novbr. 1875: „Auf dem, mitten im Walde gelegenen Forsthause Neuhaus (Herrschaft Rothenhaus in Böhmen) lebte Anfang der fünfziger Jahre der Förster Brümmler (später Förster in böhmisch Kühnheide). Dieser besaß ein Reh, das er als Kälbchen empfangen, und das von seiner Frau zugleich mit einem jungen Dachshund aufgezogen worden war. Zwischen diesen beiden Thieren nun bildete sich ein merkwürdiger Freundschaftsbund aus.

Sie theilten Lager und Kost, spielten mit einander, gingen zusammen in den Wald und kamen auch zusammen wieder. Als das Reh erwachsen war, verschwand es oft für mehrere Tage. Sobald nun der Hund von der Kette losgemacht wurde, lief er in den Wald und kam bald nach kürzerer, bald nach längerer Frist, oft erst nach mehrstündiger Abwesenheit, mit dem Reh wieder. Es genügte, den Hund zu lösen und ihm zuzurufen: „Waldmann, das Reh ist fort; geh' und hole es", worauf der Hund abtrollte und in Gesellschaft des Freundes wiederkam. Als der Hund einstmals in gleicher Weise fortgeschickt worden war, kam er erst andern Tags allein zurück, ließ den Schweif hängen und fraß mehrere Tage nicht. Er wiederholte indessen noch mehrmals seine Excursionen ohne Erfolg, und es dauerte geraume Zeit, bis er sie ganz unterließ. Das Reh, das drei Jahre lang im Besitze des Försters gewesen und zweimal ein Kälbchen gesetzt hatte, war wahrscheinlich die Beute eines Wilddiebs geworden. Für die Wahrheit des Erzählten bürge ich Ihnen; ich war seiner Zeit Förster in Sächsisch-Kühnheide und habe Brümmler persönlich gut gekannt. Seine Frau und mehrere seiner Collegen, die den Sachverhalt kannten, haben mir seine Mittheilung bestätigt, u. s. w."

Desgleichen schreibt am 14. März 1876 Herr Modrow, Königl. Preuß. Forstaufseher in Wingern bei Willuhnen (Ostpreußen) nach den Mittheilungen eines Freundes, für deren Wahrheit er die „moralische Verantwortung" übernehmen zu wollen erklärt, an den Verfasser Folgendes: „Ein jetzt anderthalb Jahre altes Reh kam jung eingefangen in meinen Besitz. Sein vertrauensvolles Benehmen gegen Apollo (einen großen Leonberger Hund) fand die richtige Würdigung darin, daß dieser sich seines Schützlings mit aller ihm eignen Treue und Hingebung annahm. Bald waren beide unzertrennlich, und ihr freundschaftliches Verhältniß schien mit der Zeit nur zu wachsen." Hatte sich „Matz" (so hieß das Reh) bei Spaziergängen (was es gerne that) erlaubt, den Spaziergängern nachzulaufen, so erhielt Apollo den Auftrag, dasselbe zurückzuleiten, und er entledigte sich dieses Auftrags jedesmal mit aller Gewissenhaftigkeit. Eines Tages war das Reh verschwunden, und seine Spuren führten nach dem nahen Walde. Aber alles Suchen war vergeblich, bis man den sehr unruhig sich geberdenden Apollo aus

dem Hofe entließ. Sofort lief er dem Walde zu und kehrte nach kurzer Zeit zur großen Freude der Familie mit dem schmerzlich vermißten Flüchtling zurück. „Mit unbeschreiblichem Blick näherte er sich mir; Selbstbewußtsein, Freude und Glück über das Wiedersehen schienen gleichzeitig sich in ihm zu regen. Bald auf mich, bald auf „Matz“ blickend, erwartete, ja forderte er mein Lob, und mit empfänglich zufriedener Miene nahm er dasselbe auf.“

In gleicher Weise schließen auch gezähmte Hirsche Freundschaft mit Hunden. Frl. Minna Haaß in Röstenberg bei Neuwedel (Neumark) besaß laut Schreiben an den Verfasser vom 10. April 1877 ein zahmes Hirschkalb, Namens „Lieschen“, welches seiner Herrin überall nachfolgte, auf ihren Ruf hörte und ihr überhaupt eine auffallende Treue und Anhänglichkeit bewies. Dieses Thier schloß auch Freundschaft mit zwei großen Doggen, mit denen sie überaus gerne spielte. Ueberkam sie die Spiellaune, so ging sie zu den vor der Thüre liegenden Hunden, versetzte ihnen einen Schlag mit der Vorderpfote und fing dann zu laufen an. Dieses war das Zeichen zum Beginn des Spieles, und es war dann ein Vergnügen, dem Greif- und Versteck-Spiel der drei Thiere, welche sich gerade so wie Kinder beim Spiel benahmen, zuzusehen. Zeigten die Hunde einmal keine Spiellust, so hieb „Lieschen“ so lange auf sie ein, bis sie ihr folgten.

Von der Liebe oder Zuneigung eines Schäferhundes zu einzelnen Angehörigen der seiner Aufsicht anvertrauten Heerde hat dem Verfasser Herr Heinrich Richter auf Rittergut Baselitz bei Priestewitz berichtet. Der sehr aufmerksame und pflichtgetreue Hund hatte, wie sich's für gute Schäferhunde paßt, die Gewohnheit, jedes die Grenze des Weidebezirks überschreitende Schaf durch einen leichten Biß in das Hinterbein unterhalb des Sprunggelenks zu bestrafen, ohne dabei zu bellen. Bei einem der Schafe aber unterließ er dieses und bellte nur. Selbst auf erhaltenen Befehl des Schäfers biß er nicht, sondern bellte nur heftiger und leckte sogar das Schaf, so daß dasselbe nach und nach ganz dreist wurde und sich immer mehr erlaubte. Andere Schafe dagegen, die sich durch das böse Beispiel verleiten ließen, biß er um so heftiger und sogar, als er wegen jener Versäumniß bestraft wurde, in gefährlicher Weise. Man mußte schließlich,

um den Uebelstand zu heben, das Lieblingsschaf entfernen. Aber dieses half nur kurze Zeit, da der Hund bald seine Neigung einem andren Schafe schenkte und sich grade so wie vorher benahm. Nun wurde der Hund verkauft, wobei ihn dieselbe, auch bei seinem neuen Herrn gezeigte Untugend schließlich an die Kette brachte. „In früheren Jahren," fügt der Herr Erzähler bei, „hat mein Schäfer schon einmal ein ähnliches Gebahren eines Hundes beobachtet."

Ein andrer, von demselben Herrn beobachteter Schäferhund (ein Viertel Affenpinscher) bewies eine solche Klugheit und Verstandesschärfe in der ihm gewordenen Aufgabe, daß fast gar keine Belehrung für ihn nöthig war. Er hielt ein ganz verschiedenes Benehmen einerseits den älteren Schafen und andrerseits den Lämmern gegenüber ein, welches Benehmen ebensowohl für seinen Verstand, wie für sein Herz sprach. Erstere hütete und strafte er rücksichtslos und mit strengem Ernste; namentlich verstand er es, ohne besonders hierzu angeleitet zu sein, wenn die Schafe an schönen Frühlingstagen beim Füttern auf den Hof gelassen wurden, die jungen Knospen der Sträucher vor ihnen zu schützen. Die Lämmer dagegen behütete er, wie eine Mutter ihre Kinder. Schmeichelnd und schmunzelnd, knurrend und eigenthümlich bellend (es klang wie ein Warnungsruf) umkreiste er die junge, fröhlich springende Heerde. Unartige Kinder, die nicht gehorchen wollten, oder solche, die sich gar erlaubten, ihn anzustoßen (was ihn von alten Thieren stets in die höchste Wuth versetzte), stieß er bloß mit der Schnauze zurück, ohne jemals zu beißen. Wurden die Lämmer später auf die Weide getrieben, so verschärfte der Hund seine Maßregeln in einer Weise, die man ihm kaum besser hätte vorschreiben können. Wurden sie jedoch mit den alten Schafen gemeinsam ausgetrieben und dadurch gewissermaßen für mündig erklärt, so machte er vom ersten Tage an keinen Unterschied mehr.

Ueber einen Fall von Freundschaft zwischen Hund und Pferd berichtete Herr A. A. Lichtenscheidt in Crefeld am 19. Nov. 1875 dem Verfasser Folgendes: „In Düsseldorf war ich einst Zeuge einer hübschen Scene, in welcher ein des Weges kommender Hund mit freudigem Gebell an einem Karrenpferd emporsprang, welches seinerseits den Kopf herabsenkte und den Hund beschnupperte.

Der aus einem Hause heraustretende Fuhrmann war nicht wenig überrascht, als er in dem Hund einen alten Begleiter seines Pferdes erkannte, und erklärte den Umstehenden, daß ihm derselbe vor ein bis zwei Jahren abhanden gekommen sei. In der That wechselten nun die Zeichen der Freude des Wiedererkennens seitens des Hundes zwischen Fuhrmann und Pferd."

Auch mit dem mächtigen Elefanten schließt der mit so vielen vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgerüstete Hund Freundschaft. So erzählt Major Smith (bei Menault, a. a. O., S. 219), daß ein bei einer umherziehenden Truppe befindlicher Elefant in den Vereinigten Staaten eine innige Freundschaft mit einem kleinen Hund eingegangen hatte. Als die Zuschauer eines Tages, um den Elefanten zu ärgern, den Hund bei den Ohren zogen und zum Schreien veranlaßten, durchbrach der Elefant, als er die Stimme seines Freundes hörte, die ihn einschließenden Planken und verjagte die erschreckten Peiniger.

Daß auch der König der Thiere den Hund bisweilen zu seinem Freunde erkiest, ist bekannt und bereits erwähnt. Die berühmte und durch Schönheit ausgezeichnete Löwin des Zoologischen Gartens in Dublin, welche den Beinamen der „Alten Jungfer" (Old Girl) trug, und welche in dem Garten am 8. Sept. 1859 geboren war und daselbst am 7. Oct. 1875 starb, hatte einen kleinen Rattenfänger, den man ihr zum Schutz gegen die Ratten in ihren Käfig gegeben hatte, so in ihr Herz geschlossen, daß derselbe jede Nacht an ihrer Brust schlief, während sie ihn mit den Tatzen umfaßt hielt. Von einer andern Löwin, welcher man ebenfalls einen Hund zur Gesellschaft gegeben hatte, erzählt Cuvier (bei Schmarda a. a. O., S. 255), daß sie den Verlust ihres Gesellschafters ohne Gemüthsbewegung ertrug und einen andern Hund, den man ihr zum Ersatz gab, leicht annahm. Als aber die Löwin starb, war der letztere so untröstlich, daß er nicht bewogen werden konnte, den Käfig zu verlassen und, nachdem er die Nahrung verweigert, am siebenten Tage starb.

Hier war also offenbar, wie auch nicht anders zu erwarten, das Uebergewicht des Gemüths auf Seiten des durch langjährigen Umgang mit dem Menschen geistig und gemüthlich höher entwickelten

Hausthieres. Dasselbe mag Geltung haben für ein Freundschaftsbündniß zwischen Hund und Kaninchen, über welches Frl. Fanny Bezold in Heidingsfeld bei Würzburg dem Verfasser am 30. Nov. 1875 berichtet hat. Dieselbe besaß einen rauhhaarigen Pinscher, Namens „Schnauz", welcher eines Tages im Uebermaaße seines Liebesbedürfnisses ein Kaninchen, das er in einem ungefähr 15 Minuten weit entlegenen Gehöft geholt hatte, mit nach Hause brachte und demselben seine innigste Freundschaft widmete. Er spielte mit seinem Schützling, vertheidigte ihn gegen alle Angriffe thierischer Hausgenossen und überwachte gleicherweise die von demselben erzeugte Kinderschaar. Als derselbe eines Tages böswilliger Weise erschossen wurde, war „Schnauz" bei dem Begräbniß anwesend und konnte mehrere Tage lang nicht von der Stelle, auf der man ihn traurig sitzend oder liegend antraf, entfernt werden.— Derselbe Hund brachte eines Tages seiner jugendlichen Herrin, an der er mit großer Liebe hing, als dieselbe mit ihren Pflegeeltern ein einsam gelegenes Forsthaus bewohnte und sich für einige Zeit auf dem Heuboden versteckt zu halten für gut fand, indem er mühsam an einer hohen Leiter emporkletterte, ganz unaufgefordert zwei wohl erhaltene Würste, welche er mit allem Vorbedacht entwendet haben mußte — grade als der Hunger bei der armen Versteckten sich gewaltsam geltend zu machen anfing. Dabei war der Hund, welcher sonst nie die Gewohnheit des Stehlens gezeigt hatte, nicht zu bewegen, etwas von der Speise anzunehmen!

Auch mit Vögeln befreunden sich Hunde nicht weniger leicht und gern, wie Katzen. Audubon (Ornithol. Biography, vol. I, S. 14) hatte in Henderson am Ohio einen wilden männlichen Truthahn mit andern Hausthieren auferzogen, welcher so zahm wurde, daß er auf seinen Namen hörte, und da er ein sehr schönes Thier war, der Liebling des kleinen Dorfes wurde. Eines Morgens entfloh derselbe nach den Wäldern und kam nicht wieder. Einige Tage später ging Audubon auf die Jagd und sah einen prächtigen Truthahn langsam den Pfad kreuzen, auf den er sofort seinen Jagdhund hetzte. Derselbe fuhr rasch auf den Vogel los, ohne daß der letztere, zur großen Ueberraschung des Jägers, dem viel Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Juno (so hieß der Jagdhund)

stand im Begriff, den Vogel zu ergreifen, als er plötzlich stillstand und den Kopf nach seinem Herrn wandte. Dieser eilte hinzu und erkannte seinen entflohenen Lieblingsvogel, welcher in dem Hund seinen alten Freund erkannt hatte und nicht vor ihm floh, obgleich er sonst sehr furchtsam vor Hunden war und bei ihrem Anblick scheu davonrannte. „Bitte, lieber Leser," so schließt Herr Audubon seine Erzählung, „mit welchem Wort willst Du ein solches Wiedererkennen der zwei befreundeten Thiere bezeichnen? War es das Resultat von Instinct oder Verstand, von einem unbewußt wiedererweckten Eindruck oder die Handlung eines intelligenten Geistes?"

Von der Freundschaft eines Hundes mit einem Huhn berichtet Menault (a. a. O., S. 317), daß er auf dem Gute eines Freundes und Neffen, eines Herrn M. Malmain in Bienville bei Compiègne, gesehen habe, wie ein Huhn, so oft es ein Ei legen wollte, sich gackernd zu der Hütte des mit ihm befreundeten Hofhundes begab. Sofort verließ dieser sein Lager, um die Freundin eintreten zu lassen, und bewachte sie, so lange sie darin blieb. Kam sie heraus, so ging er seinerseits wieder hinein, um das gelegte Ei zu verzehren; und dieses Freundschafts-Manöver wurde so lange fortgesetzt, als die Zeit des Eierlegens andauerte.

Herr Kaufmann Ottmar Wild in Zittau berichtet dem Verfasser mit Brief vom 19. Nov. 1875 von einem von ihm beobachteten Freundschafts-Bündniß zwischen einem ein Jahr alten Wachtelhündchen und einem jungen Hahn oder Hähnchen, welches so weit ging, daß beide nebeneinander schliefen, oder daß letzteres auf ersterem schlief. Der Hund gab seiner Zärtlichkeit durch unaufhörliches Belecken des kleinen Freundes Ausdruck, während letzterer zum Dank dafür ihn eifrigst in den Haaren herumpickte. Nachdem der Hahn dem übrigen Geflügel im Hof beigesellt worden war, begleitete er den Herrn, so oft derselbe im Hofe zur Fütterung erschien, die Treppe hinauf in das Wohnzimmer, um seinem Freunde, dem Hunde, einen Besuch abzustatten.

Ueber ein sehr inniges Freundschafts-Verhältniß zwischen Hund und Papagei hat dem Verfasser Herr Leopold Oppenheim in Breslau am 16. Nov. 1875 berichtet. Ein durch Klugheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneter grauer Papagei, Namens

„Jako", unterhielt acht Jahre lang ein solches Verhältniß mit einem kleinen Pintscher, Namens „Renz". Als Renz durch einen unglücklichen Zufall um das Leben gekommen war, wurde Jako so traurig, daß man um sein Leben fürchtete und verschiedene Versuche machte, ihm in einem andern Hund einen neuen Freund zuzuführen. Aber sie wurden alle zurückgewiesen, bis es gelang, einen dem Verstorbenen täuschend ähnlichen Hund ausfindig zu machen. Sofort rief der Papagei, wie gewohnt, sein „Renz, komm her", pfiff, lachte und zeigte sich so freudig aufgeregt, daß kaum Worte im Stande sind, seinen Zustand zu schildern. Der Hund selbst zeigte sich anfangs abstoßend, wurde aber nach und nach zutraulicher und schloß zuletzt eine innige Freundschaft mit dem Vogel, die zur Zeit, als der Brief geschrieben wurde, bereits drei Jahre andauerte. Die Beiden sind stets zusammen, spielen und fressen miteinander. Der Hund beleckt seinem gefiederten Freunde das Gefieder, während dieser sich mit Schmeichelworten und nachgeahmtem Bellen revanchirt.

Ueber die Liebe einer Ente zu einem Hund, welche aber von Seiten des letzteren nicht erwidert wurde, berichtete dem Verfasser Herr Stud. Dahlen in einem bereits erwähnten Briefe. Der Weinguts- und Mühlenbesitzer Röntges bei Königswinter a. Rh. besaß einige Enten, welche alle, bis auf eine, der Küche geopfert wurden. Die übrig gebliebene schloß sich nun an das einzige dort noch vorhandene Thier, einen männlichen Spitzhund, mit innigster Freundschaft an, wie der Herr Briefschreiber selbst öfter zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Ente suchte ihren Freund oft in den Weinbergen oder wo er sonst war, auf und begleitete ihn auf Spaziergängen, oft weite Strecken, indem sie im Nothfall von ihren Flügeln Gebrauch machte. Ihre Freude, wenn sie ihn erblickte, war unverkennbar. Der Hund dagegen bekümmerte sich nicht um die Freundin, sondern biß sogar nach ihr, wenn sie ihm lästig wurde. Einmal riß er ihr Brod aus dem Schnabel, wobei ein Stück des letzteren verloren ging. Dies that jedoch den Gefühlen der Ente keinen Eintrag; sobald sie geheilt war, folgte sie dem Freunde wie früher — eine rührende Anhänglichkeit ohne Gegenliebe, welche man in ähnlicher Weise wohl auch schon bei Menschen beobachtet hat.

Ein dreifach gegliedertes Freundschafts-Bündniß zwischen Hund, Katze und Huhn hat Herr Johann Ritter Stefanowe von Vilovoz (?), k. k. Major i. P., in seiner Haushaltung beobachtet und dem Verfasser aus Wien am 19. Nov. 1875 mitgetheilt. Eine Katze hatte einen jungen Hund gesäugt und aufgezogen und entwickelte eine so große Zärtlichkeit für ihn, daß sie ihn bei seinen ersten Ausgängen jedesmal mütterlich begleitete und gegen die Angriffe anderer Hunde schützte. Gleichzeitig aber wurde auch ein junges Huhn aufgezogen, und nun entwickelte sich zwischen den Dreien ein sehr inniges Verhältniß. War Eines der drei Thiere allein, so klagte und suchte es so lange, bis es die andern fand. Eine gewöhnliche Freundschaftsbezeugung des Hundes bestand darin, daß er den Kopf des Hühnchens zwischen die Zähne und eine grimmige Miene annahm, als wolle er ihn abbeißen. Natürlich geschah es nicht, und das Huhn ließ sich den Scherz gutwillig gefallen.

Aehnliche complicirte Freundschaftsbündnisse sind übrigens öfter und zum Theil in noch größerer Ausdehnung beobachtet worden. So hatte Frl. Irma Herbert in Wien (laut Brief an den Verfasser) im Jahre 1872 in Altlengbach im Wienerwald, nicht weit von Rekawinkel, Gelegenheit, ein Freundschaftsbündniß zwischen einem alten Dachshund, einem jungen Kätzchen und einem Tauber zu beobachten. Namentlich waren die beiden letztern unzertrennlich und spielten stets mit einander. Bald lag die Katze auf dem Rücken, und der Tauber zauste sie am Fell, bald hatte die Katze ihre Vorderbeine um den Hals des Taubers geschlungen und biß in dessen Gefieder. Sie waren auch sehr häufige Gäste in der Küche, wo sie gemeinsam bettelten und das Erhaltene mit einander theilten, ohne daß jemals ein Streit entstanden wäre.

Ein ähnliches Bündniß zwischen Hund, Katze, Taube und Canarienvogel ist dem Verfasser von einem ungenannten Briefschreiber geschildert worden. Während Hund und Katze dicht aneinandergedrückt Siesta hielten, nahmen die Taube auf ersterem, der Canarienvogel auf letzterer zu gleichem Zwecke Platz.

Herr Eduard Claudin, Gutsbesitzer, Bürgermeister, Reichsrath und Landtagsabgeordneter der Stadt Budweis, schreibt dem

Verfasser am 8. Jan. 1876, daß er im Jahre 1870 auf seinem Rittergute ein Freundschaftsbündniß zwischen Reh, Katze, Hund, Ente und Elster beobachtet habe. Sobald dem zahmen Reh in einem Schaff sein Futter gereicht wurde, kamen sämmtliche übrigen Freunde mit an den Speisetisch und speisten gemeinschaftlich ohne Zank und Streit. Höchstens fand eine Neckerei von Seiten der Elster gegen das Reh oder die Katze statt. Auf Spaziergängen begleiteten die fünf Thiere den Herrn Briefschreiber und dessen Familie und spielten mit einander. Die Katze sprang über einen Graben, der Hund ihr nach, die Elster saß auf dem Rücken des Rehes und neckte die andern. Die Ente wackelte Schritt vor Schritt nach, und bisweilen artete der Muthwille so aus, daß man ihm Schranken setzen mußte, u. s. w.

Ueber eine Freundschaft zwischen Hund, Katze und Schwein hat Herr F. Märtens in Rytwiany bei Staszow in Russ.-Polen dem Verfasser am 1. März 1876 berichtet. Die drei Thiere wurden zusammen in einer Küche auferzogen und die innigsten Freunde. Sie fraßen zusammen aus einer Schüssel, lagen dicht an einander geschmiegt unter dem Ofen, bissen sich einander im Spiel, ohne böse zu werden, u. s. w. Oft kamen fremde Leute, um das merkwürdige Kleeblatt zu bewundern. In demselben Hause, aber in einer andern Familie befand sich auch die Mutter der Katze, welche täglich herüberkam, um ihre Tochter zu besuchen, dieselbe beleckte und sich in der Regel eine Stunde bei ihr aufhielt. Als die Katze zum Erstenmal Junge warf, war die Freude der Großmutter unverkennbar; sie brachte den kleinen Enkeln sogar die erste Maus und setzte dieses fort. Später brachte auch die Mutter Mäuse, und nun nahmen die beiden Alten die vier Jungen in die Mitte und spielten mit ihnen und den Mäusen. Diese Beobachtung ist darum besonders bemerkenswerth, weil sie im Verein mit vielen ähnlichen deutlich zeigt, daß die so oft wiederholte Behauptung, daß die Familienbande der Thiere mit dem Selbstständigwerden der Jungen aufhörten oder zerrissen, falsch ist.

Denjenigen unter unsern Lesern, welche noch an die angeborne und sprichwörtlich gewordene Feindschaft zwischen Hund und Katze glauben, wird es bei den angeführten Beispielen aufgefallen sein,

daß die beiden, in ihrem Naturell so sehr verschiedenen Thiere so innige Freunde gewesen sein sollen. Dennoch sind grade die Fälle innigster Freundschaft zwischen Hund und Katze häufiger beobachtet worden, als irgend welche Fälle andrer Art zwischen verschiedenartigen Thieren, woran allerdings der Umstand Schuld sein mag, daß die beiden Thiere wegen ihres häufigen Zusammenseins und wegen ihres innigen Umgangs mit dem Menschen mehr Gelegenheit zur Beobachtung geben, als andere, und daß grade jenes Vorurtheils wegen ihre Freundschaftsbezeugungen den Beobachtern besondern Anlaß zum Aufmerken oder Erstaunen bieten. Aus der großen Fülle des in der Literatur Enthaltenen, sowie der dem Verfasser auf brieflichem Wege zugegangenen Mittheilungen kann daher hier nur das Wichtigste oder das durch besonders bemerkenswerthe Umstände Ausgezeichnete eine Stelle finden.

Darwin (a. a. O., I., S. 65) sah, wie bereits erwähnt, einen Hund, welcher niemals bei einem seiner größten Freunde, nämlich einer Katze, welche krank in einem Korbe lag, vorbeiging, ohne sie ein paar Mal mit der Zunge zu belecken, welches das sicherste Zeichen von freundlicher Gesinnung bei einem Hunde ist. — J. C. Wetzel (Von der Sprache und der gegenseitigen Liebe der Thiere, 1861) erzählt aus eigner Beobachtung von einem Hund und einer Katze, welche einander so lieb hatten, daß eines ohne das andere nicht sein konnte. Sie schliefen gemeinschaftlich und theilten jeden guten Bissen mit einander. Herr W. wollte diese seltene Freundschaft auf die Probe stellen und ließ eines Tages die Katze an seinem Mittagsmahle theilnehmen, während der Hund entfernt blieb. Die Katze fraß begierig und schien des Freundes vergessen zu haben. Als aber das Mahl beendet und die übriggebliebene Hälfte eines Rebhuhns in einem Schranke aufbewahrt worden war, führte die Katze, nachdem sich der Herr entfernt hatte, ihren Freund in das Speisezimmer und legte demselben den übriggebliebenen Braten vor, nachdem sie den denselben bedeckenden Teller hinweggestoßen hatte. Als die Thür geöffnet wurde, machten sich beide Sünder rasch davon. Die Hausfrau, welche durch das Miauen der Katze aufmerksam gemacht worden war, hatte den ganzen Vorgang vom Nebenzimmer aus durch die halbgeöffnete Thüre genau beobachtet. — Giebel (Natur=

geschichte des Thierreichs, I, S. 143) erzählt, daß sein „Peter“, ein stattlicher Kater, mit dem Stubenhunde in innigster Freundschaft lebte und mit demselben gemeinsam fraß. — Auf dem Versandtschuppen der Eisenbahn in Altona befanden sich im Jahre 1877, wie ein ungenannter Berichterstatter mittheilt, eine Katze und eine Hündin zur Fernhaltung von Ungeziefer, welche, durch die Bande der innigsten Freundschaft verbunden, zusammen spielten, fraßen, schliefen und sich gegen Feinde einander treu beistanden. Der Hund brauchte nur anzuschlagen, flugs war die Katze an seiner Seite. Als beide Thiere Junge bekamen, bildeten beide Familien nur eine einzige, und die Jungen des einen wurden gemeinschaftlich und abwechselnd mit denen des andern ernährt und behütet. Als man sie getrennt hatte, liefen sie wieder zusammen und holten die Jungen nach dem alten Lager. — Herr Emil Straube in Achern besaß, wie schon Seite 177 erwähnt wurde, eine Hündin, Namens „Mora“, welche ein inniges Freundschaftsbündniß mit einem von ihr aufgesäugten Kätzchen schloß, so daß beide stets zusammen waren, mit und auf einander schliefen, gemeinschaftlich fraßen u. s. w. Aber bei aller Liebe war Mora doch gewissenhaft genug, um keine Unarten von ihrem Liebling zu dulden und verhinderte eines Tages auf sehr energische Weise, daß „Miezchen“ sich eines Stückes Fleisch bemächtigte, das die vom Markt heimkehrende Schwester des Herrn Briefschreibers einen Augenblick im Treppenhause hatte stehen lassen. Herr Adolph Lopitzsch in Dresden (laut Brief vom 28. Dec. 1875) besaß einen langhaarigen Wachtelhund männlichen Geschlechts, welcher bald eine enge Freundschaft mit einer jungen Katze schloß. Sie spielten und schliefen zusammen und zogen es vor, in einem Korbe zu liegen, obgleich jedes seinen Korb für sich hatte; auch fraßen sie aus demselben Napfe, obgleich jedes seinen besonderen Napf hatte. Ja der Hund war so rücksichtsvoll für seine Freundin, daß er, wenn dieselbe sich seinem Napfe näherte, zurücktrat und seine Mahlzeit erst wieder fortsetzte, nachdem jene sich gesättigt hatte. Wurde eines der Thiere gerufen, so kam regelmäßig das andere mit. Als die Katze Junge bekommen hatte, legte der Hund eine rührende Sorgfalt für die Kleinen an den Tag und erwärmte sie mit seinem Leibe, so oft die Alte sich entfernte. Liefen sie davon,

oder wurden sie weggenommen, so trug er sie behutsam wieder zurück. — Herr J. Manz schreibt dem Verfasser aus Kirlibaba in der Bukowina am 9. Januar 1876, daß er eines Tages mit seinem Hutmanne in dessen Schlitten auf eine zwei Stunden entfernte Eisensteingrube gefahren sei. Als man nach vollendetem Geschäft zu dem Schlitten zurückkehrte, lag die Hündin des Hutmannes, Namens „Diana", auf der Schlittendecke und hatte neben sich eine frischgefangene, todte Maus liegen. Auf die Frage, ob Diana sich öfter mit Mäusefang befasse, antwortete ihr Herr, daß sie dieses oft thue, um die gefangenen Mäuse ihrer Freundin, einer jungen Katze, zu bringen. In der That lief nun Diana, die Maus im Maule tragend, neben dem Schlitten her, und als man am Hause des Hutmannes anlangte, sah Herr M., der abgestiegen war, wie der Hund seine Freundin aufsuchte und die Maus ihr vorwarf, welche alsbald von derselben verzehrt wurde. — Herr Wilibald Wulff in Schleswig (Brief schon angeführt) besaß zwei Hunde und eine Katze, welche zusammen fraßen und schliefen. Mit dem älteren Hund schloß die Katze ein förmliches Freundschaftsbündniß, so daß man die Thiere selten anders als beisammen sah. Eines Tages wurde der Hund von einem fremden Collegen, der von der vorüberführenden Landstraße in den Garten gekommen war, gepackt und jämmerlich zerbläut. Bevor der Herr, der in der Nähe war, zu Hülfe eilen konnte, hatte die vor der offenen Hausthür liegende Katze die Noth ihres Freundes bemerkt und war dem Eindringling auf den Rücken gesprungen, um ihm so derb mit Bissen und Maulschellen zuzusetzen, daß er heulend Reißaus nahm. Darnach geleitete die Siegerin ihren vor ihr her humpelnden Freund und Schützling triumphirend mit gehobenem Schweif in das Haus. — Herr Obergerichtsrath Heddon in Vechta (Oldenburg) erzählt dem Verfasser in einem Schreiben vom 7. Februar 1876 von einer von ihm beobachteten Freundschaft zwischen einem Bastard-Wachtelhund und einer Katze, wobei ersterer der letzteren, so oft dieselbe Familie bekam, seine bequeme Lagerstätte zur Abhaltung des Wochenbettes einräumte und bei der Entbindung sowie bei der Besorgung der jungen Kätzchen half, so gut er konnte, wobei er selbst neben dem Korbe auf dem harten Boden schlief und sich überhaupt wie der

liebevollste Gatte und Vater benahm. Ging Madame auf die Jagd, so behütete der Hund die Kleinen, trug sie bei warmer Witterung vorsichtig in's Freie und bei rauher Luft wieder zurück, u. s. w.— Der verstorbene Gymnasiallehrer Heer zu Wetzlar besaß im Frühjahr 1841 oder 42, wie dem Verfasser Herr Forst-Rendant Thies in Biedenkopf am 15. Juni 1876 schreibt, eine Hündin und einen Kater, welche eine so innige Freundschaft geschlossen hatten, daß, als die Hündin in die Wochen kam, der Kater an seiner Freundin saugte, wie ein Milchkind. — Herr A. Grill, Hofgärtner und Obstbaulehrer in Landshut (Bayern) schreibt dem Verfasser am 19. Nov. 1875 von einer kleinen Königshündin und einer halbgewachsenen Katze, welche so gute Freunde waren, daß sie zusammen aus einem Tiegel fraßen und in einem Korbe schliefen. „Eines Tages warf die Hündin Junge, und wurde die ganze Familie, da es Winter war, in einem Korbe in die Küche verbracht. Wollte nun die Hündin ihre Jungen auf einige Zeit verlassen, um zu fressen oder ihre natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, so suchte sie zuvor im ganzen Haus die Katze. War dieselbe gefunden, so wurde sie von dem Hunde im Genick gepackt und bis zu dem Bette der Jungen hingetragen; hier gab er ihr mit den Pfötchen ein paar Hiebe auf den Hintern und trieb sie in den Korb. Die Katze legte sich dann über die Jungen und erwärmte sie, bis die Hündin wiederkam, worauf sie dann meistens das Feld wieder räumen mußte. Manchmal jedoch durfte sie auch bleiben; ja es kam sogar vor, daß sie mit den jungen Hunden an der Mutter saugte." Herr Grill verbürgt auf Ehrenwort die Wahrheit des Erzählten. — Etwas Aehnliches hat Herr Gutspächter A. Schrader in Bohrau-Seifersdorf bei Rohnstock in Schlesien beobachtet und dem Verfasser mit Brief vom 16. Nov. 1875 mitgetheilt. Ein kleiner Wachtelhund lebte in Freundschaft mit einer Katze, welche Freundschaft indessen darum nicht sehr innig war, weil der Hund die Katze in jeder Weise beherrschen wollte und ihr gegenüber förmlich den Polizeidiener spielte. Einst warfen die Thiere, welche beide weiblichen Geschlechts waren, gleichzeitig Junge, wobei die beiden Familien in verschiedenen Localen lagen. Dem Hunde schien das Säug-Geschäft nach einiger Zeit langweilig zu werden, weßhalb er die Katzen-

mutter aufsuchte und derselben so lange schmeichelte, bis sie ihm zu seinen Jungen folgte und sich schließlich zu denselben legte, worauf sich der vergnügungssüchtige Hund entfernte. Nur von Zeit zu Zeit kam er zurück, um zu sehen, ob die Katze noch bei seinen Jungen lag; er leckte alsdann beide Theile und verschwand wieder. Die Katze mußte schließlich mit Gewalt zu ihren eignen Jungen zurückgebracht werden. Später kam ein anderer Wachtelhund in das Haus, welcher mit derselben Katze in einer besseren Freundschaft lebte. Eines Tages befand sich der Hund vor dem Hause auf der Straße, während sich die Katze in einem Gehöft nebenan aufhielt. Ein auf der Straße mit seinem Herrn daherkommender größerer Hund biß den kleinen Hund, welcher jämmerlich schrie. Plötzlich erschien die Katze, nachdem sie über einen hohen Bretterzaun gesprungen war, und sprang dem fremden Hunde auf den Rücken, indem sie ihn derart kratzte und biß, daß er heulend davonsprang. Der Herr des fremden Hundes hielt die Katze für toll und beruhigte sich erst, als man ihm begreiflich gemacht hatte, daß die Katze nur ihrem kleinen Freund zu Hülfe gekommen war. — Das Umgekehrte hat Herr Rentamtmann Dreßler in Neustadt an der Orla beobachtet. Der Hund vertheidigte seine Freundin, die Katze, gegen einen fremden Hund auf das Aeußerste und brachte schließlich dem Herrn des fremden Hundes seine Mütze, um ihm anzudeuten, daß er sich mit seinem Köter entfernen möge. — Noch aufopfernder benahm sich ein im Besitz des Herrn Pfarrer Oertel in Trebnitz bei Roda gewesener Hund, über welchen Dr. L. Brehm berichtet hat (Gartenlaube, 1860, Nr. 19), und welcher seine innige Freundin, eine Katze, als sie alt und krank wurde, jeden Tag in den Hof und auf dieselben sonnigen Plätze trug, auf denen sie sich früher gewärmt hatte. Dann trug er sie wieder zurück nach dem Ofen, legte sich neben sie, um sie zu wärmen, und setzte dieses Samaritertthum so lange fort, bis sie todt war. — Herr Gustav Kilz in Berlin hat der Zeitschrift „Natur" (1878, Nr. 24) Folgendes berichtet: „Eine Tante meiner Frau in B. hat ca. 10 Jahre eine schwarz und weiß gestreifte Katze und einen eben solchen Wachtelhund ca. 6 Jahre. Zwischen diesen Thieren herrscht eine Freundschaft, Liebe und Verträglichkeit, wie sie kaum bei Menschen zu finden

ist. Beide fressen aus einem Napf und läßt der Hund der Katze die besten Bissen. Nach jeder Mahlzeit legen beide sich unter den Ofen, Winter und Sommer. Im Winter ist es hübsch warm, im Sommer angenehm kühl unter demselben. Oefters leckt die Katze den Hund ab und umgekehrt der Hund die Katze — u. s. w. Im vorigen Herbst betrat eine fremde große Dogge das Grundstück. Der Hund, der solche Besuche nie leiden kann, fährt sie bellend und knurrend an, bis sich schließlich beide Hunde beißen. In diesem Augenblick springt die Katze wie ein Tiger auf den Rücken der Dogge und setzt ihr dermaßen zu, daß die Dogge in blinder Flucht das Grundstück verläßt." u. s. w. — Herr A. A. Lichtenscheidt in Crefeld erzählt dem Verfasser in einem schon citirten Briefe von einem schwarzen Kater, welcher Freundschaft mit einer kleinen Hündin schloß. Als letztere eines Tages auf die Pfote getreten wurde und lebhaft klagte, stürzte die Katze herzu, leckte die Freundin am ganzen Körper und suchte sie auf jede Weise zu trösten und zu beruhigen. Schließlich setzte sie sich dicht vor die Freundin hin, wie um sie zu wärmen und zu beschützen. Als die letztere später in ein anderes Haus gegeben wurde und dort Junge bekam, suchte der Kater sie im Wochenbette auf und blieb einige Tage bei ihr. — Fr. Annette von Thielmann schreibt dem Verfasser am 9. December 1875 aus Petersburg von einem Levrette-Hund und einem großen weißen Kater, welche eine so innige Freundschaft geschlossen hatten, daß sie oft stundenlang übereinander gelagert ruhten; und Fr. Valeria v. Gansauge in Posen (18. Nov. 1875) desgleichen von einem Kater und einem Bologneser-Hündchen, welche ebenfalls eng an einander geschmiegt, auf demselben Kissen ruhten und aus einer Schüssel fraßen. Der ältere Kater litt, daß ihm das spielsüchtige Hündchen Ohren und Fell zauste und schlug nur bisweilen, wenn es der Freund gar zu arg trieb, mit eingezogenen Krallen nach demselben. — Frau Clara Segler auf Rittergut Saviat (Kreis Stolp in Pommern) besitzt laut Schreiben vom 7. Januar 1877 eine Hofhündin, welche sich seiner Zeit zweier verwaister Kätzchen angenommen und dieselben aufgesäugt hatte. Der eine der beiden Säuglinge ging zu Grund; aus dem andern wurde ein prächtiger Kater, welcher, nachdem er erwachsen war, ein höchst

inniges Freundschafts-Verhältniß mit seiner ehemaligen Pflegemutter einging und sogar bei vorkommenden Gelegenheiten noch deren Milchdrüsen benützt. Sie fressen gemeinsam aus einer Schüssel, liegen fest an einander geschmiegt in friedlichem Schlummer und legen, wenn sie einander längere Zeit nicht gesehen haben, beim Wiedersehen die größte Freude an den Tag. „Mirza" (die Hündin) stürzt sich mit fast wilder Lebhaftigkeit über Tips her, ihn beleckend, während er buckelt und schnurrt. — Frl. Rosa Schenk in Gr.-Becskerek in Ungarn erzählt dem Verfasser mit Brief vom 18. Jan. 1876 Folgendes: „Wir sind im Besitz eines acht Monate alten Hündchens und einer Katze, welche sich sehr gut mit einander vertragen. Als die Katze eines Tages fehlte, wurde der Hund sehr traurig, wodurch wir uns veranlaßt fanden, nach ihr zu suchen. Wir fanden sie in erschöpftem Zustande auf dem Hausboden, wohin sie sich verirrt hatte. Als wir sie dem Hunde zeigten, legte er seine Freude in einer fast unglaublichen Weise an den Tag. Er sprang in tollen Sätzen um die Katze herum, liebkoste sie und suchte nach Speise für die Freundin. Nachdem sie solche erhalten, hielt sie Siesta, während der Hund, ihren Schlaf bewachend und sie fortwährend anblickend, bei ihr blieb." — Frau Ed. Wilms in Heathfield bei Halifax in England (laut Schreiben an den Verfasser vom 13. Jan. 1876) besaß eine Katze, welche enge Freundschaft mit einem jungen Wachtelhündchen, Namens Aline, schloß. Als die Katze Junge bekam, gerieth Aline in große Aufregung, warf sich als Beschützer auf und ließ keinen Fremden der Wöchnerin zu nahe kommen. Als die Kleinen größer wurden, wurde Aline halbtoll vor Spielwuth und wählte namentlich eines derselben zu ihrem treuen Spielgefährten. Aber merkwürdiger Weise fing Aline nach und nach an, sich des Spielgefährten zu schämen, schlich jedesmal von demselben fort, wenn sie sich beobachtet glaubte, und fuhr die Katze sogar mit kläffendem Ton an, wenn sich dieselbe der auf dem Schooß der Herrin ruhenden Spielgefährtin näherte. Sobald aber Niemand in der Nähe war, gab sie sich nach Herzenslust ihrer Spiellust mit der Freundin hin. — Frau Louise Klee in Frankfurt a. M. besitzt (laut Schreiben vom 26. Nov. 1876) einen kleinen Affenpinscher, Namens Bello, welcher ein zärtliches

Verhältniß mit einem Hauskater unterhält, obgleich er sonst ein großer Katzenfeind ist und mit höchster Wuth auf alle Katzen losfährt, die sich im Garten sehen lassen. Sitzt nun Heidigeigei (der Kater) zufällig im Wege und wird von seinem Freunde nicht sogleich erkannt, sondern wüthend angefahren, so läßt derselbe ein meckerndes Miau hören, das fast wie ein Lachen klingt. Darauf erkennt Bello sogleich seinen Genossen und sucht durch Schnüffeln und Schwanzwedeln sein Versehen gut zu machen, wobei die Katze stets rasch versöhnt ist. — Der von Frau Emma Knackfuhs in Ehrenbreitstein beobachtete Fall einer Freundschaft zwischen Hund und Katze ist bereits flüchtig erwähnt worden. Wahrhaft rührend war nach der Schilderung der Briefstellerin die Freude des kleinen Hundes, als seine Freundin Junge bekam. Er führte die Herrin fast mit Gewalt nach dem Bodenraum an den Korb, wo die kleine Familie lag, und half der Mutter treulich in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten, indem er die kleinen Kätzchen mit der Zustimmung ihrer Mutter säuberte und putzte, sich in Abwesenheit letzterer zu ihnen in den Korb legte und die herangewachsenen Thierchen, als sie die Treppe herabzuklettern versuchten, wieder zurück in den Korb brachte.

Von der Liebe und Freundschaft einer Katze zu einem jungen Fuchs hat Herr Lehrer Köcher in Tartlau bei Kronstadt in Siebenbürgen dem Verfasser am 16. April 1876 berichtet. Sie spielte mit ihm oft stundenlang, leckte ihn und ließ es geschehen, daß er an ihrer Brust schlief. „So lagen die Beiden oft stundenlang an einem sonnigen Plätzchen, ein schönes Bild internationaler Freundschaft und Liebe.“ Als der kleine Unhold größer wurde, ertrug die Katze seine Ungezogenheiten mit Geduld und Hingebung und wehrte ihn nur sanft ab. Eines Tages wurde der Fuchs von einem Jagdhund gewürgt. Auf sein Jammergeheul stürzte die Katze herbei und griff den Hund dergestalt an, daß eine förmliche Schlacht zwischen den drei Thieren entstand, welcher erst der durch den Lärm herbeigezogene Herr ein Ende machte.

Daß selbst die bekannte Mäusefeindschaft der Katzen nicht auf einem angebornen Instinct beruht, sondern unter geänderten Umständen sich in Freundschaft oder wenigstens in ein friedliches Ver-

hältniß verkehren kann, beweist eine auf der Insel Tristan d'Acunha in West-Australien gemachte Erfahrung. Das britische Schiff „Emerald" brachte im Sommer 1878 eine Anzahl von Katzen dahin, um die Colonisten von der, wie man gehört hatte, entsetzlichen Mäuseplage zu befreien. Aber der Gouverneur empfing dieselben mit sauersüßem Lächeln und erklärte, daß es an Katzen auf der Insel so wenig fehle, als an Mäusen, und daß man nicht wisse, welche Plage größer sei. Denn die Mäuse zerstörten jeden grünen Halm der Insel, während die Katzen mit ihnen in Freundschaft lebten und es vorzögen, den jungen Hühnern und Seevögeln nachzustellen; sie würden daher zu Hunderten gefangen und getödtet.

Nächst Hund und Katze scheint unter den Hausthieren das Pferd dem Gefühl der Freundschaft besonders zugänglich zu sein. Youatt (bei Watson, a. a. O., S. 231) bemerkt darüber: „Es gibt vielleicht nicht sehr zahlreiche Fälle von Pferde-Freundschaften; aber es ist ja beim Menschen auch nicht anders. Derjenige kann sich glücklich preisen, der im Laufe eines langen Lebens einen einzigen Freund gewonnen hat. Nichtsdestoweniger gibt es solche Freundschaften. Wir begegnen ihnen in hohem Grade bei solchen Pferden, welche denselben Stall inne haben, oder welche zusammen ziehen. Jeder Kutscher weiß, daß zwei an einander gewöhnte oder befreundete Pferde besser ziehen, als zwei, die einander fremd sind. Manchmal ist die Freundschaft so groß, daß die Freunde, wenn getrennt, weder fressen noch ruhen. Zum Beweis dessen erzählt Jesse in seinem Gleanings in Natural History folgenden Fall: Zwei hannoversche Pferde hatten während des Halbinsel-Krieges in der deutschen Artillerie-Brigade lange neben einander gedient. Sie zogen zusammen dieselbe Kanone und waren in manchen Schlachten Gefährten gewesen. Schließlich wurde das eine getödtet. Das übrig gebliebene verweigerte die Nahrung und sah beständig um sich, so als ob es seinen Kameraden suche, indem es von Zeit zu Zeit wieherte. Alle auf dasselbe verwendete Sorge blieb vergeblich. Es wurde zu andern Pferden gebracht; allein es beachtete sie nicht und starb bald darnach, nachdem es nicht einen Bissen Nahrung angerührt hatte."

Herr Gutsbesitzer Knekwurm (?) in Puipern (?) besaß (laut Brief an den Verfasser vom 21. Mai 1876) in seinem

Pferde=Gestüt zwei Fohlen, welche im Stalle, wie auf der Weide unzertrennliche Freunde waren. Eines Tages ereignete es sich, daß eines der beiden Fohlen in der Mitte des großen Tummelplatzes, wo alle Pferde durcheinander spielten, hinfiel und sich so beschädigte, daß es nicht mehr aufstehen konnte. Nachdem ihm dies endlich gelungen war und es noch halb betäubt von dem Falle aufrecht dastand, wieherte es laut auf, worauf sein Freund aus dem wild umherlaufenden Haufen heraus wie ein Pfeil herbeischoß, auf den ruhig dastehenden Freund loseilte, ihn beroch und beschnüffelte und nicht eher verließ, als bis der ganze Haufen in den Stall getrieben und der Patient in die Kranken=Anstalt gebracht worden war. „Mir war die Scene," schreibt Herr Knekwurm, „im höchsten Grade rührend, da ich etwas Aehnliches noch nicht erlebt hatte."— Troegel (a. a. O. S. 98) erzählt, daß er eines Tages von einem seiner Freunde in einen Pferdestall geführt worden sei, in welchem ein prächtiger Fuchs von fünf Jahren stand. „Wie," rief er aus, indem er die Krippe voll Hafer sah, „das Pferd frißt nicht! Ist es krank?" — „Nicht im Geringsten," antwortete der Andere, „die Ursache ist, daß an seiner Seite ein anderes Pferd fehlt. Diese beiden Thiere haben eine so lebhafte Freundschaft für einander und lieben sich dergestalt, daß, wenn das eine abwesend ist, das andere vor Kummer krank wird und den ganzen Tag nicht frißt." Desgleichen sah Troegel einen Elefanten, welcher einen Freundschaftsbund mit einem kleinen schottischen Pferde geschlossen hatte. Nur durch die Vermittlung des letzteren konnte der Cornac einen Einfluß auf den großen Dickhäuter ausüben, welcher die Baracke nicht verließ, wenn nicht sein kleiner Freund einige Schritte vornher ging.— Noch merkwürdiger erscheint das Freundschaftsbündniß eines Pferdes mit einem Steinmarder, über welches Brehm (Thierleben, II, S. 63) berichtet. Der Marder war des Mäusefangs wegen in einen Pferdestall eingesperrt worden und wußte sich hier in einem der Pferde einen innigen Freund zu erwerben. So oft man in den Stall trat, fand man ihn bei seinem Gesellen, den er durch dumpfes Knurren gleichsam zu vertheidigen suchte. Bald saß er auf dem Rücken, bald auf dem Halse des Pferdes, bald rannte er auf ihm hin und her, bald spielte er mit dem Schwanze, bald mit

den Ohren seines Gastfreundes, und dieser schien höchst erfreut zu sein über die Zuneigung, welche der kleine Räuber zu ihm gefaßt hatte. Leider wurde dieser merkwürdige Freundschaftsbund grausam zerrissen, indem der Marder bei einem seiner nächtlichen Ausflüge in eine Falle gerieth und am andern Morgen todt in ihr gefunden wurde.

In einer dem nicht unähnlichen Weise pflegt der kleine Kapuziner-Affe, von dem ebenfalls Brehm (a. a. O., I, S. 204) berichtet, in Paraguay, wo man ihn gern in Gemeinschaft mit jungen Hunden auferzieht, einen solchen als Freund anzunehmen und zugleich als Reitpferd zu benutzen. Wird er von ihm getrennt, so bricht er in Geschrei aus; beim Wiedersehen überhäuft er ihn mit Liebkosungen. Und dabei ist seine Liebe auch der Aufopferung fähig; denn bei Balgereien mit andern Hunden vertheidigt er seinen Freund mit großem Muthe. Ueber ein nicht uninteressantes Freundschafts-Verhältniß zwischen einem Hund und einem Affen hat dem Verfasser Fr. Maria de Bernardi in Pegli in Italien mit Schreiben vom December 1875 berichtet: „Fuchs", ein ziemlich großer Hund, ließ sich von dem viel kleineren Affen Alles gefallen. Er ließ sich in die Bettdecke einwickeln und im Zimmer herumschleifen, ließ sich die Knochen aus dem Munde nehmen und sich mit Stecknadeln spicken. Wenn es ihm zu arg wurde, kam er zu seiner Herrin, aber nie hat er sich seinem kleinen Freund gegenüber aufgelehnt, mit Ausnahme eines einzigen Falles. Er bellte eines Tages wüthend gegen einen andern Hund, während der Affe auf seinem Rücken saß. Dieser schien Angst zu bekommen, oder war ihm das Bellen unangenehm — kurz, er riß der Herrin die Schürze ab und stopfte sie dem Hund in das Maul, worauf dieser, über eine solche Frechheit mit Recht aufgebracht, nach ihm schnappte. Beide Thiere spielten oder kosten auch sehr gern mit einander, wobei der Affe sich bisweilen lang auf dem Rücken des Hundes ausstreckte, seine Arme um dessen Hals schlang und ihn zärtlich küßte. Auch einen kleinen Spitz schloß der Affe in sein Herz; doch war sein Betragen ihm gegenüber ganz anders, als gegen seinen großen Freund. So vertheidigte er ihn gegen andere Hunde, während er dieses bei dem großen, der seiner Hülfe nicht bedurfte, nicht that. Auch spielte er

ihm allerhand neckische oder malitiöse Streiche, während er dieses bei dem großen nicht zu thun wagte. Als sie einmal acht Tage getrennt waren, jammerte er erbärmlich und suchte den Freund in allen Ecken. Wenn das Dienstmädchen den kleinen Hund wusch, so suchte er sie durch Beißen und Reißen von dem gequälten Freund zu entfernen; verrichtete aber die Herrin dieses Geschäft, so hatte er nicht den Muth dazu, sondern weinte und schrie bloß. Sobald das Hündchen losgelassen wurde, nahm er es in die Arme und suchte es zu trösten.

Ueber ein freundschaftliches Verhältniß zwischen einem Wasserschwein (Hydrochoerus Capybara), welches sich im Hamburger Thiergarten befand, und seinem Nachbar, einem Tapir (Tapirus), berichtet Dr. R. L. Brehm in seinen „Bildern und Skizzen aus der Thierwelt" (S. 279). Es kam zu dessen Gitter heran, streckte den Kopf hindurch und forderte den Tapir auf, sich mit ihm zu beschäftigen — welchem Verlangen der gefällige Dickhäuter auch durch Liebkosungen entsprach. Dasselbe Thier erkannte auch Freundschaftsbezeugnngen von menschlicher Seite mit großem Danke an. Dem Bruder des Herrn Erzählers war es sehr zugethan, folgte ihm wie ein Hund und bekundete durch ein unnachahmliches und unbeschreibliches Kichern seine Freude, wenn es ihn erblickte.

In demselben Garten hatte der nämliche Herr Gelegenheit, ein überaus inniges Verhältniß zwischen einem männlichen Pelikan und einer Störchin zu beobachten. „Man sah, wenn der Pelikan sich am Lande befand, die beiden so sehr verschiedenen Vögel stets zusammen; sie nestelten sich gegenseitig im Federkleid herum, der Wadvogel klapperte dem Ruderfüßler seine zärtlichen Gefühle in's Ohr, und dieser streichelte die Freundin gar anmuthig mit seinem ungefügen Schnabel. Aber dabei blieb es nicht, denn es geschah wiederholt das Unerhörte, daß der Pelikan die Störchin betrat. — — Dieses in jeder Hinsicht auffallende Gebahren des Vogels ist nicht bloß vom Inspector und von den Wärtern des Gartens, sondern auch von meinem Bruder wiederholt beobachtet worden."

Nicht so auffallend durch die Verschiedenheit der Thierart, aber darum um so inniger und reiner war die Liebe, welche einen Canarienvogel und einen Distelfink verband, von denen Oskar

Honoré in seiner Schrift „Ueber das Gemüth der Thiere" berichtet. Die beiden Thiere lebten in innigster Freundschaft und suchten sich gegenseitig durch ihren Gesang zu erfreuen. Eines Tages entwischte der Canarienvogel aus dem Bauer, während es gelang, den Distelfink zurückzuhalten, der nun vom Käfig aus die Rufe seines auf einem benachbarten Baume sitzenden Kameraden beantwortete. Aber als derselbe sich entfernt hatte, hörte der arme Gefangene auf zu singen und verweigerte die Nahrung, bis man ihm einen andern Canarienvogel zum Gefährten gab. Anfangs schien er erfreut und getröstet; aber bald bemerkte er die Täuschung, zog sich in eine Ecke zurück und starb nach zwei Tagen.

Von der Freundschaft eines Schwalben-Paares mit einem Rothschwänzchen-Paar erzählt Dr. A. Boehme (Hausfreund, 1874, S. 778) Folgendes: „Ein Schwalben-Paar fand bei seiner Rückkehr sein altes Nest in einem Stalle von Rothschwänzchen besetzt. Es baute nun dicht daneben, wobei das brütende Rothschwänzchen oft berührt wurde. Nachher brüteten beide Weibchen noch eine Zeitlang friedlich zusammen neben einander. Auch bei der Fütterung der Jungen fiel nie eine Störung vor. Als die Rothschwänzchen ihre Brut groß hatten, bauten sie in einem Schuppen ein eigenes Nest; aber siehe da, die Schwalben (welche sich wohl an den Umgang gewöhnt hatten — der Verf.) folgten später nach, besserten ein altes Nest aus, und beide Pärchen hielten auch hier gute Nachbarschaft."

Sehr auffallend für Alle, welche den wilden und räuberischen Charakter des Sperbers kennen, wird folgende Beobachtung sein, welche Herr Franz Bielefeld, k. k. Telegraphen-Beamter in Bad Wartenberg, dem Verfasser am 15. Dec. 1875 mitgetheilt hat. Ein demselben befreundeter Bade-Arzt besaß einen Sperber und einen Staar, deren Käfige neben einander standen. Dadurch entwickelte sich nach und nach ein derart freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Thieren, daß der Sperber Stückchen von seinem Fleisch nahm und sie dem Staar hinüberreichte. Später war die Freundschaft so groß, daß der Staar den Sperber in seinem Käfig besuchen durfte, während jeder andre Vogel, der in die Nähe des Räubers kam, sofort zerrissen wurde.

Auch in der niederen Thierwelt fehlt es nicht an sehr auf-

fälligen Beispielen enger Freundschaft zwischen Angehörigen sehr verschiedener Thierarten. So hat Herr Friedrich Möller in San Antonio in Texas, wie er am 21. Jan. 1876 an den Verfasser schreibt, gesehen, wie in jener Gegend eine aschgraue Katze in mit Gestrüpp und Reisig verdeckten Erdlöchern zusammen mit Klapperschlangen lebt. Wo eine Klapperschlange, sagt Herr Möller, in der Gegend ist, wohnt sie bei der Katze als Miether. Weitere Beispiele eines ähnlichen und dauernden Zusammenlebens ganz verschiedener Thierarten werden bei Besprechung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Thiere Erwähnung finden. Aber noch viel tiefer herab auf der Scala der thierischen Wesen zeigen sich unverkennbare Spuren oder Beweise für das Vorhandensein eines Gefühls, welches man in der Regel als alleiniges Eigenthum höher bevorzugter Geister und ihrer gleich oder ähnlich gestimmten Seelen anzusehen gewohnt ist, und welches mitunter Geschöpfe, denen man kaum ein Gefühlsleben überhaupt zuzutrauen geneigt sein möchte, zu einem in unsern Augen fast unerklärlichen Benehmen oder Verhalten bestimmt. So erzählt Karl Vogt (Ferienstudien am Seestrande), daß der gefräßige Oktopus, gemeine See-Polyp oder Pulpe, ein ganz naher Verwandter der Sepien oder Tintenfische, von deren leidenschaftlichem Liebesleben Herr G. H. Schneider in seinen „Bildern aus dem Aquarium in Neapel" eine so interessante, leider im Anfangstheile dieser Schrift, weil dem Verfasser zu spät bekannt geworden, nicht wiedergegebene Schilderung veröffentlicht hat — daß dieser Oktopus, der nach jedem Thiere, das ihm in die Nähe kommt, den mit Hunderten von Saugnäpfen bewehrten Arm auswirft, mit dem nicht minder räuberischen Meeraal (Conger) zusammen friedlich unter demselben Steine haust, ohne demselben etwas zu Leid zu thun, während jeder andere Fisch ihm als Beute zufällt. In einem von Vogt gehaltenen Aquarium wurden nach und nach alle in demselben befindlichen Schleimfische von zweien dieser lauernden Bestien mit ihren goldgrünen Katzen-Augen eingefangen und verspeist, während die beigesellten Meer-Aale sorglos heranschwammen, den Kopf häufig unter den Leibessack und sogar bis in die Athemhöhle der Pulpen hineinsteckten, ohne daß diese Miene gemacht hätten, die geliebten Freunde

festzuhalten und zu verspeisen. „Während bei dem Annahen der Schleimfische der Pulpe sichtlich seine Farbe wechselte und die tückischen Augen in lebhafterem Glanze strahlten, brachte der Meeraal nicht die geringste Farbenveränderung hervor, und die gefährlichen Arme wurden sogar in ihrer Stellung verrückt, wenn es dem Fische gefiel, den spitzen Kopf keilförmig unter sie einzudrängen.“

Einen ähnlichen gegenseitigen Liebes- oder Freundschaftsdienst, wie er von den Affen beschrieben wurde, leisten sich auch die See-Krabben einander, indem sie die auf dem Rücken dieser Thiere in Menge wachsenden Parasiten oder Schmarotzer-Thiere einander ablösen und verzehren. G. H. Schneider (Das Leben und Treiben auf dem Meeresgrunde) sah öfter, wie eine größere Krabbe eine kleinere oder schwächere mit allen Beinen packte und fest umklammert hielt, so als ob sie dieselbe fressen oder — lieben wolle. Allein, was geschieht? „Während sie den Gefangenen mit mehreren Fußpaaren festhält, liest sie ihm mit der einen Scheere die Parasiten von seinem Rücken ab und frißt diese, ganz so wie es zum Entsetzen des Berliner Thiergarten-Publikums die Affen machen. Nähern sich, während ein Krabbe mit Fressen beschäftigt ist, zudringliche Bettler, Diebe und Räuber, so haut sie mit den Füßen, ohne das Fressen einzustellen, muthig auf sie ein oder verbirgt ihren Bissen ganz hinter ihren Scheeren, genau so, wie Kinder ihre Leckerbissen an die Brust drücken oder mit den Händen bedecken, wenn andre Leckermäuler kommen und Etwas begehren.“ Ueberhaupt hat nach Schneider die Art, wie Krabben ihre Nahrung zerzupfen und zum Munde führen, große Aehnlichkeit mit dem Fressen der höheren Wirbelthiere und etwas ganz Menschliches. Sie benutzen ihre Scheeren beinahe grade so, wie der Mensch seine Hände.

Eine Art dieser Krebse, die s. g. Wollkrabbe (Dromia vulgaris), bedeckt sich sogar zu ihrem Schutze fast ganz mit Spongien oder Schwämmen (meist Sarcotragus spinosulus) und hält diese Thiere mit besonderen Rückenfüßen auf ihrer Schale fest, um gegen feindliche Angriffe geschützt zu sein. Der Schwamm selbst hockt als buckliger Reiter auf seinem Wirthe und läßt sich gemüthlich mit herumtragen. Bei jeder Berührung duckt sich die Wollkrabbe so

auf ihre Unterlage, daß die Spongie dieselbe fast berührt und der Krebs vollständig darunter versteckt ist.

Dieses Schutzbedürfniß der so mannichfachen Verfolgungen ausgesetzten Seekrebse hat übrigens zu einem Verhältniß geführt, welches unter den hier zur Sprache kommenden als das weitaus merkwürdigste erscheint — es ist die berühmte Freundschaft zwischen Einsiedler-Krebs und See-Rose, deren interessante Einzelheiten durch die Beobachtungen der Naturforscher in den letzten Jahrzehnten zum Erstaunen der gelehrten und nichtgelehrten Welt bekannt geworden sind. An den Küsten fast aller Meere, insbesondere des Mittelmeeres, lebt in großer Menge eine allen Küstenbewohnern wohlbekannte Krebs- oder Krabben-Art, oder die Familie der s. g. Eremiten-Krebse (Pagurina), auch Bernard-Eremiten oder Einsiedler-Krebse oder Paguren genannt. Der Hinterleib und Schwanz dieser Thiere ist länglich und sackförmig, hat nur oberhalb einzelne harte Platten und ist sonst so weichhäutig, daß die Thiere das Bedürfniß nach einem Schutze für diesen edlen Theil ihres Körpers fühlen. Diesen Schutz gewinnen sie nun dadurch, daß sie leere oder verlassene Schneckengehäuse aufsuchen, in denen sie den unbedeckten Theil ihres kostbaren Selbst bergen, und welche sie allerorten mit sich herumschleppen. Ja, in der Regel haben die Schneckengehäuse so viel Raum, daß der Krebs im Stande ist, sich bei Gefahr vollständig hinter den Rand der Oeffnung zurückzuziehen. Er sitzt auch darin, indem er sich mit einigen umgewandelten Bauchfüßen innerhalb der Schale festhält, so fest, daß es fast nie gelingt, ihn todt oder lebendig herauszuziehen; er läßt sich eher in Stücke reißen oder die Scheeren abbrechen, als daß er nachgibt. Er hat auch hierzu allen Grund; denn es gibt kaum einen komischeren Anblick, als solch einen armen Einsiedler ohne Schale zu sehen, wie er in seinen lächerlichen Bewegungen umherirrt und ängstlich seinen Hinterleib, den ihm hungrige Fische gerne abbeißen möchten, zu bergen sucht. Allerdings kommt ein Zeitpunkt, wo er sein Futteral freiwillig und nothgedrungen verlassen muß, wenn ihm nämlich dasselbe bei seinem zunehmenden Wachsthum zu eng wird. Der Krebs muß daher, je nachdem er wächst, seine ursprüngliche Wohnung mit größeren Muscheln vertauschen,

was er öfter in seinem Leben unter stetem Anprobiren bewerkstelligt. Auf den so umhergeschleppten Schneckengehäusen siedelt sich nun allerhand kleines Gethier, zierliche Polypen, niedliche Moosthiere oder Bryozoen, kleine Meereicheln (Balanus), Schwämme u. s. w. an, welche Thiere diesen Platz wahrscheinlich deßhalb mit Vorliebe zu ihrer Ansiedelung wählen, weil die beständige Unruhe des Eremiten, sein stetes Hin- und Herlaufen eine häufige Erneuerung des umgebenden oder umspülenden Wassers und deßhalb größere Leichtigkeit der Ernährung und Athmung bewirkt. Der Herr des Hauses selbst kümmert sich wenig oder gar nicht um diese ungebetenen Gäste; er schleppt sie mit sich umher, ohne ihrer weiter zu achten. Dieses gilt wenigstens für diejenigen Eremiten-Krebse, welche am Strande und in geringer Meerestiefe leben. Anders dagegen verhält es sich mit einem in tieferer See lebenden und namentlich bei Neapel sehr gemeinen Einsiedlerkrebs, Pagurus Prideauxii, auf dessen Schneckenhaus sich fast ausnahmslos ein der Familie der schönen Seerosen oder Blumenthiere angehöriger Polyp vorfindet, die Mantel-Aktinie, Actinia oder Adamsia palliata nämlich. Man findet selten einen Krebs ohne Seerose oder letztere ohne ersteren. Man hat diese merkwürdige Genossenschaft lange Zeit als eine Sache des Zufalls betrachtet, bis der englische Naturforscher Gosse durch seine inzwischen von den verschiedensten Seiten her bestätigten Beobachtungen nachwies, daß ein gewisses Einverständniß und ein Gefühl gegenseitiger Liebe oder wenigstens Zuneigung mit im Spiele sein muß, und daß die Thiere selbst mit aller Macht dahin streben, ihre sonderbare Vereinigung aufrecht zu erhalten. Auch verstehen sie sich unter einander vortrefflich. Denn während die fest um die Schale gelagerte Adamsia oder Seerose sich gegen jede fremde Berührung äußerst empfindlich zeigt und sofort unter Einziehung ihrer Fühlfäden ihre langen, reich mit Nesselkapseln besetzten Mesenterialfilamente oder violettblaue, wie Würmchen sich hin und her bewegende und durch Berührung in einem gewissen Grade vergiftend wirkenden Körperfäden hervorstreckt, bleibt sie bei den stärksten Berührungen ihres Freundes, des Krebses, der ihr mit seinen Scheeren oft sogar in das weit geöffnete Maul hineinfährt, gänzlich empfindungslos und zieht nicht einmal die

Fühlfäden ein, selbst wenn sie der Krebs mit der Scheere plattdrückt. Ja, sie läßt sich sogar von dem Freunde füttern, und C. Vogt gibt an, daß der Krebs kein Stückchen Fleisch verzehre, ohne der Freundin ihr Theil zukommen zu lassen, während Oskar Schmidt nur gesehen hat, daß die letztere dadurch gefüttert wird, daß der Gastfreund mit seinen Hülfskiefern den Sand des Bodens aufrührt und aufwirbelt, wobei ein Strom mit allerhand Gethier erfüllten Wassers an der Mundöffnung der Aktinie vorüberstreicht und ihr so Nahrung zuführt. Damit mag es auch zusammenhängen, daß die Seerose das Schneckenhaus jedesmal in solcher Weise umfaßt hält, daß ihr bogenförmig geöffnetes Maul der Brustfläche des Krebses entspricht und sich direct unter dem Maule desselben hinzieht, wobei es selbst nach unten gekehrt ist. Der Krebs selbst kennt diesen Vortheil so gut, daß er, wenn die Adamsia zufällig eine andre Stellung einnehmen sollte, nicht ruht und rastet, bis er die Freundin an den gehörigen Platz gebracht hat. Zur Ausübung dieses Liebesdienstes findet er auch ziemlich häufig Gelegenheit, da er, so oft er das alte Gehäuse verläßt und ein neues bezieht, die Freundin in die neue Wohnung aufnimmt. Er arbeitet alsdann mit seinen Scheeren an dem Fuße derselben so lange herum, bis er sie von dem alten Gehäuse losgelöst hat, worauf er das neue Haus herbeischleppt und schiebt und drängt, bis die Adamsia endlich ihre richtige Stellung gefunden und sich in dieser befestigt hat. Diese Stellung ist aber unausweichlich dieselbe; noch nie hat man eine Adamsia auf der entgegengesetzten oder der dem Rücken des Krebses entsprechenden Seite des Gehäuses gefunden, während sich andre See-Anemonen oft genug daselbst ansiedeln. Auch hat nach Vogt noch Niemand eine Adamsia auf einem nicht von einem Eremiten bewohnten Schneckenhause oder auf einem andern Gegenstande, sondern immer nur in Gesellschaft mit ihrem Freunde gesehen, welcher diese treue Anhänglichkeit mit ausgesuchter Sorgfalt und Liebe vergilt. „Von der wirklich zärtlichen Sorgfalt,“ sagt Vogt, „womit der Krebs seine Freundin behandelt, füttert und pflegt, von der Mühe, die er sich gibt, stelzbeinig einherzuschreiten, um sie nicht zu verletzen, kann sich Jeder leicht überzeugen, der die Thiere in einem Aquarium sieht.“ — „Es läßt sich nicht leugnen, daß der Einsiedler-

krebs seiner Genossin herzlich zugethan ist und, was ihr nützt, nach Kräften zu fördern, was ihr schadet, abzuwenden sucht — mögen auch die Gründe solchen Benehmens uns noch verborgen bleiben.“ Dasselbe ist um so bemerkenswerther, als der Einsiedlerkrebs sonst ein sehr mürrischer, unverträglicher Geselle ist, der sich namentlich gegen Seinesgleichen rauh, barsch und selbst grausam benimmt. Sie führen erbitterte Kämpfe unter einander auf und suchen sich gegenseitig aus den Schalen herauszureißen.

Diese interessanten Mittheilungen hat Herr G. H. Schneider durch seine Beobachtungen im Aquarium in Neapel bestätigt und ergänzt. Der Krebs hat nach ihm keine Freude, denkt nicht an Fressen, sondern läßt, wie Herr Schneider mehrfach feststellen konnte, den schönsten Bissen unberührt liegen, bis er seine hübsch violett gefleckte Rose gefunden hat, und bis es ihm gelungen ist, dieselbe zu bewegen, sein Haus zur Wohnstätte zu wählen, um mit ihm vereint zu leben. Ist die Schale, auf der er sie gefunden hat, und deren Insasse ihr durch einen räuberischen Pulpen oder durch den natürlichen Tod entrissen worden war, zu klein für seinen Leibesumfang, so „entwickelt sich eine überaus interessante, bei diesen Thieren kaum vermuthete, rührende Scene“.

„Der Krebs legt sich an die Seerose, packt mit der einen Scheere deren Tentakel-Kranz, zieht und drückt denselben an seine Schale, betastet und bestreichelt mit den übrigen Beinen das Blumenthier und macht eine ganz eigenthümliche Rückbewegung, durch welche er die geliebte Rose zum Uebersiedeln zu bewegen sucht. Hat er eine halbe Stunde lang dieses ruckweise Anziehen fortgesetzt, so nimmt der Gegenstand seiner Liebe eine ganz andre Form an. Während unsre Rose vorher flach die Schale umgab, dehnt sie sich jetzt nach dem Krebs zu aus, wird ganz hoch und bekommt die für die andern Blumenthiere charakteristische Form. Sie umschloß die Schneckenschale ringförmig, und ihre Sohlenränder schienen zusammengewachsen. Jetzt löst sie diese letzteren von einander und hebt den einen Theil der Sohle ganz von der Schale ab. Die Sohle bläht sich an diesem Theile auf, krümmt sich dadurch zurück, biegt sich dann ganz um und heftet sich an der Schale des werbenden Einsiedlers an. Dieser haftende Theil rutscht weiter, und

in wenigen Stunden hat die schöne Freundin den Werber und dessen Schale ganz umschlungen."

Mitunter setzt es auch harte Kämpfe unter den einzelnen, nach einer Gefährtin ausschauenden Einsiedlern, welche sogar sehr oft mit dem Tode eines der Nebenbuhler endigen, indem sie sich gegenseitig aus den Schalen treiben und in den weichen Hinterleib kneipen.

Die Ursache dieser rührenden Freundschaft findet der genannte Herr Beobachter in einem gegenseitigen Interesse, indem der Krebs durch die geschilderten Nesselfäden der Seerose gegen Feinde geschützt wird, während das Blumenthier seinerseits durch das beschriebene Aufrühren des Bodens, welches der Krebs mit seinen Hülfskiefern hervorbringt, seine Nahrung findet und ohne ihn wahrscheinlich gar nicht würde existiren können. Uebrigens benimmt dieses, wenn es so ist, der merkwürdigen Freundschaft der beiden Thiere als solcher nichts von ihrem psychologischen Werth oder Interesse. Pflegen doch auch bei den Menschen diejenigen Freundschaften die stärksten zu sein, welche zugleich dem Wohlbefinden oder Interesse beider Theile am förderlichsten sind!

Alle diese Beispiele und Beobachtungen beweisen wohl zur Genüge, daß eine innige Freundschaft zwischen Angehörigen sehr verschiedener Thiergattungen möglich ist. Um so eher und mehr darf erwartet oder vorausgesetzt werden, daß dasselbe in noch weit höherem Grade unter Angehörigen derselben Thier-Arten der Fall ist. So hatte Troegel (a. a. O., S. 98) Gelegenheit, zwei zahme Enten zu beobachten, welche zwei ziemlich weit von einander entfernt wohnenden Besitzern angehörten, aber auf einem außerhalb des Städtchens gelegenen Teich, auf welchem sie den Tag über zubrachten, Bekanntschaft gemacht hatten. Ihre vielleicht mit Liebe gepaarte Freundschaft ging so weit, daß der Enterich die Ente jeden Abend nach ihrer Wohnung geleitete, obgleich dieses ein großer Umweg für ihn war. „Ich konnte mich," fügt Herr Troegel hinzu, „nicht des Lachens enthalten, so oft ich Zeuge dieser komischen Höflichkeits-Scene war."

Ludwig Brehm erzählt in einem uns vorliegenden Aufsatz über „Das Gemüthliche der Vögel" folgende Freundschafts-Aeuße-

rungen von Seiten der gefiederten Bewohner der Lüfte: Von zwei befreundeten, in zwei verschiedenen Bauern gehaltenen, aber frei im Zimmer verkehrenden Canarienvögeln hatte der eine seinen Kopf, ohne daß es bemerkt worden wäre, in ein enges Drahtgitter eingezwängt und war nahe daran zu ersticken, bis der andre durch hastiges Anpicken und Herbeirufen der Herrin ihn rettete. Als das Rettungswerk gelungen war, verließ der Retter seinen leidenden Freund nicht eher, als bis derselbe vollkommen genesen war, worauf beide Vögel sich auf den Hals der Dame setzten und sie sanft anpickten, so als ob sie ihren Dank bezeugen wollten. — Von zwei Alpenlerchen im Besitze des Herrn Pfarrer Peteny in Pest (eines Freundes des Herrn Brehm) starb die eine, worauf die andere aus Kummer ebenfalls zu Grunde ging, nachdem man ihr vergeblich als Ersatz eine Feldlerche beigesellt hatte. Sie vertrug sich zwar gut mit derselben, aber da sie ihr in fremden Tönen antwortete, bekam sie keine Liebe zu ihr und starb an gebrochenem Herzen. — Ebenso erging es einem Kernbeißer=Paar, im Besitz des verstorbenen Kammerherrn von Schönberg zu Wenigenauma. Eine halbe Stunde, nachdem das Weibchen gestorben war, starb auch das Männchen aus Betrübniß. Brehm untersuchte die kleinen Leichen und fand das Innere des letztgestorbenen Vogels ganz gesund, während der erstgestorbene die Zeichen einer Unterleibs=Entzündung erkennen ließ. — Von zwei zahmen Kranichen im Besitz des Herrn von Seyffertitz war das Weibchen gefährlich verwundet worden. Das Männchen ging ihm, so lange es krank war, nicht von der Seite und gerieth außer sich, als es starb. Es rührte kein Futter an, suchte überall nach dem inzwischen hinweggebrachten Leichnam, zeigte alle Anzeichen tiefster Betrübniß und verließ den Stall, in welchem es mit seinem Kameraden zusammen gewesen war, den ganzen Winter nicht mehr. Obgleich die zwei oder drei letztgenannten Fälle eigentlich in das bereits abgehandelte Kapitel der „Gattenliebe" gehören, so mögen sie doch als mit dem Freundschaftsgefühl auf das Nächste verwandt und interessant genug hier noch eine Stelle finden.

Wilson (bei Brehm, Thierleben, IV, S. 126) erzählt von der Freundschaft zweier Karolina=Papageyen, welche leider

bald durch den Tod getrennt wurde. Der übrig gebliebene, Namens Polly, war mehrere Tage lang ruhelos und untröstlich. Man brachte nun einen Spiegel herbei, in welchem derselbe sein Bild erschaute und in Folge dessen eine Zeit lang außer sich vor Freuden war. „Rührend war es zu sehen, wie sie (Polly), wenn der Abend nahte, ihr Haupt hart an das Bild im Spiegel legte und dann ihre Befriedigung durch flüsternde Rufe ausdrückte.“

Ein sehr starkes Gefühl für Freundschaft scheinen, ebenso wie zu andern Thieren, auch zu ihrem eignen Geschlecht die Affen zu haben. Im Pariser Pflanzengarten befanden sich zwei Weibchen des Coaita oder Spinnen-Affen (Ateles marginatus), eines auch an den Menschen sehr anhänglichen Thieres. Von ihnen erzählt Geoffroy St.-Hilaire, daß sie sich selten trennten und sich fast immer mit ihren langen Schwänzen umschlungen hielten. Sie theilten ihre Mahlzeiten mit einander, und niemals entstand unter ihnen, wie so leicht unter andern Affen, ein Streit über die ihnen gereichten Leckerbissen. — Troegel (a. a. O., S. 102) sah in demselben Garten einen Chimpanse, welcher sich als Freund und Protector eines kleinen amerikanischen Affen aufwarf, der von seinen Kameraden vielfach geneckt, gehänselt und selbst gequält worden war. Er entriß ihn einem seiner Angreifer, nahm ihn in eine Ecke, hätschelte und liebkoste ihn und bewahrte ihn von da an vor dessen Quälereien.

Die meisten Beobachtungen solcher Freundschaft oder Kameradschaft hat man selbstverständlich wiederum an Hausthieren gemacht, und zwar in erster Linie an den Hauptrepräsentanten derselben, an Hund und Katze, deren enger Umgang mit dem Menschen derartige Beobachtungen am ersten ermöglicht. Einige Beispiele von gegenseitiger Pferde-Freundschaft sind bereits mitgetheilt worden. Weit häufiger sind die Beispiele von Hunde-Freundschaften, wobei allerdings sehr oft auch die schon bei dem Einsiedlerkrebs berührte Interessen-Frage mit in das Spiel kömmt. Namentlich verbinden sich befreundete Hunde gerne zu gemeinsamer Jagd, wohl wissend, daß ein Jeder für sich allein zu schwach oder unvermögend ist, das edle Waidwerk mit Erfolg zu betreiben. So berichtet Herr Oberförster F. A. Kormahl dem Verfasser in einem bereits erwähnten

Briefe von zwei in seinem Besitze gewesenen Hunden, einem Hühnerhund und einem Dachshund, die sich vortrefflich mit einander verstanden und gemeinschaftlich auf eigne Faust die benachbarten Reviere abjagten. War einer von ihnen an die Kette gelegt, so blieb der andere zu Hause. Da jedoch der Hühnerhund einen sehr starken Hals und einen kleinen Kopf hatte, so gelang es ihm trotz des festgeschnallten Halsbandes, den Kopf herauszuziehen und sich so zu befreien. War dieses geschehen, so dauerte es gar nicht lange, bis beide verschwunden waren. Hing jedoch der Dachs an der Kette, so blieben sie zu Hause, da sich der letztere seines dicken Kopfes wegen nicht befreien konnte. Nachdem man dieses bemerkt hatte, hielt man stets den Dachs gefesselt. Da hört eines Tages Frau K. ein klägliches Gewinnsel und erblickt, als sie in den Hof kömmt, den Hühnerhund mit allen Kräften bemüht, dem Dachshund das Halsband über den Kopf zu ziehen, und zwar so, daß derselbe ohne ihre Intervention wahrscheinlich erwürgt worden wäre. — Derselbe Herr beobachtete in Eibenstock im Anfang der fünfziger Jahre eine dreifache Freundschaft zwischen drei Dachshunden, welche jeder Einem von drei Jagdfreunden angehörten. Nachdem sie sich einigemal auf gemeinschaftlichen Jagden gesehen und kennen gelernt hatten, gingen sie ohne Herrn gemeinschaftlich auf die Jagd. War der Hund des Oberförsters, der in der Regel an der Kette hing, einmal durch Zufall losgekommen, so bellte er einigemal vor dem Hause des Kaufmanns E. D., worauf sich dessen Hund aus der Stube schlich. War dieses gelungen, so gingen beide vor das Haus des Herrn B. D. und wiederholten hier das Manöver. War der dritte heraus, so ging es gemeinschaftlich den nächsten Weg in das angränzende Forst-Revier, wo dann eine mehrstündige Hetze stattfand. Niemals aber ging einer der Hunde allein. — Herr Gutsbesitzer Beust in Erkner bei Berlin schreibt dem Verfasser von einem in seinem Besitze gewesenen Wachtelhund, welcher eine enge Freundschaft mit einem englischen Pinscher schloß, der dem Bahnhof-Restaurateur gehörte. Der Bahnhof liegt unmittelbar neben dem Königsforst, in welchem sich eine große Menge entlaufener und wild gewordener Kaninchen befinden. Der Wachtelhund hatte bei Spaziergängen oft nach den Kaninchen gejagt, ohne jemals eines erwischen

zu können. Nun aber traf er eine Verabredung mit seinem Freund, welchen er in der Regel Morgens früh abholte, worauf sie zusammen in den Forst stürmten. In der Regel kamen sie dann mit einem jungen Kaninchen, das oft schon halb verzehrt war, zurück. Die andre Hälfte brachte dann der Wachtelhund, da der Engländer im Fressen sehr verwöhnt war und an der Mahlzeit nicht Theil nahm, auf den Gutshof und ließ sie vor dem großen Kettenhund fallen, welcher auf diese Weise auch sein Theil erhielt. — Herr K. Jordan in Moos bei Würzburg besaß (laut Brief an den Verfasser vom 1. Jan. 1876) zwei Hunde, einen Jagdhund (Hektor) und einen Rattenfänger (Petz), welche eine enge Freundschaft geschlossen hatten und namentlich gerne gemeinschaftlich auf die Jagd gingen, wobei mancher junge oder halbwüchsige Hase ihre Beute wurde. Hektor wurde deßwegen an die Kette gelegt, und Petz theilte freiwillig seine Gefangenschaft. „Nun habe ich," fügt Herr J. bei, „kürzlich beobachtet, wie Petz mit einem sehr gehaltreichen Knochen aus der Küche stürmte und denselben direct seinem Jagdgefährten zubrachte, welch letzterer sich zunächst durch ein freundschaftliches Lecken erkenntlich zeigte und dann erst die willkommene Mahlzeit annahm."

Das gemeinschaftliche Jagen zweier oder mehrerer Hunde und auf eigne Faust ist übrigens ein sehr häufiges Vorkommniß, und die Thiere entfalten dabei oft eine auffallende Verschlagenheit. So erzählt Herr Paul Graff in Rostock dem Verfasser in einem bereits erwähnten Briefe von einem Wachtel- und einem Schäferhund, welche, sobald es dunkelte, zusammen nach dem Walde liefen und in der Art jagten, daß der Eine längst des Saumes des Waldes dahintrabte, während der Andere das Feld abstreifte. Stöberte nun der Letztere ein Stück Wild auf, so lief es naturgemäß dem Walde zu, wobei es von dem Andern abgefangen wurde.

Daß die Liebe der Hunde-Freunde auch über das Grab hinauszureichen im Stande ist, mag folgender, von Herrn Leopold Doré in Wien am 22. Februar 1877 dem Verfasser mitgetheilter Fall lehren: Herr Nemety in Ungarn besaß einen großen ungarischen Wolfshund und einen kleinen Pinscher, welche beide Thiere durch innige Freundschaft verbunden waren. Als Frau

Nemety, welche den kleinen Pinscher besonders liebte, auf vier Wochen verreisen mußte, nahm dieser keine Nahrung, verendete nach vierzehn Tagen und wurde im rückwärtigen Theile des Gartens begraben. Bei ihrer Rückkehr wurde Frau N. von dem großen Hund mit deutlichen Zeichen der Betrübniß empfangen. Er legte sich zu ihren Füßen und gerieth in große Unruhe, als Frau N. mehrmals zu ihm sagte: Wo ist der Lidi? Bring' mir den Lidi! Er rannte mehremal nach der Thür, bis man ihm endlich öffnete, und stürzte zum Hausthor über den Garten-Zaun. Keiner der Anwesenden wußte, was das Benehmen des Hundes zu bedeuten hätte, bis derselbe nach Verlauf von etwa einer Stunde heftig an der Thür kratzte und, als man ihm öffnete, den kleinen todten Hund, den er ausgescharrt hatte, seiner Herrin zu Füßen legte. „Man kann den Eindruck," setzt der Herr Briefschreiber hinzu, „den diese Scene auf die Anwesenden machte, unmöglich schildern."

In ähnlicher Weise benahm sich ein kleiner Bulldogge, über welchen Herr F. Bielefeld in Bad Wartenberg in einem schon erwähnten Briefe dem Verfasser berichtet hat. Der Hund besaß in einem eine Viertelstunde von dem Bad entfernten Dorfe eine Freundin, welcher er täglich die besten Bissen zutrug. Als diese Freundin erschossen wurde, besuchte er täglich zweimal ihr Grab, heulte dort längere Zeit, und es gelang ihm sogar, das Grab aufzuscharren. Sein Benehmen war also fast dasselbe, wie das bereits auf S. 69 geschilderte des Hundes des Herrn Abertshauser.

Wie Hunde ihre Freunde zu rächen verstehen, mögen folgende Beobachtungen lehren. Herr Oberlehrer Bruno Lincke in Gera (mit Brief an den Verfasser vom 18. Novbr. 1875) erzählt: „In den vierziger Jahren besaß unsre Familie einen Jagdhund (Feldmann), ein sehr gutmüthiges Thier, der nur biß, wenn sich Jemand an seinem Herrn vergriff. Ferner eine Dachshündin (Belline), welcher bei einer Fuchshetze der Oberkiefer vollständig zerbissen worden war. In Folge dessen war sie ziemlich wehrlos andern Hunden gegenüber und wußte einer Schäferhündin, mit der sie in Feindschaft lebte, nicht anders zu begegnen, als dadurch, daß sie sich auf den Rücken legte und mit den übrig gebliebenen zwei Zähnen

nach ihrem Bauche stieß. Eines Tages war dieses wieder geschehen, während Feldmann nicht weit davon in einem Zwinger eingesperrt der Scene zusah, ohne seiner Freundin beistehen zu können. Eine Stunde später wollte ich mit meinem Vater auf den Anstand gehen und ließ Feldmann aus dem Zwinger. In diesem Augenblick ging die Schafhündin vorüber, und, während sonst ein Hund einer Hündin nichts zu Leid zu thun pflegt, sprang Feldmann auf dieselbe los, schüttelte sie tüchtig ab und warf sie dann verächtlich auf den Boden. Nach diesem Rache-Act der Freundschaft kam er zu mir, als ob Nichts geschehen wäre, und folgte mir in's Haus." — Herr J. Lukas in Pekin in Illinois schreibt dem Verfasser von einem Jagdhund (Tappes) und einem verhätschelten Pinscherchen (Lilli), welche eine innige Freundschaft verband. Tappes überläßt der Freundin nicht nur alle Leckerbissen, sondern knackt ihr selbst Hasel- und Pekan-Nüsse auf und legt sie ihr zu Füßen. Eines Tages war Lilli auf die Straße gerathen und von einem daselbst herumlungernden Hund arg zerzaust worden. Schreiend und klagend lief sie auf den Hof zurück, aus welchem man sie sogleich darauf mit Tappes zurückkommen und nach der Straße laufen sah, wo sich der Missethäter noch arglos umhertrieb. Wüthend stürzte sich Tappes auf ihn und gab ihm eine exemplarische Züchtigung, worauf er mit Lilli umkehrte und nach Hause trollte. — Eine sehr hübsche, selbst gemachte Beobachtung persönlicher Freundschaft zwischen zwei Hunden theilt Reclam (a. a. O., S. 337 u. folg.) mit. Er hatte einen großen Neufundländer Hund gekauft, welcher in einem benachbarten Dorfe an der Kette und dabei sehr schlecht gehalten und behandelt worden war. Das Thier gedieh bei besserer Pflege sichtlich und belohnte diese Pflege mit einer großen Anhänglichkeit und Liebe zu seinem neuen Herrn, während es, wenn es seinen früheren Peiniger erblickte, die Zähne blöckte und sich eng an seinen Herrn anschmiegte. Als dieser nach Verlauf von dreiviertel Jahren wieder in das Dorf kam, wo der Hund gekauft worden war, wurde der letztere sehr ängstlich und war nicht zu bewegen, auch nur bis an das Thor jenes Gutes, das er früher bewohnt hatte, zu kommen, wurde aber sehr freudig erregt, als man sich wieder davon entfernte. Endlich trat sein Herr in eine Dorfschenke ein, wo man eines alten

Hundes von gleicher Größe wie der Neufundländer ansichtig wurde. Während nun der Letztere sich um die vielen, in den Straßen des Dorfes ihn umschwärmenden oder anbellenden Hunde gar nicht gekümmert hatte, eilte er sofort mit mächtigen Sätzen und mit freudigem Gebell auf den alten Freund zu, der ihn aber anfangs nicht erkannte. Um ihm diese Erkennung zu erleichtern, legte sich der Neufundländer vor dem Freunde auf den Rücken (was sonst ältere männliche Hunde nie zu thun pflegen), wedelte heftig mit dem Schwanze, sprang auf und umkreiste den gefundenen Freund in jubelnden Sprüngen, leckte ihm wiederholt die Schnauze — kurz, benahm sich in der ausgelassensten Weise — voll Freude über den Anblick eines früher geliebten Kameraden, welcher nun seinerseits die Liebkosungen des jüngeren Freundes mit ernster Würde entgegennahm. „Ist für diese Beobachtung," fragt Reclam, „bei welcher ich für die Richtigkeit jeder Einzelnheit einstehe, eine andere Deutung möglich, als die der persönlichen Freundschaft? Ob wohl viele Menschen, welche aus ärmlichen Verhältnissen des Dorfes in günstige Lage in die Stadt kamen, nach dreiviertel Jahren einen alten Freund im Dorfe mit ähnlicher Freude bewillkommnen würden?"

Von einer Katzen-Freundschaft erzählt Fr. M. von B. in Petersburg in einem schon erwähnten Briefe: „Wir hatten eine kleine, brave, graue Katze im Hause, die, sonst immer sanft und gut, wüthend wurde, wenn man ihren Liebling, den großen, furchtsamen, schwarzen Kater angriff. Sie vertheidigte ihn muthig gegen Thiere und Menschen und warf sich einmal sogar auf die Magd, die ihn zum Zimmer hinaustreiben wollte." Deßgleichen berichtet Herr Stud. H. W. Dahlen in einem ebenfalls bereits angeführten Schreiben an den Verfasser von dem Hofgut Geisberg bei Wiesbaden: „Einer Katze hatte man alle ihre Jungen bald nach der Geburt genommen, mit Ausnahme eines Katers, welcher kräftig heranwuchs. In späterer Zeit hatte sich zwischen Mutter und Sohn ein zärtliches, liebendes Verhältniß entwickelt, und beide lagen oft in den zärtlichsten Umarmungen zusammen. Es kam jedoch nach einiger Zeit vor, daß die Kätzin wieder Junge erhielt, welches Ereigniß eine sichtliche Störung der gegenseitigen Zuneigung mit sich

führte. Allein eines Tages tödtete die alte Katze ihre sämmtlichen Jungen, worauf das frühere Verhältniß der beiden wiederhergestellt war!!“

Daß auch bei niederen Thieren das Gefühl der Freundschaft ebenso wie dasjenige der Feindschaft unter Angehörigen derselben Arten eine hohe Ausbildung erreichen kann, hat der Verfasser in seiner Schrift über **„Das Geistesleben der Thiere“** auf S. 163 u. flgde. an dem Beispiele der Ameisen dargethan.

Mehr als durch die Freundschaften oder Neigungen der Thiere unter einander ist von jeher die Aufmerksamkeit der Beobachter und Thierfreunde gefesselt worden durch jene Gefühls-Aeußerungen, welche sich auf die Liebe oder Neigung einzelner Thiere zu dem Menschen selbst beziehen. In der That gibt es auch dafür wiederum so zahlreiche Beweise und Beispiele, daß man abermals ganze Bände mit Aufzählung derselben füllen könnte. Aber auch nur ein kleiner Theil derselben wird hinreichen, zu beweisen, daß es sich hier nicht bloß um Instinkt oder Gewohnheit, sondern um wirkliche Liebe handelt, welche sich mitunter in den heftigsten Ausbrüchen der Eifersucht auf andre Thiere oder selbst Menschen, welche jener Liebe Abbruch thun oder zu thun scheinen, Luft macht. Auch weiß das Thier sehr gut zwischen solchen Menschen, welche seine Liebe verdienen, und zwischen solchen, welche sie nicht verdienen, zu unterscheiden, wie ja aus der soeben erst mitgetheilten Beobachtung des Herrn Prof. Reclam an seinem Neufundländer Hund sehr deutlich hervorgeht. Nichtsdestoweniger kennt man rührende Beispiele von Thieren, namentlich Hunden, welche Haß mit Liebe, Grausamkeit mit Wohlthat lohnten und welche Diejenigen, die sie soeben dem Tode überliefern wollten, zum Danke dafür von Tod oder Verderben retteten. „Alle haben davon gehört,“ sagt Darwin (Abstammung des Menschen, I, S. 33), „wie ein Hund, an dem man die Vivisection ausübte, die Hand seines Operateurs leckte. Wenn nicht dieser Mann ein Herz von Stein hatte, so muß er bis zur letzten Stunde seines Lebens Gewissensbisse gefühlt haben.“ Wir fürchten sehr, daß Darwin's weiches Herz ihm bei dieser Aeußerung einen Possen gespielt hat, und daß die Gewissensbisse der zahlreichen vivisecirenden Herrn Anatomen und Physiologen in das Bereich der

Mährchen verwiesen werden müssen, mögen auch die gequälten Thiere ihren Peinigern noch so oft die Hände geleckt haben! Grausamkeit gegen Thiere ist in kaum geringerem Grade, wie diejenige gegen Menschen, Zeichen eines rohen oder verwilderten Charakters oder eines durch lange Gewohnheit abgestumpften Gefühls und fast noch schlimmer, als jene, da das arme und widerstandslose Thier sich in der Regel ganz in der Gewalt des ihn unbedingt beherrschenden Menschen befindet und keinerlei erfolgreichen Widerstand zu leisten vermag. Es hat daher dem Verfasser immer geschienen, daß eine der schönsten Seiten der orientalischen, namentlich der indischen Religionssysteme durch ihre Vorschriften der Duldung und Barmherzigkeit gegen Thiere oder der Liebe zu allen Geschöpfen Gottes gebildet werde, während in unsrer aufgeklärten und ihrer Humanität sich rühmenden Zeit der offenbare Mangel unsrer religiösen Vorstellungen bezüglich dieses Punktes durch das schöne Bemühen der Thierschutz-Vereine künstlich und unter allerhand Schwierigkeiten ersetzt werden muß. Gute und freundliche Behandlung der Thiere erscheint um so mehr geboten, als, wie jeder Thierkenner weiß, eine solche Behandlung in der Regel in entsprechender Weise von ihnen vergolten wird, und als die der Liebe zu den Menschen so nahe verwandte, schöne Tugend der Dankbarkeit von den Thieren oft in einer Weise geübt wird, welche gar manche Menschen beschämen muß.

So schreibt dem Verfasser Herr Dr. Walter(?), K. K. Rittmeister und Schwadrons-Chef im 4. Ulanen-Regiment in Nagy Michaly in Ungarn, daß er die widerspenstigsten Pferde durch Erweckung ihres Gemüths, das unverständige oder ungeduldige Menschen unterdrückt und hierdurch das Thier bös, stutzig und menschenscheu gemacht hatten, gebändigt und in der kürzesten Zeit zu ganz frommen Thieren umgestaltet habe. Stimme und Blick des Menschen erwiesen sich ihm als die zwei kräftigsten Hebel zur Beherrschung, Zähmung und Beeinflussung, sowie zur Abrichtung des Thieres. Allerdings müssen dem Herrn Briefschreiber zufolge die bei dem Thier unzweifelhaft vorhandenen Verstands- und Denkkräfte geweckt und erzogen werden, wodurch dieselben einer bedeutenden Steigerung fähig sind.

Nirgendwo behandelt man, wie Fr. Maria de Bernardi

in Pegli dem Verfasser in einem bereits erwähnten Briefe schreibt, die Thiere schlechter und grausamer, als in Italien, namentlich in Sicilien. Die Folge davon ist, daß die Hausthiere dort, wie die Briefschreiberin sagt, weniger schön, weniger liebenswürdig, weniger gutmüthig sind, als bei uns in Deutschland, und daß in Sicilien große Furcht vor Thieren, besonders vor Hunden, herrscht. Die letzteren, die man, wenn herrenlos, auf der Straße mit Stöcken und Steinen verfolgt, sind bissig und kläffend gegen Menschen, während sie in Constantinopel, wo man sie ruhig duldet, auch Jeden ruhig seines Weges ziehen lassen.

Um so bewunderungswürdiger erscheint das Benehmen jenes Schäferhundes, über welchen im August 1877 die Zeitungen berichteten, und welcher im Walde bei Oberellenbach, zum Skelett abgemagert, bei der Leiche seines Herrn, eines seit 14 Tagen vermißten und erhenkten Schäfers, aufgefunden wurde, obgleich dieser Herr kurz vor seinem Tode dem treuen Thier ein Bein entzweigeschlagen hatte. Wenn wir weiter erfahren, daß das Thier obendrein trauernd dem Sarge seines grausamen Herrn nachfolgte, so müssen wir uns beschämt gestehen, daß hier das Thier den Menschen in der edlen Tugend der Großmuth und Selbstverleugnung weit übertroffen hat, und daß die Vorschriften der christlichen Sittenlehre, welche bekanntlich verlangen, daß man Böses mit Gutem vergelten solle, von diesem Hund, wenn auch unbewußt, besser befolgt worden sind, als von der weitaus größten Mehrzahl der sich „Christen“ nennenden Menschen. Auch den zahlreichen, zum Theil noch zu erwähnenden Fällen, in denen Thiere den Tod ihrer geliebten Herren oder Herrinnen nicht zu überleben im Stande waren und oft auf deren Grab starben, dürfte eine nicht allzu große Anzahl gleicher oder ähnlicher Fälle aus menschlicher Erfahrung an die Seite zu setzen sein.

So kann man wohl ohne Uebertreibung sagen, daß in der Liebe des Thieres zu dem Menschen dessen reiches Gefühls- oder Gemüthsleben in einer seiner schönsten und edelsten Formen und in einer Weise zu Tage tritt, für welche das verfehmte Wort „Instinkt“ anzuwenden beinahe einer Profanation gleichkäme. Wie wäre es überhaupt möglich, daß der Instinkt der Thiere gelehrt haben könnte,

den Menschen zu lieben, da sie ja eher oder früher da waren, als er, und da seine Herrschsucht und Grausamkeit eher durch alles Andere, als durch Liebe, hätten gelohnt werden müssen! Auch die der Liebe entgegengesetzte Furcht der Thiere vor dem Menschen ist, wie allbekannt, nicht instinktiv, sondern erst durch viele und traurige Erfahrungen erzeugt oder hervorgerufen, da ja alle erfahrenen Reisenden ohne Ausnahme und übereinstimmend versichern, daß Thiere, welche den Menschen zum Erstenmal sehen, keine Scheu vor demselben an den Tag legen und ihm furchtlos nahen, bis sie nach und nach, wenn gejagt oder verfolgt, furchtsam werden. Es kann auch nicht von bloßer Gewohnheit oder von künstlich veränderten Instinkten die Rede sein, da nicht bloß Hausthiere, sondern auch wilde Thiere dieselbe Anhänglichkeit, Dankbarkeit oder Erkenntlichkeit dem Menschen gegenüber an den Tag legen, wenn sie längere Zeit gütig oder liebevoll behandelt worden sind, oder wenn sie Wohlthaten von ihm erfahren haben. So erzählt F. Cüvier (bei Flourens, De l'instinct et de l'intelligence des animaux, S. 145), daß die Menagerie des Pariser Museums eine Wölfin besessen habe, auf welche Liebkosungen mit Hand oder Stimme einen so mächtigen Einfluß geübt hätten, daß sie, so oft man ihr schönthat, in eine förmliche Verzückung gerieth, und daß ihre Freude darüber sich ebensowohl in ihren Bewegungen, wie in ihrer Stimme, kundthat. Ein Schakal vom Senegal benahm sich ebenso, und ein gemeiner Fuchs wurde von Liebkosungen so erregt, daß man sich, um ihn zu schonen, ferner jeder Annäherung dieser Art enthalten mußte. Von einem andern Wolf erzählt derselbe Beobachter (Ebenda, S. 204): „Dieser Wolf folgte seinem Herrn überall hin, gehorchte seiner Stimme und zeigte die tiefste Unterwürfigkeit. —— Sein Herr mußte für längere Zeit verreisen und machte ihn der Menagerie zum Geschenk. Hier zeigte das Thier mehrere Wochen lang alle Zeichen der Trauer und fraß kaum etwas. Nach und nach jedoch stellte sich seine Gesundheit wieder her; er gewöhnte sich an seine Wärter und schien Alles vergessen zu haben, bis nach Verlauf von anderthalb Jahren sein Herr zurückkam. Bei dem ersten Wort, das dieser sprach, erkannte ihn der Wolf aus der Menge der Umstehenden heraus an der Stimme und bezeugte seine

Freude durch Bewegung und Stimme. — — Eine zweite Trennung fand statt, während welcher drei Jahre verflossen. Nach Verlauf dieser langen Zeit, welche wohl für den treuesten Hund hingereicht haben würde, um ihn seinen Herrn vergessen zu machen, kam der Herr des Wolfes zurück. Es war Abend und Niemand zu erkennen. Aber die Stimme des Herrn war in dem Gedächtniß des Thieres nicht verwischt. Sobald es dieselbe vernahm, erkannte es den alten Freund, schrie und stürzte sich, sobald das trennende Hinderniß beseitigt war, auf ihn, überhäufte ihn mit Liebkosungen und wies den Wärtern, an die es sonst große Anhänglichkeit gezeigt hatte, die Zähne — —"

Auch ein Gepard, welchen F. Cüvier in derselben Menagerie beobachtete, war sehr empfindlich für Liebkosungen und ließ, ähnlich der Hauskatze, ein behagliches Grunzen oder Knurren vernehmen, wenn man ihn streichelte. Sogar eine gefleckte Hyäne, welches Thier sonst seines Charakters wegen in üblem Rufe steht, zeigte eine lebhafte Anhänglichkeit an ihren Herrn; und Flourens theilt mit, daß man am Cap und in den französischen Ansiedlungen in Algier jetzt öfters Hyänen zähme und wie Hausthiere behandle.

Selbst Löwen können, wenn man sie jung aufzieht, gezähmt werden und große Liebe oder Anhänglichkeit an ihre Pfleger entwickeln. „Sie erkennen," sagt Brehm, „in dem Menschen ihren Pfleger und gewinnen ihn um so lieber, je mehr er sich mit ihnen beschäftigt. Man kann sich kaum ein liebenswürdigeres Geschöpf denken, als einen so gezähmten Löwen, welcher seine Freiheit, ich möchte sagen, sein Löwenthum vergessen hat und dem Menschen mit voller Seele sich hingibt." Brehm besaß zwei Jahre lang eine Löwin, welche ihm wie ein Hund folgte und sogar Nachts auf sein Lager kam, um ihn zu liebkosen. Sie kannte keine Falschheit, und als sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an ihren Herrn, wie vorher. Ihr Zorn verrauchte augenblicklich, und eine Liebkosung konnte sie sofort besänftigen. In Cairo konnte sie Brehm an der Leine herumführen und auf der Ueberfahrt nach Triest täglich auf das Verdeck des Schiffes bringen. Sie kam zuletzt nach Berlin,

und Brehm sah sie zwei Jahre lang nicht, wurde aber nach Ablauf dieser langen Zeit augenblicklich von ihr wiedererkannt.

Auch ein junger Sumpfluchs (Lynx Chaus), welchen Dümichen (bei Brehm, a. a. O., I, S. 487) aus einem unterirdischen Raume der Tempelruinen von Denderah befreit und vor dem Verhungern gerettet hatte, wurde, wie es schien, aus Dankbarkeit dessen unzertrennlicher Begleiter und begleitete ihn auf seinen Reisen durch den größten Theil Nubiens. Mit dem Hunde seines Herrn schloß er innige Freundschaft. Die beiden Thiere zankten sich niemals, sondern spielten in der liebenswürdigsten Weise mit einander.

Selbst der sonst so schlaue und beißwüthige Fischotter lernt den Menschen lieben und folgt ihm, wenn jung eingefangen und auferzogen, wie ein Hund. Brehm (a. a. O., II, S. 119), der selbst viele Fischottern gezähmt hat, erzählt von einer Dame, welche mit einem solchen Thiere, das sie selbst auferzogen hatte, ein förmlich zärtliches Verhältniß unterhielt. Das Thier konnte und wollte nirgendwo anders, als in ihrer Nähe sein. Winckell (Ebenda) besaß einen Fischotter, welcher sich nur in menschlicher Gesellschaft wohl fühlte und den einzelnen Gliedern der Familie auf den Schooß kletterte. Auch mit dem in der Familie gehaltenen Dachshunde unterhielt er ein so inniges Freundschafts-Verhältniß, daß er sich demselben auf den Rücken setzen durfte und gleichsam auf ihm spazieren ritt. In gleicher Weise schloß ein Fischotter, welchen Richardson (Ebenda) gezähmt hatte und welcher ihm wie ein Hund folgte, warme Freundschaft mit einer im Haus befindlichen Angora-Katze. Als dieselbe eines Tages von einem Hunde angegriffen wurde, eilte der Otter zur Hülfe herbei und packte den Hund so heftig an, daß beide getrennt werden mußten. Die anmuthige Erzählung des polnischen Edelmanns Chrysostomus Passek, dessen Fischotter seinen Herrn bei Nacht wie ein Hund bewachte und ebenfalls Freundschaft mit einem zottigen Hund, Namens Corporal, schloß, mag man bei Brehm (a. a. O.) selbst nachlesen.

Wiesel werden ihres reizbaren und freiheitsdurstigen Charakters wegen von Vielen für unzähmbar gehalten. Dennoch berichtet Wood in seiner Naturgeschichte von einem von einer Dame auferzogenen und gezähmten Wiesel, welches in deren Bett schlief, die

Herrin auf jede Weise liebkoste und ihre Stimme unter zwanzig andern sofort herauszuerkennen vermochte. Es sprang dann über Jeden hinweg, um zu ihr zu kommen. Wollte die Dame ausgehen, so hatte sie große Noth, sich von ihrem Liebling zu befreien, da derselbe durchaus nicht von ihr lassen wollte und noch an der Thür auf sie losschoß, um bei ihr zu bleiben. Das Thierchen spielte auch gern mit einer jungen Katze und einem jungen Hund.

Von zwei Mangusten oder Schleichkatzen, welchen Brehm's Bruder gestattete, in dem großen Raubthierhause des Hamburger Thiergartens frei umherzulaufen, und welche sonst sehr unverträgliche Thiere sind, erzählt Brehm (Bilder aus der Thierwelt, S. 251), daß dieselben unter den Wärtern ihre Freunde und Feinde hatten, d. h. daß sie einzelnen große Freundschaft, anderen eine entschiedene Abneigung bewiesen. Beide, Freundschaft, wie Abneigung, begründeten sich auf Erfahrungen, welche sie früher gemacht und nicht vergessen hatten, was nach ihm auf eine gewisse Hochgeistigkeit der Thiere schließen läßt. Doch gilt letzteres jedenfalls nicht für das in demselben Garten gehaltene Wasserschwein, über dessen Freundschaft mit einem Tapir bereits berichtet wurde, und das sich, wie ebenfalls bereits berichtet, an Brehm's Bruder derart anschloß, daß es seinem Rufe wie ein Hund folgte und durch ein unnachahmliches und unbeschreibliches Kichern seine Freude ausdrückte, wenn es ihn erblickte.

Auch die Raubvögel hält ihr wilder, freiheitsdurstiger Sinn nicht ab, Freundschaft mit dem Menschen zu schließen und ihm ihre Liebe zu widmen. So schließt sich, wie Brehm berichtet, der raubgierige Adler in der Gefangenschaft nach verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Menschen an, welchen er früher ängstlich mied, und tritt mit ihm in ein Freundschaftsverhältniß, welches sehr innig werden kann, obgleich er auch in der Gefangenschaft sich seiner Kraft wohl bewußt ist und sich durchaus nicht vor dem Menschen fürchtet, falls ihm dieser feindlich entgegentreten sollte. Die gefangenen Adler des Thiergartens begrüßten Brehm tagtäglich mit freudigem Geschrei, wenn sie ihn erblickten. Sie duldeten sogar, daß er in ihre Käfige trat, ertrugen aber durchaus keine Mißhandlung. Ebenso benahmen sie sich dem Wärter gegenüber, während sie Fremde nicht beachteten

oder ernst zurückwiesen. Brehm's Bruder Ludwig besaß mehrere Jahre lang einen Steinadler, welcher auf seinen Ruf antwortete und ihm mit großer Vorsicht, um ihn nicht zu verletzen, mit seinen Fängen das Futter aus der Hand nahm. Dessen Sohn Reinhold besaß zwei Geieradler und einen braunköpfigen Adler, welche bald so zahm wurden, daß ihr Herr sie streicheln konnte, und daß der Lämmergeier solches sogar verlangte. „Ich habe," sagt Ludwig Brehm, „Baum- und Thurmfalken, Mäuse- und Wespen-Bussarde, Uhu's, Baum-Ohreulen, Schleier-, Wald- und Nacht-Käuze besessen, welche alle ungewöhnlich zahm waren und mich kannten und liebten." „Der eben erwähnte junge Steinadler wurde von meinem Sohn Alfred mit nach Deutschland genommen und saß von Carthagena bis nach Marseille zur großen Freude der Reisenden und Matrosen frei auf dem Verdeck des Dampfschiffes, ohne daß er von seinen mächtigen Flügeln Gebrauch gemacht hätte. Die Liebe zu seinem Herrn und zu den Menschen überhaupt war bei ihm stärker, als die zur Freiheit, und hielt ihn zurück."

Lenz (bei A. E. Brehm, Thierleben, IV, S. 560) besaß einen zahmen Baumfalken, welcher eine große Liebe zu seinem Herrn an den Tag legte. Er setzte sich auf dessen Hand, ließ sich streicheln und sah ihn treuherzig an. Jedermann, der ihn sah, hatte ihn gern und freute sich, ihn zu liebkosen. Auch Liebe hat beobachtet, daß gefangene Baumfalken sich stets manierlich benehmen und ihren Pfleger nie verletzen. Sie wissen denselben von andern Menschen wohl zu unterscheiden und eilen ihm gern schon von Weitem entgegen.

Noch weit inniger gestaltet sich das Verhältniß zwischen dem Menschen und dem übrigen Geschlecht der Vögel, namentlich den Stubenvögeln, deren Freundschaft und Anhänglichkeit ja für so viele Menschen eine stete und unentbehrliche Quelle des Vergnügens und der Unterhaltung bildet, und deren Umgang ihnen oft denjenigen mit Menschen zu ersetzen im Stande ist. Unter den vielen liebevollen und zum Theil begeisterten Schilderungen eines solchen Umgangs, welche dem Verfasser theils brieflich mitgetheilt, theils sonst bekannt geworden sind, mögen hier nur einige ausgewählte eine Stelle finden. Ludwig Brehm in dem bereits citirten Aufsatz

über das Gemüthliche der Vögel erzählt von zwei dem Herrn Grafen Gourey-Droitoumont, K. K. Kammerherr in Wien, gehörigen Steindrosseln, welche von den sie umgebenden Vögeln einige Gesangsstrophen angenommen hatten, und welche diese mit Mühe erlernten Strophen jedesmal bei der Rückkehr ihres Herrn anstimmten, wohl weil sie glaubten, ihm damit eine besondere Freude zu machen. Wenn von den zweihundert Stubenvögeln, welche der Graf besaß, einer aus dem Käfig entkommen war, ohne daß der Herr es bemerkt hatte, so schrieen alle furchtbar, um anzuzeigen, daß etwas Ungehöriges geschehen sei, und ruhten nicht eher, als bis der Flüchtling zurückgebracht war. L. Brehm selbst besaß einen Bastard von Stieglitz und Canarien-Vogel, welcher jedesmal mit dem Kopfe nickte, wenn B. seinen Namen „Lieschen" rief und ihm zunickte, und als Antwort einen angenehmen Lockton hören ließ. Als B. eine Zeit lang aus trüber Stimmung seine Begrüßung unterließ, wurde der Vogel so traurig und munterte mit seinem Lockton den Herrn so oft auf, daß dieser sein früheres Betragen wieder fortsetzte. Ein italienischer Ornitholog, Namens Savi, besaß eine Dohlendrossel von großer Liebenswürdigkeit, welche vollkommen Freiheit genoß, aber diese Freiheit nie benutzte, um sich davon zu machen, sondern nur, um ihrem Herrn, den sie zärtlich liebte, stets neue Beweise ihrer Liebe und Anhänglichkeit zu geben. — Herr Dr. Fasolt in Saalfeld hatte lange Zeit ein zahmes Teichhuhn, welches ihn, so lange er im Hause war, wie sein Schatten begleitete. Wenn er schrieb, aß oder Kaffee trank, setzte es sich zu ihm auf den Tisch; wenn er in ein andres Zimmer ging, so begleitete es ihn; legte er sich Abends nieder, so kroch es unter die Bettdecke und steckte nur den Kopf heraus, um Athem holen zu können. Endlich theilt L. Brehm die Geschichte einer von ihm großgezogenen Elster mit, welche frei im Dorfe umherflog, sich den Schulknaben auf den Kopf oder die Schultern setzte und ihren eignen Namen (Jacob) rief. Eine Schwägerin von B. hatte sie so in ihr Herz geschlossen, daß sie stets bei ihr saß, auf Spaziergängen hinter ihr herflog und Nachts auf ihrem Bettbrette saß, ohne das Bett im Geringsten zu verunreinigen, ihr Gesicht dem Haupt ihrer Gönnerin zugekehrt. Dabei regte sie sich nicht, so lange die Letztere

schlief; sobald dieselbe aber wach wurde, fing sie an zu schreien und durch verschiedene Bewegungen ihre Freude zu erkennen zu geben. Sie wurde zuletzt der Liebling des ganzen Dorfes, bis sie von einer dummen Magd, der sie einen Käse hatte stehlen wollen, erschlagen wurde.

Von dem Rothkehlchen erzählt Müller (a. a. O., S. 385), daß es in der Gefangenschaft mit dem Menschen sehr bald vertraut wird, aber den Pfleger und Herrn von andern Menschen sehr wohl zu unterscheiden versteht. Es setzt sich jenem gern auf Kopf und Schultern, während es Fremde mit fragenden Blicken betrachtet. In noch höherem Grade gilt dieses von den Stubenvögeln katexochän, von den Canarien-Vögeln nämlich, welche als Gesellschafter und Freunde des Menschen eine so hervorragende Rolle spielen, und von denen zahllose Anekdoten cursiren, welche deren Verstand, Geschicklichkeit, Liebenswürdigkeit und innige Zuneigung zu dem Menschen zu illustriren geeignet sind. In dem diesjährigen Jahrgange der Gartenl., S. 140, liefert ein Fr. — Gr. — unterzeichneter Artikel eine reizende Beschreibung einer solchen Canarien-Vogel-Liebe zu seinem Herrn, der den Vogel erzogen und gezähmt hatte — eine Beschreibung, der sich leicht hundert und hundert ähnliche an die Seite setzen ließen. Der fragliche Vogel setzt sich seinem Herrn auf Brust, Bart, Hände, pickt ihm die Lippen, sucht ihn absichtlich durch Singen zu erfreuen, schläft gleichzeitig mit und neben ihm, erkennt ihn bei der Rückkehr von einem Ausgang schon im Corridor oder Nebenzimmer, ruft so lange, bis er zu ihm getreten ist, und singt, so oft ihn derselbe dazu auffordert. Dabei ist er grenzenlos eifersüchtig auf einen andern, älteren Canarien-Vogel, der sich mit ihm in demselben Zimmer befindet, und hackt wie wüthend nach demselben und nach der Hand des Herrn, wenn dieser den andern einmal zu liebkosen wagt. — Perty (a. a. O., S. 60) erzählt von dem Canarienvogel einer jungen Näherin in Prag, welcher nach dem Verscheiden seiner Herrin aus seinem stets offenen Käfig herunter flog, sich neben das Haupt der Todten setzte, kein Futter mehr anrührte und starb.

Toussenel (bei Menault, a. a. O., S. 146) erzählt von einem Hänfling, welcher zur Zeit Louis Philipp's in einer kleinen

Stadt der Oise, zwölf Stunden von Paris, eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Er gehörte einem Messagerie-Unternehmer, welcher zweimal in der Woche die Reise nach der Hauptstadt zu machen hatte, und begleitete denselben regelmäßig auf seinen Expeditionen, indem er vor dem Wagen herflog und von Zeit zu Zeit auf dem Schirmdach der Imperiale neben seinem Herrn ausruhte. Nach und nach gewöhnte er sich daran, weite Strecken vorauszueilen, und flog zuletzt direct in das Hôtel der Hauptstadt, wo er seinen Herrn ankündigte und ihn ruhig am Feuer erwartete, wenn schlechtes Wetter war, ihm aber entgegenflog, wenn der Himmel klar war. So oft man sich indeß trennte und wiederfand, gab es eine Menge gegenseitiger Begrüßungen und Liebkosungen, so als ob man sich seit Jahrhunderten nicht gesehen hätte. Dieser reizende Verkehr dauerte mehrere Jahre, „während welcher jeder Bürger der kleinen Stadt täglich unter seinen Augen den überzeugenden Beweis für die Wahrheit hatte, daß alle guten Thiere den Menschen lieben und ihm dienen, und daß der Ehrgeiz der intelligentesten unter ihnen auf seine Freundschaft gerichtet ist“.

Ueber die große Anhänglichkeit einer Kohlmeise an ihre Herrin hat dem Verfasser Frau Auguste Girak in Wien am 30. Nov. 1875 berichtet: Die Magd hatte das kleine, aus dem Neste gefallene Thier hereingebracht, und Frau G. hatte es mühsam aufgefüttert. Es verschmähte die ihm später angebotene Freiheit, koßte den ganzen Tag um seine Pflegerin her, aß und schlief mit ihr, sah ihr neugierig bei allen Hausarbeiten zu, folgte auf ihren Ruf, pickte sie auf Mund und Hand und suchte sie durch sanftes Zwitschern oder durch allerhand liebenswürdige Spielereien zu unterhalten.

Von der sehr innigen Liebe eines Turteltäubchens zu einem achtjährigen Knaben hat dem Verfasser Herr P. W. Moeller in Neuyork am 9. Januar 1876 berichtet. Obgleich noch mehr Geschwister da waren, faßte das Thier doch nur persönliche Neigung zu dem kleinen Rudolf, welchen es schon früh Morgens im Bette aufsuchte, um mit ihm zu spielen, ihm während des Tages überall hin folgte, mit ihm aß und trank und traurig wurde, wenn der Freund fehlte. Auch alle andern Familienglieder durften das Thier

anfassen und umhertragen, aber eigentliche Freundschaft schloß es nur mit Rudolf.

Sogar die menschenscheue Amsel und die weit entfernt von menschlichen Wohnungen hausende Schneekrähe können eine solche Liebe zu dem Menschen fassen, daß sie seinen Umgang selbst der Freiheit vorziehen. So berichtet Weinland im „Zoolog. Garten", 1861, S. 86, von einer Amsel (Turdus merula), welche eine Haushälterin im Hause des Herrn von S. in der Taunusstraße in Frankfurt a. M. im Sommer 1859 großgezogen hatte. Im Spätsommer entfloh dieselbe, kam aber schon im Anfang des Winters 1859 wieder, klopfte an das Fenster und ließ sich greifen. Im folgenden Frühjahre verschenkte die Besitzerin den Vogel an einen Bruder, der ihn auf ein zwischen Hanau und Aschaffenburg gelegenes Dorf mitnahm. Dort entwischte aber derselbe im Laufe des 1860er Sommers, und man hörte nichts weiter von ihm. Aber noch hatte der Winter nicht eingesetzt, als die Amsel abermals an ihrem Fenster in Frankfurt erschien, Einlaß begehrend und erhaltend. Auffallend ist auch dabei, daß der Vogel ohne jede Anleitung den weiten Weg von dem Dorfe nach Frankfurt und nach dem richtigen Hause ohne Mühe wiederfand. — Von einer zahmen Bergdohle oder Schneekrähe, welche, auch freigegeben, ihren gewohnten Aufenthaltsort nicht verließ, erzählt Tschudi (Thierleben der Alpenwelt, S. 490), daß sie gegen fremde Menschen zum Taubwerden schrie, während sie gegen Bekannte freundlich und zuthunlich gackerte. Schon nähere Freunde begrüßte sie, indem sie ihnen auf Hand, Kopf oder Schultern flog und sie wohlgefällig von allen Seiten betrachtete. Frühmorgens ging sie in das Schlafzimmer ihres Herrn, rief ihn, setzte sich dann unbeweglich auf sein Kopfkissen und wartete, bis er sich regte oder erwachte; dann schrie und rumorte sie aus Leibeskräften.

Auch der in der Freiheit gewiß nicht gerne dem Menschen sich nahende Rabe ist, wenn an denselben gewöhnt, ähnlicher Empfindungen fähig. Watson (a. a. O., S. 347) erzählt von einem Raben, welcher lange Zeit in der Familie eines bei Easton am Delaware wohnenden Herrn gelebt hatte. Er verschwand eines Tages, und man glaubte ihn getödtet, als elf Monate später sein

Herr in Gesellschaft mehrerer Personen am Ufer des Flusses stand. Eine Schaar Krähen flog über ihren Häuptern dahin, als plötzlich eine derselben sich von den Kameraden trennte und dem Herrn unter lebhaftem Geschwätz auf die Schultern flog. Derselbe erkannte den Vogel als seinen alten Liebling, sprach zu ihm und wollte ihn zuletzt greifen, als dieser, der die Freiheit mehr liebte als den Herrn, aufflog und auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Einen sehr rührenden Zug treuer Liebe und Anhänglichkeit erzählt A. E. Brehm in seinem „Leben der Vögel" (S. 129) von einem Gimpel (Pyrrhula vulgaris), welcher mit ungemeiner Liebe und Zärtlichkeit an seinem Besitzer, einem alten Herrn, hing. Der letztere mußte verreisen, worauf der Vogel sehr still und traurig wurde. Als aber sein Freund zurückkehrte, kannte seine Freude keine Grenzen. „Er schlug mit den Flügeln, nickte jenem Grüße zu, sang die Lieblingslieder seines Gebieters, flatterte im Käfig auf und nieder, wurde plötzlich still und — fiel todt von seiner Stange herab." Die Freude des Wiedersehens hatte ihn getödtet. Ein andrer Gimpel, von dem derselbe Autor an demselben Platze berichtet, starb aus Gram, als seine von ihm sehr geliebte Herrin, eine junge Dame, sich nicht mit ihm abgeben konnte und ihn, um seinen Liebkosungen zu entgehen, in seinen Käfig sperrte und denselben mit einem Tuche verhängte. Er wurde ganz still, zog den Kopf ein, sträubte das Gefieder und — starb.

Weiter erzählt derselbe Autor in derselben Schrift (S. 562) von einem arabischen Trappen (Otis arabs), welchen er in Chartum besaß, und welcher so liebenswürdig und zutraulich war, daß er augenblicklich herbeikam, wenn er Brehm erblickte, und ihm durch alle Theile des Hauses folgte, indem er seine Freude, ihn zu sehen, durch leise, wohltönende Rufe ausdrückte.

Auch der Storch, welcher sonst Fremden gegenüber sehr scheu und vorsichtig ist, lernt die einzelnen Glieder der Familie des Hauses, auf dessen Dach er geduldet ist, kennen und unterscheiden, begrüßt die ihm wohlwollenden Menschen mit Freude, wenn sie in den Hof treten und scheint sich mit Wohlgefallen als ein Liebling der Menschen zu fühlen. Naumann sah sogar, daß eine brütende Störchin ihr Nest nicht verließ, als der Herr des Hauses das Dach

bestieg, um es auszubessern. Gezähmte Störche kommen nicht selten, wenn sie im Herbst der Wanderlust nicht widerstehen konnten, im folgenden Jahre zu ihren Pflegherren zurück, ihre Freude über das Wiedersehen bezeugend.

In Westermann's Illustr. Monatsheften (Dec. 1863, S. 281) berichtet ein Herr Ruß von einem zahmen Kranich, welcher seinem Herrn so ergeben war, daß er auf seinen Ruf sofort herbeieilte. Er liebte auch dessen Schwester ungemein, haßte aber die Kinderfrau, weil sie ihn von den Erdbeerbeeten vertrieb, und griff sie an, wenn er sie allein fand, nie aber, wenn sie ein Kind bei sich hatte! Er schloß auch innige Freundschaft mit einem alten Hühnerhund und unterstützte ihn sehr wirksam bei der Jagd. Als ihn sein Herr, dem er unbedingt folgte, an einen vier Meilen entfernten Liebhaber verschenkt hatte, kam er am folgenden Morgen wieder zurück und starb bald darauf unter einem von einem böswilligen Menschen abgefeuerten Schusse.

Auch die scheue Schwalbe gewöhnt sich an den Menschen und lernt ihn lieben. Brehm erzählt von einer gezähmten Schwalbe, welche ihrem Gönner auf die Hand flog, aber im Herbst mit den andern wegzog. Im Frühjahre kehrte sie zurück, als letzterer eben außerhalb seiner Wohnung auf dem Wege nach der naheliegenden Stadt war. Sie erkannte ihn sogleich, begrüßte ihn mit lauter Freude und kam herbeigeflogen, um sich auf die dargebotene Hand zu setzen. Also ein der von Watson mitgetheilten Erzählung von der zahmen Krähe ganz analoger Fall! Auch der zur Familie der Nachtschwalben gehörige Ziegenmelker gewöhnt sich, wenn jung aufgezogen, so an den Menschen, daß er, ganz entgegen seinem vermeintlichen Instinkt, sogar die Zugzeit vergißt oder den Wandertrieb einbüßt. Friederich (bei Brehm, Thierleben, IV, S. 378) besaß einen solchen, welchem er vergeblich die Freiheit schenkte; er kam immer wieder zurück. Zur Zugzeit trug man ihn an einen abgelegenen Ort und glaubte ihn längst im Genusse der goldenen Freiheit, als man ihn im kommenden Jahre beim Ausräumen einer Kammer, welche er bewohnt hatte, verhungert und zur Mumie eingetrocknet wiederfand.

Auch ein von Girtanner gepflegter Buntspecht verschmähte hartnäckig die ihm gebotene Freiheit. Man ließ ihn im tiefen Hochwald fliegen, und vergnügt rutschte er an den Bäumen empor. Aber sobald der Herr Miene machte, sich zu entfernen, begann er zu locken und hängte sich an ihn. Es war unmöglich, von ihm loszukommen, und man mußte ihn wieder mit nach Hause nehmen.

Von den im Dresdener Thiergarten gehaltenen Jägerliesten oder Riesenfischern (Paralcyon gygas) erzählt Director Schöpff, daß die Vögel eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihn bezeugen und sich an ihn hängen, sobald er den Käfig betritt. Schon beim Auf- und Abgehen vor demselben fliegen sie ihm nach, auch wenn er ihnen keine Aufmerksamkeit schenkt.

Sogar die als so überaus dumm verschrieene Gans liebt bisweilen den Menschen mit aller Kraft, deren ihre gänsische Seele fähig ist. Schon Plinius (Hist. natur. LX, c. 21) erzählt von Gänsen, welche stete Begleiterinnen der von ihnen geliebten Menschen waren. Bingley (Animal biography, II, 218) erzählt von einem Gänserich, der ihm so zugethan war, daß er ihm überall hin nachfolgte und, als man ihn der Unreinlichkeit wegen von seinem Herrn trennte, abmagerte und, wie es schien, vor Kummer starb. — Frau J. H. Heydorn in Penneberg in Holstein berichtete dem Verfasser in einem bereits erwähnten Briefe von einer auf einem Hofe in Jütland in der Gegend von Veile, der seiner schönen Lage wegen „Palermo" genannt wurde, gehaltenen Gans, welche außerordentlich bissig gegen alle Hofbewohner, sowie gegen Fremde war. Nur ihrem Herrn, einem emeritirten Schiffs-Capitän, Namens Amondsen, war sie so zugethan, wie es nur ein Hund seinem Herrn sein kann. Kam er in ihren Gesichtskreis, so eilte sie herbei und gab ihm ihre Freude zu erkennen. Sie begleitete ihn dann auf Schritt und Tritt. Als er eines Tages die Dienstmädchen auszankte, kam die Gans herbei und zupfte bald das eine, bald das andre der Mädchen am Rock, wobei sie jedesmal schnatternd und wie fragend zu ihrem Herrn emporblickte, seinen Beifall erwartend. „Es soll eine unbeschreiblich komische Scene gewesen sein."

Noch komischer, als dieses, ist aber ohne Zweifel die berühmte Geschichte von der „Regiments-Gans" des Schwabenlandes, über

welche dem Verfasser Herr von Lipp, Oberst im K. Würtemb. Ehren-Invaliden-Corps, der selbst zum Theil Augenzeuge der merkwürdigen Vorfälle war und die erzählten Thatsachen für „verbürgt“ erklärt, aus Stuttgart unter dem 19. Febr. 1876 eingehend berichtet hat. Der Ruhm dieses Thieres ist bekanntlich weit über Schwabens Gauen gedrungen und hat manche Feder in Prosa und sogar in Poesie in Bewegung gesetzt. Im Frühling 1833 erblickte die Gefeierte in Eßlingen in einem Bäckerhause das Licht der Welt und wurde mit ihren Gespielinnen täglich an den Neckar getrieben. Aber bald fühlte sie, daß sie zu etwas Höherem geboren oder berufen sei und gesellte sich der Schildwache bei, welche die in der Nähe des Bäckerhauses gelegene Reiter-Kaserne bewachte, indem sie ihr mit freudigem Geschnatter auf Schritt und Tritt nachfolgte. Vertreibungsversuche blieben wirkungslos, und als der Wachtposten in Folge baulicher Veränderungen von Außen in das Innere des Kasernenhofes verlegt wurde, flog die Gans über das geschlossene Hofthor und gesellte sich auch hier mit freudigem Geschnatter der Schildwache bei. Dem sie suchenden und entführenden Bäckerjungen entwischte sie, wenn irgend möglich, um an ihren Lieblingsplatz zurückzukehren, bis ein Officier des Regiments die Gans kaufte und ihr eine kleine Wohnung neben dem Schilderhaus anwies. Zugleich wurde sie von nun an als „Regiments-Gans“ installirt und nahm vollständig militärische Haltung an. Personen im Civilanzug durften sich nicht allzu sehr nähern, ohne heftig angegriffen zu werden, und selbst der Oberst mußte sich bescheiden in den Stiefel zwicken lassen, wenn sie vermeinte, daß er der Schildwache zu nahe gekommen sei. Die Posten stehenden Soldaten selbst lohnten diese Treue mit Schutz und Gegenliebe, und zwar um so mehr, als die Gans die Annäherung der Runden und Patrouillen stets so früh anzeigte, daß der Posten nie überrascht werden konnte.

Bei einem Garnisonswechsel des Regiments von Eßlingen nach Ludwigsburg wurde die Regiments-Gans nicht vergessen, und sie setzte ihren Dienst an dem neuen Platze in derselben Weise fort. Als im Jahre 1846 das Regiment zu den großen Kriegsübungen ausmarschirte, mußte die Regiments-Gans zu ihrer großen Betrübniß zurückbleiben und suchte sich zum Ersatz die benachbarten Schild-

wachen am Arsenal und an der Post aus. Hunderte von Zeugen sahen, wie' das Thier grade an der Post Schildwache stand, als sich die Trompeter-Musik des zurückkehrenden Reiter-Regiments in den Straßen hören ließ, und wie dasselbe sofort in die freudigste Aufregung gerieth. Die Gans eilte dem Regiment mehrere hundert Schritte weit im Fluge entgegen, schnatterte mit vorgestrecktem Halse ihren freundlichsten Willkomm und marschirte nun vor der Trompeter-Musik erhobenen Hauptes und stolzen Schrittes einher bis in die Kaserne. Von nun an wurden die beiden andern Posten keines Besuches mehr gewürdigt, und die alte Kameradschaft mit dem Reiter-Posten nahm ihren Fortgang.

Wurden die Pferde aus dem Stalle geführt, so spazierte die Gans mitten unter ihnen umher, ohne je eine Beschädigung zu erleiden. In ihrem sechzehnten Lebensjahre machte sie den zweiten Garnisons-Wechsel von Ludwigsburg nach Ulm durch und hielt hier grade so wacker bei ihrer Schildwache aus, wie dort. Es wird wohl wenige Bewohner Ulms geben, die nicht damals zur Zeughaus-Kaserne gewandert sind, um die berühmte Gans zu sehen; namentlich die liebe Schuljugend führte regelmäßige Besuche aus. Gegen alle andern Gänse, welche ihre Freundschaft suchten, verhielt sich die Regiments-Gans abwehrend. Endlich, im Januar 1853, beschloß sie, nachdem die Schwächen des Alters sie beschlichen hatten, ihre ruhmvolle Laufbahn, indem sie, wie ein ächter Soldat, auf ihrem Posten starb, noch bevor sie das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte. Ganz Ulm vernahm die Trauerkunde mit Theilnahme, und das Regiment bewahrt ihr ein treues Andenken.

Daß Gänse auch aus Liebe zu ihrem Herrn sterben können, zeigt folgende, von dem Journal de Charleroi erzählte und als wahr verbürgte Geschichte (Zoolog. Garten, 1864, S. 307). Ein Pächter in der Nähe von Lüttich widmete einer auf seinem Hühnerhofe befindlichen großen Gans besondere Aufmerksamkeit und brachte ihr täglich selbst das für sie bestimmte Futter, ein Act, der von dem Thiere regelmäßig mit Flügelschlägen und Freudengeschnatter begrüßt wurde. Plötzlich erkrankte der Pächter und starb. Die arme Gans, die den freundlichen Herrn schmerzlich vermißte, verschanzte sich auf

einem Düngerhaufen, verschmähte jede Nahrung und starb nach zwei Tagen den Hungertod.

Am weitesten hat es indessen in der Liebe zum Menschen unter den Vögeln offenbar der hoch- und feingeistige Papagei gebracht; er ist in dieser Beziehung unter den Zweibeinern, was der Hund unter den Vierfüßern ist. Er unterscheidet nach Brehm genau nicht allein, wie so manche andre Vögel auch, Männer und Frauen oder Hausgenossen und Fremde, sondern verschiedene Menschen überhaupt. Wer wissen will, ob er einen männlichen oder weiblichen Papagei besitzt, kommt in den meisten Fällen, wenigstens bei den großen, verständigen Arten, zum Ziele, wenn er abwechselnd einen Mann und eine Frau ersucht, dem Papagei zu nahen, mit ihm zu kosen, ihn zu erzürnen. Geht er leicht auf Liebkosungen eines Mannes ein, so ist er höchst wahrscheinlich ein Weibchen, läßt er sich leicht erzürnen, ein Männchen. Ebenso verhält es sich, wenn eine Frau einen männlichen Papagei liebkost und einen weiblichen reizt. Oft muß man seine Menschenkenntniß bewundern u. s. w.

Ludwig Brehm (in dem bereits erwähnten Aufsatz) sah bei dem Herrn Professor Hassenstein in Gotha einen Amazonen-Papagei, welcher seine ganze Bewunderung erregte. „Er gehörte der einen Tochter des genannten Herrn und liebte seine Besitzerin mit der größten Zärtlichkeit. Wenn ein Fremder den Finger in seinen Käfig steckte, biß er ihn oft blutig; mit dem Finger des Fräuleins aber spielte er nur, ohne ihn im Geringsten zu verletzen. Seine Herrin ließ ihn in meiner Gegenwart aus dem Käfige heraus. Sogleich flog er ihr auf die Schulter und liebkoste sie auf alle Weise. Sehr schön sah es aus, wenn er mit seinen Backen ihre Wangen streichelte. Ging sie aus dem Zimmer, sah er ihr wehmüthig nach, kam sie wieder zurück, dann erhob er ein lautes Freudengeschrei, und ruhte nicht eher, als bis sie freundlich mit ihm gesprochen und ihm noch andere Beweise ihrer Liebe gegeben hatte. Sie fütterte ihn selbst und hatte ihn so an sich gewöhnt, daß er während ihrer Abwesenheit aus Schmerz über dieselbe keine Nahrung zu sich nahm. Sie hatte einst eine kleine Reise gemacht, aber da ihr Liebling zwei Tage gar kein Futter angerührt hatte, mußte sie zurückkehren, um ihn am Leben zu erhalten; denn auch ich

bin überzeugt, er wäre verhungert, wenn sie nicht zurückgekommen wäre."

A. E. Brehm hat mehrere Amazonen-Papageien gesehen und gepflegt, welche sich im Wesentlichen ebenso benahmen.

Ein Papagei, welcher im Besitz der Schwester des Herrn Büffon, einer Madame Nadault, war, liebte das Küchenmädchen mit einer wahren Wuth; er folgte ihr überall hin und suchte sie, wenn sie nicht da war, in allen Ecken und fast nie vergeblich. Hatte er sie in einem solchen Falle eine Zeitlang nicht gesehen gehabt, so kletterte er auf ihre Schultern, überhäufte sie mit tausend Liebkosungen und konnte durch kein Mittel bewogen werden, sie loszulassen. Seine Anhänglichkeit trug alle Zeichen eines tiefen Freundschafts- oder Liebesgefühls. Als das Mädchen an einem bösen Finger litt und Schmerzensschreie ausstieß, so verließ sie der Papagei nicht und schien mit ihr zu leiden. Jeden Morgen war sein erster Gang zu seiner Freundin, und er wurde erst wieder ruhig, als dieselbe nach und nach genas (bei Menault, a. a. O., S. 124).

Trogel (a. a. O., S. 94) besaß einen Papagei, welcher seinen Herrn innig liebte. Die Freude, welche derselbe an den Tag legte, als er letzteren nach einer längeren Abwesenheit wieder sah, ist unbeschreiblich. Es dauerte eine volle halbe Stunde, bis seine Aufregung sich einigermaßen legte. —

Alles bis jetzt Gehörte steht indessen weit zurück im Vergleich mit derjenigen Treue, Liebe und Anhänglichkeit, welche das Hausthier par excellence, der Hund für den Menschen an den Tag legt. Seine Liebe dauert weit über das Grab hinaus, und der Seelenschmerz, den er beim Verlust geliebter Personen empfindet, kann kaum geringer sein, als derjenige von Menschen, welche sich in gleichem Falle befanden. Verfasser ist im Besitz einer ganzen Reihe von Mittheilungen, welche außer Zweifel stellen, daß Hunde auf dem Grabe ihrer Herren verweilten, dasselbe öfter besuchten oder gar auf demselben vor Kummer starben, während andere wieder ihre verunglückten Herren oder deren Leichname nicht eher verließen, als bis man beide aufgefunden hatte, oder bis sie durch ihre Klagen und ihr Benehmen Hülfe herbeigerufen hatten. Wer kennte nicht

die alte und berühmte Geschichte des Hundes des Aubry von Montdidier, eines tapferen Officiers unter Karl dem Fünften von Frankreich, dessen Hund Montargis ihn einmal vom Wassertod rettete und später, als er, durch das Gehölz von Bondi reitend, von seinem Gegner Macaire meuchlings ermordet wurde, den Leichnam aufsuchte und Tage lang bei demselben Wache hielt. Endlich schleppt er sich, ganz abgemagert, zu dem treuesten Freunde seines Herrn und führt ihn in den Wald. Als einige Zeit darnach der Hund dem Meuchelmörder in einer Straße von Paris begegnet und denselben wüthend anfällt, wendet sich der Verdacht des an Aubry begangenen Mordes auf letzteren, welcher nun zur Ermittlung der Wahrheit und nach der Sitte der damaligen Zeit auf Befehl des Königs einen Zweikampf mit dem Hund bestehen muß. Der Hund bleibt Sieger — Macaire gesteht und erleidet den Tod durch Henkershand.

Nicht minder berühmt ist ein von Napoleon dem Ersten erlebter Vorfall, dessen Beschreibung derselbe auf St. Helena erzählte oder niederschrieb in Worten, welche zeigen, daß auch das Herz des großen Eroberers edlen Empfindungen und weichen Gefühlen nicht unzugänglich war. Als derselbe nach der Schlacht von Castiglione, welche er am 5. August 1796 gegen die Oesterreicher unter Wurmser gewonnen hatte, Nachts über das Schlachtfeld ritt, begegnete ihm Etwas, das er folgendermaßen beschreibt: „Eine tiefe Stille herrschte rings umher; beim hellen Schein des Mondes erblickten wir einen Hund, der, als er uns witterte, unter den Kleidern eines erschlagenen Mannes hervorstürzte, grimmig auf uns ansprang und dann heulend und winselnd umkehrte, das Gesicht seines getödteten Herrn leckte und mit neuer Wuth gegen uns ansprang. Dieses arme Thier schien zugleich Hülfe und Rache zu fordern. Schreibe man es der augenblicklichen Stimmung, dem Orte, der Stunde oder der Handlung zu, so viel ist gewiß, daß nie eines meiner Schlachtfelder einen ähnlichen Eindruck auf mich machte. Dieser Mann, dachte ich bei mir selbst, hat vielleicht Freunde und liegt hier von Allen verlassen, nur nicht von seinem Hunde! Welche Lehre gibt uns die Natur durch dieses Thier? und wie tief liegt das Geheimniß der menschlichen Empfindung! Ich hatte ohne Gemüthsunruhe Schlachten

angeordnet, die über das Schicksal des Heeres entscheiden mußten; ich hatte trockenen Auges Bewegungen geleitet, welche den Tod von Vielen unter uns herbeiführten und hier fühlte ich mich bewegt, erschüttert durch das Winseln und Heulen eines Hundes! — Ein flehender Feind hätte mich in dieser Stimmung gewiß nicht unerbittlich gefunden. Es war mir nun klar, warum Achilles die Leiche Hectors dem weinenden Priamus wiedergab."

In der Schlacht bei Königgrätz — so erzählt die Reichenb. Ztg. Nr. 8 nach der ungar. Ztg. Nar. Listy — wurde ein K. K. Oberlieutenant schwer verwundet und zu seiner Heilung in ein Dorf unweit Josephstadt gebracht. Der Officier hatte einen Hund Namens Hector, welcher nie von seines Herrn Seite wich. Nach kurzem Krankenlager starb der tapfere Krieger. Sein Hector folgte demselben bis zur Grabstätte, bei welcher das treue Thier durch lang andauerndes Winseln die Trauer um seinen Herrn kundgab. Nach dem Ableben des Officiers kam Hector in den Besitz eines Kameraden des Verstorbenen, der gleichfalls verwundet war, und später nach Wien versetzt wurde. Verflossene Weihnachtsfeiertage begab sich der Officier auf Urlaub in die Gegend von Josephstadt. Als er aus dem Waggon stieg und in den Bahnhof trat, vermißte er seinen Hector. Das treue Thier war von seinem Herrn für verloren gehalten, als er eines Tages von seinem Quartiergeber, bei dem er einst mit dem verstorbenen Oberlieutenant in Pflege gestanden, ein Schreiben erhielt, worin ihm bekannt gemacht wurde, daß Hector in sein Haus gekommen und sodann zum Grabe seines ersten Herrn gelaufen sei, wo das treue Thier unaufhörlich gewinselt und geheult habe. Jetzt erklärte sich der Officier das plötzliche Verschwinden des Hundes, der sich übrigens bereits wieder in seinem Besitze befindet.

Anfang März 1875 berichteten verschiedene Zeitungen: „Folgendes Beispiel der Treue eines Hundes ereignete sich kürzlich in Friedrichslohra bei Nordhausen. Dort starb der Fleischermeister Siebert. Von dem Tage seiner Erkrankung an lag sein treuer Hund stets zu seinen Füßen, Speise und Trank verschmähend, und mußte beim Ableben des Siebert mit Gewalt von der Leiche entfernt werden. Dann als die Leiche beerdigt, legte er sich heulend und winselnd

auf das Strohlager, welches das letzte Bett seines Herrn gewesen, und wurde am andern Morgen auf dem eine Viertelstunde entfernten Kirchhofe gefunden, wo er in das frische Grab am Fuß- und Kopfende Löcher gegraben und sich hineingelegt hatte. Um so merkwürdiger ist es, daß der Hund die Begräbnißstätte, die eine Viertelstunde von Friedrichslohra entfernt liegt, aufgefunden hat, da er, während der Sarg fortgetragen wurde, eingesperrt war.

Auch jetzt wird er wieder gefangen gehalten, verschmäht aber fast jede Nahrung und ist schon so abgemagert, daß er wohl bald seinem Herrn in den Tod nachfolgen wird. Der Sohn des Siebert, welcher das Geschäft fortsetzt und den Hund gern als Hülfe bei seiner Arbeit behalten möchte, gibt sich alle Mühe, ihn von seiner Trauer abzuziehen und an sich zu gewöhnen, doch trotzdem er auch diesen schon Jahre lang auf seinen Wegen in Gesellschaft des Vaters begleitet hat, beißt das Thier bei jeder Annäherung nach ihm und bleibt nach wie vor theilnahmslos für Alles und winselnd in seiner Ecke liegen. Er erinnert an den Hund des Chamisso und wäre wie dieser werth, durch die Dichtung verherrlicht zu werden."

Am 18. November 1877 brachte die Neue Frankfurter Presse folgenden Artikel: „Marius ließ auf das Grabmal seines treuen Hundes die Worte setzen: »Hier liegt ein Hund, der mehr werth war als alle Senatoren miteinander.« Die Geschichte schweigt darüber, ob die edlen Herren Marius deshalb wegen Injurie belangten, aber er war ein Mann, der seine Leute kannte. An seinen Hund erinnert ein anderer, hinter dem jüngst auf dem Friedhof di Porta in Mailand ein paar Aufseher drein waren. Wie war er hereingekommen? Wovon lebte er? Das war ein unergründliches Geheimniß. An ein Wegjagen war nicht gut zu denken: er knurrte bedenklich und wies höchst respectable Zähne. Man holte ein paar Polizeidiener. Sie sollten den Hund todtschlagen, und sie erschienen auch mit wuchtigen Stöcken in der Hand, um zu thun, wie man ihnen befohlen. Aber der Hund war flinker als sie. »Schlagt ihn todt! Er ist wüthend! Schlagt ihn todt!« Aber das ging nicht an. Darum griffen sie zu ihren Revolvern und streckten ihn an einem Grabe nieder, das er immer umkreist hatte, während er verfolgt ward. »Herzloses Volk!« murmelte ein alter Bettler an

der Thüre des Friedhofes, »herzloses Volk! Warum nicht gar wüthend! Man hat vor drei Tagen seinen Herrn, den Wirth im Gäßchen da drüben, ins Grab gelegt, und seitdem war er nicht mehr davon wegzubringen.« Er wäre lieber verhungert. Wie schade, daß man dich, du treues Thier, nicht bei deinem Herrn einscharren darf."

Am 28. Januar 1879 schrieb man einer Darmstädter Zeitung aus dem Städtchen Nidda in Oberhessen: „Bald nach Beerdigung des Bürgermeisters Kirchhof zu Unter-Schmitten fand man sein Grab aufgewühlt. Die folgende Zeit bemerkte man, daß der Jagdhund des Verstorbenen Abends über die Kirchhofsmauer setzte und die Nacht auf dem Grabe seines Herrn zubrachte. Das Thier nahm keine Nahrung zu sich, so daß es bald nicht mehr die Kraft hatte, über die Mauer des Kirchhofs zu springen, sondern vor der Thür liegen blieb bis zum Morgen, wo es in seine Hofraithe zurückkehrte. Eines Tages fand man den Hund abgemagert, zusammengekauert todt in der Scheune liegen — ein Opfer der Treue und Anhänglichkeit an seinen Herrn!"

Am 18. November 1873 berichtete die Kölnische Zeitung Folgendes: „In Edinburg wurde auf Kosten der Baronin Burdett-Coutts zum Andenken an die Treue eines Dachshundes eine Fontaine errichtet. Sie ist 7 Fuß hoch, besteht aus peterheader Granit und trägt die Bronce-Figur des Hundes. Auf dem Piedestal ist folgende Inschrift zu lesen: »Ein Tribut der liebevollen Treue des Greyfriars-Bobby.« Im Jahre 1858 folgte dieser Hund den Ueberresten seines Herrn nach dem Greyfriars-Kirchhofe und verweilte in der Nähe des Ortes bis zu seinem Tode im Jahre 1872. Die Fontaine befindet sich in der Nähe des Kirchhofes, in welchem der treue Hund vier Jahre bei dem Grabe seines Gebieters zugebracht hat."

Diese Zeitungs-Nachrichten finden ihre Ergänzung in folgenden, dem Verfasser brieflich gemachten Mittheilungen: Herr Chr. von Volckamer in Nürnberg schreibt am 16. November 1875: In Kirchensittenbach, Kgl. Bez.-Amt Hersbruck, starb am 2. August dieses Jahres der dortige Gutsförster Lauter. Derselbe hatte einen gelben, fünf Jahre alten Hühnerhund, welcher beim Begräbniß

seines Herrn an der Kette lag. Gegen Abend wurde der Hund vermißt und wurde von verschiedenen Bauern innerhalb der nächstfolgenden drei Tage in verschiedenen Wald-Complexen öfter gesehen. Es war am vierten Tage, als der dortige Todtengräber in größter Eile zu der Wittwe kam, mit der Aufforderung, den Hund vom Grabe des Försters zu holen. Das treue Thier hatte nämlich von dem Grabe seines Herrn schon soviel Erde weggearbeitet, daß der nicht allzutief gelegene Sarg beinahe bloßgelegt war. Die Wittwe Lauter holte den Hund und ist jetzt noch im Besitze desselben. Der größte Theil der Einwohner obengenannten Pfarrdorfes kann die Wahrheit der Thatsache bestätigen.

Noch auffallender ist folgender, von Herrn Rittergutspächter G. Briest in Boltenhagen bei Greifswald berichteter Fall. Sein Freund, der Gutsbesitzer Plath auf Carbow, kaufte im Anfang vierziger Jahre von dem Jäger Wendt in Wahlendow einen wegen seiner Vorzüglichkeit und Klugheit werthvollen Hühnerhund englischer Rasse. Nach ungefähr zehn Wochen zeigte der Hund eines Tages eine auffallende Unruhe und verschwand am folgenden Morgen, um erst nach sechs Tagen in halbverhungertem Zustand zurückzukehren. Er nahm wenig Nahrung, war für Alles theilnahmslos und starb nach einigen Wochen. Eingezogene Erkundigungen ergaben nun Folgendes: Der Jäger Wendt, der frühere Besitzer des Hundes, war von seinem Herrn von Wahlendow nach Pulow (?) versetzt worden und hatte sich hier nach acht Tagen erschossen. Am Tage nach seiner Beerdigung auf dem Kirchhofe des Städtchens Lassan (?) hatte sich der Hund zuerst in Wahlendow, dann in Pulow, welche Ortschaften eine Stunde von einander entfernt sind, eingefunden, überall nach seinem früheren Herrn gesucht, indem er besonders dessen Jagdgeräthschaften beroch, und sich dann entfernt. Am zweiten Tage nach der Beerdigung des Jägers findet ihn der Kahnschiffer Beggerow aus Lassan, der den Hund kannte, auf dem frischen Grabe seines früheren Herrn liegend. Den Lockungen desselben folgt er nicht und nimmt auch keine Nahrung. Nachdem er drei Tage dort gelegen, war er zu seinem zweiten Herrn zurückgekehrt, um dort sein tragisches Ende zu finden.

Weiter erzählt Orphal (bei Perty, a. a. O., S. 59), daß ein Hund in London nicht von dem Grabe seines Herrn wich, zehn Jahre lang in einem Mauerloch in dessen Nähe lebte, indem er sich in einem Nachbarhaus füttern ließ, und endlich auf dem Grabe selbst todt gefunden wurde.

Prof. Fée (a. a. O., S. 159) berichtet von einem Hunde, der einem Pfarrer in Hohwald (Niederrhein) angehörte und dessen Schwester in großer Liebe zugethan war. Seit dem Tode dieser Schwester verfehlt das treue Thier niemals, wenn es mit seinem Herrn spazieren geht und man in die Nähe des Kirchhofes gelangt, über die niedrige Mauer zu springen, das Grab der Verstorbenen aufzusuchen und erst nach mehrmaligem Umkreisen desselben zu seinem Herrn zurückzukehren.

Etwas Aehnliches theilt Ludwig Brehm (Gartenl., 1860, Nr. 19) mit. Der verstorbene Steuer-Einnehmer L. in A. hatte einen Hund, den er sehr liebte, und der ihm mit gleicher Liebe zugethan war. Als der Herr erkrankte, wich der Hund nicht von dessen Krankenlager, und als er starb, würde das Thier die Leiche nicht verlassen haben, wenn man ihn nicht mit Gewalt entfernt hätte. Beim Begräbniß folgte der Hund dem Sarge, legte sich nach Beendigung der Feier auf das Grab und besuchte dasselbe eine Zeit lang täglich.

Menault (a. a. O., S. 300) erzählt aus der Zeit der großen französischen Revolution die Geschichte eines Hundes, welcher seinem zum Tode durch Erschießen verurtheilten Herrn folgte, sich auf dessen Leiche legte, dieselbe nicht verließ und einige Tage später vor Hunger und Kummer starb. Weiter erzählt derselbe Autor die bekannte Geschichte der Hunde von Boisville-la-Saint-Père. Die beiden Hunde begleiteten ihren Herrn, einen Metzger aus dem genannten Ort, auf die Lapins-Jagd. Derselbe will einen Baum besteigen, wobei sich sein Gewehr entlädt und ihn tödtet. Die armen Hunde bleiben den Tag und die folgende Nacht ohne Nahrung bei der Leiche, bis am folgenden Tage der eine der beiden Hunde nach dem Dorfe läuft und Leute herbeiholt, während der andere die Leiche bewacht. Nach dem Begräbniß suchen die treuen Thiere das Grab auf, scharren die Erde über dem Sarge weg,

legen sich auf denselben, verweigern die Nahrung, lassen wehklagendes Heulen hören und sterben einige Tage später.

Man könnte diese Geschichte für erfunden oder ausgeschmückt erklären, wenn nicht ganz Aehnliches von andrer Seite her gemeldet würde. So berichtete im Jahre 1865 das Dresdener Journal, Nr. 56, daß, als am 23. Juni 1865 ein Jägerbursche von Wilddieben ermordet wurde, der eine seiner beiden Hunde vierzig Stunden lang ohne Nahrung bei der Leiche Wache hielt, während der andere Leute herbeiholte.

Ueber die Trauer eines Hundes um einen geliebten Todten schreibt dem Verfasser Herr F. Märtens in Rytwiany in einem bereits erwähnten Briefe. Dessen zehn Jahre alter Sohn Heinrich schloß einen Freundschaftsbund mit einem jungen, im Hause befindlichen Dachshund. Der Knabe starb, und nun war der Hund, der schon während der Krankheit nicht vom Bette gewichen war, nicht von der Leiche wegzubringen. Er beleckte dieselbe überall, heulte beständig und tobte, als man den Sarg aus dem Hause bringen wollte und den Hund eingeschlossen hatte, dergestalt, daß man ihn frei lassen mußte. Nun ging er unter dem Sarge, der getragen wurde, bis nach dem eine Meile entfernten deutschen Kirchhofe, und brach hier, als man den Sarg in die Gruft versenkte, in ein entsetzliches Geheul aus. — Herr Märtens selbst hatte auf einer Zuckerfabrik in Galizien, auf der er angestellt war, Freundschaft mit einem Neufundländer Hund geschlossen, der ihn eines Tages vor dem wüthenden Angriff von sechs Windhunden rettete, welche ihn noch nicht kannten und, als er im Hofe erschien, über ihn herstürzten.

Daß ein Hund auch den Tod eines geliebten Herrn beweinen kann, will Fr. M. von B. in Petersburg laut einem bereits erwähnten Briefe beobachtet haben. Der Hund beweinte und bejammerte nach ihrer Erzählung den Tod ihres Vaters, und als derselbe einige Tage später mit ihr in das Cabinet des Verstorbenen trat, lief er zu dessen Lieblingssessel, hob seinen Kopf und heulte laut, indem ihm wirkliche Thränen in die Augen traten. Daß überhaupt Thiere, namentlich Hunde, Affen, Elefanten, Robben u. s. w., weinen, ist eine durch viele Beobachtungen sichergestellte Thatsache, obgleich die

Schreibtisch-Philosophen das Weinen ebenso wie das Lachen als ein ausschließliches Privilegium der menschlichen Natur angesehen wissen wollen.

Herr Lehramts-Candidat Anton Strauber in München (laut Brief vom 26. Oct. 1875) sah einen Hühnerhund, welcher sehr an seinen Herrn attachirt war und jede Nacht in dessen Zimmer schlief, große und andauernde Trauer bekunden, als dieser Herr gestorben war. Er legte sich oft im Hofe unter dessen Fenster, sah heulend und winselnd hinauf und versuchte etwa drei Wochen lang über die gewohnte Stiege in das Schlafzimmer zu dringen. Er mußte mit Gewalt gezwungen werden, die Stiege zu verlassen.

Fr. M. de Bernardi in Pegli (nach einem bereits angeführten Briefe) hatte einen großen englischen Hund gekauft, der vier Jahre an der Kette gelegen hatte und in Folge dessen sehr bös geworden war. Bald aber attachirte er sich dergestalt an seine Herrin, daß er fast nicht mehr von ihr zu trennen war. Er heulte wie rasend, wenn er Nachts wo anders als vor ihrer Stubenthüre schlafen sollte, war aber gegen andre Personen abstoßend. Ein andrer, derselben Besitzerin zugehöriger Hund äußerte, wenn seine Herrin ihn bisweilen verlassen mußte und dann wieder nach Hause kam, eine so zügellose Freude, daß er zitternd hinfiel, während er sonst ganz wohl war.

Ueber eine kaum minder rührende Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn hat dem Verfasser Herr Stud. med. Karl Riege in Berlin am 18. Dec. 1875 berichtet. Derselbe besaß einen Pudel, welcher jedesmal, so oft sein Herr nach Ablauf der Ferien aus seiner Vaterstadt Hamburg nach Berlin abreiste, in eine förmliche Verzweiflung gerieth, sich in den Rock des Abreisenden einbiß, ihn auf jede Weise zurückzuhalten suchte und nur mit Gewalt entfernt werden konnte. Als diese Scene bereits mehreremale gespielt hatte, war der Hund das Nächstemal verschwunden, und sein Herr glaubte bereits des lästigen Abschieds enthoben zu sein, als es sich zeigte, daß er sich unversehens in den Wagen eingeschlichen hatte, welcher, vor der Thüre stehend, seinen Herrn nach dem Bahnhof bringen sollte.

Einen ähnlichen Streich vollführte ein Pinscher des Herrn K. K. Major i. P. Ritter Stefanowé von Vilovoz (?) in Wien (nach

einem bereits erwähnten Briefe), welcher letztere, als er sich auf den Kriegsschauplatz begeben mußte, das treue und überaus anhängliche Thier unter der Obhut einer vier Meilen entfernt wohnenden Schwester zurückließ, wo es der Liebling Aller und sehr gut behandelt wurde. Nichtsdestoweniger — als sein Herr einmal daselbst einen Besuch abstattete, war der Hund beim Abschied nirgends zu finden, bis er beim Einsteigen in den Wagen im Heu des vorderen Sitzes versteckt aufgefunden wurde, von wo er offenbar unentdeckt in Begleitung seines geliebten Herrn die Fahrt hatte mitmachen wollen.

Daß ein Hund auch Sorge um das Wohl seines Herrn empfinden kann und dem entsprechend sogar den Versuch macht, ihn vor Schaden zu behüten, mag folgende von Herrn Gutsbesitzer Schrader in Bohrau-Seifersdorf, dessen Brief bereits Erwähnung fand, gemachte Beobachtung lehren. Derselbe besaß einen anderthalb Jahre alten Leonberger Hund, welcher ihn eines Tages auf ein Feld begleitete, auf welchem S. mit der Mäh-Maschine arbeiten ließ. Um sich zu überzeugen, daß die Maschine gut arbeite, ging S. dicht hinter derselben her, wobei die rasch sich herumbewegenden Rechen-Arme ihm ziemlich nahe kamen. Plötzlich fühlt er sich von dem Hund gefaßt und aus der gefährlichen Nähe der schlagenden Arme zurückgezogen. Als er sich der Maschine wieder nähert, wiederholt der Hund sein Manöver, bis Herr S. ihm den Gefallen thut und sich von der Maschine entfernt hält.

Auch an Beispielen wirklicher Lebensrettung geliebter Personen durch Hunde ist bekanntlich kein Mangel. Namentlich werden die s. g. Bullenbeißer oder Doggen als Reisebegleiter des Menschen in einsamen Gegenden hoch geschätzt, und man kennt Beispiele, daß ein solches Thier seinen Herrn selbst gegen eine Uebermacht von Räubern mit Erfolg und mit Aufopferung des eignen Lebens geschützt hat.

Watson (a. a. O., S. 118) erzählt von einem Hunde, welcher seinem Herrn, einem Herrn Henry Hawkes aus Halling in der Grafschaft Kent, als er vom Maidstone-Markt in betrunkenem Zustande Nachts nach Hause zurückkehrte und nicht weit von Aylesford im Schnee liegen blieb, dadurch das Leben rettete, daß er sich in seiner ganzen Länge über ihn hinlegte und so lange warm und ge-

schützt vor dem fallenden Schnee hielt, bis man ihn aufgefunden und nach Hause gebracht hatte. Der Gerettete ließ dem treuen Thier ein silbernes Halsband mit folgender Inschrift machen:

„Ich ging bei Menschen Freundschaft suchen, und
„Ich täuschte mich!
„Da fand ich endlich sie bei meinem Hund —
„Mensch, schäme Dich!"

In einem andern, von demselben Autor nach Jesse beschriebenen Falle befreite ein Neufundländer Hund im Jahre 1841 einen Arbeiter, Namens Rake, welcher in einer Kiesgrube bei Southampton bis beinahe an den Hals verschüttet worden war, durch Wegscharren der denselben bedeckenden Sand- und Kiesmassen vom sicheren Tode. Es war dieses übrigens ein Act reinen Mitleids oder reiner Menschenliebe bei dem Hunde, da zwischen ihm, der dem Arbeitgeber des Verunglückten gehörte, und dem letzteren vorher kein Freundschafts-Verhältniß bestanden hatte. Dasselbe gilt von den berühmten, menschenrettenden Hunden des St. Bernhard, insbesondere dem vielgenannten Barry, welcher nicht weniger als vierzig Menschen das Leben gerettet hat — von welchen Thaten der Menschenliebe hier nicht weiter die Rede sein soll, da Erziehung und Abrichtung dabei die Haupt- und eigner Drang wohl nur die Neben-Rolle gespielt haben mögen.

Manche Hunde fühlen sich grade so, wie dieses unter den Menschen ja auch nicht selten geschieht, sofort zu bestimmten Personen hingezogen, ohne daß sich dafür ein bestimmter psychologischer Grund ausfindig machen ließe. So erzählt Frau Fanny Schreiber in Greifenburg in Oberkärnthen in Oestreich dem Verfasser mit Brief vom 10. Januar 1876 von einem anderthalbjährigen Vorstehhund, Namens Feldmann, welcher, einem benachbarten Gutsbesitzer gehörig, gelegentlich einiger bei letzterem gemachter Besuche sich sofort mit großer Zärtlichkeit an die Familie Schreiber anschloß. Bald fing er an, seinerseits Besuche bei seinen neuen Freunden zu machen, ohne daß man ihn eingeladen hätte. Dabei war er zu Hause der Liebling des Hauses, hatte vollauf zu fressen u. s. w. Da dessen Anhänglichkeit an Fremde seinem Herrn unangenehm zu sein schien, so bemühte man sich, ihn fortzujagen, aber — vergebens, so daß

man ihn schließlich mehrmals im Tage mit einem Strick fortführen lassen mußte. Auch wurde er zu Hause nicht mit Schlägen, sondern, um ihn zu fesseln, mit Liebkosungen und seinen Leibgerichten empfangen — aber ohne Erfolg. Endlich fraß er zu Hause gar nichts mehr und lag Tage lang winselnd vor Schreibers Thüre, mit Gier trocknes Brod verzehrend, das er zu Hause nicht angerührt haben würde. Als ihn Herr Gorton, sein Herr, schließlich einsperrte, schrie und heulte er dergestalt, daß man ihn heraus lassen mußte, worauf er sofort zu seinen Freunden eilte. So trieb es der Hund, dessen Besitzer ihn nicht hergeben wollte, ein volles Jahr, indem er sich bisweilen von dem Strick, an dem er täglich heimgeführt wurde, losriß und zu dem geliebten Haus zurückkehrte. Als die Schreiber'schen Eheleute einmal auf vierzehn Tage verreisten und vor der Thüre ihrer etwas abgelegenen Wohnung einen großen Stoß Brennholz, aus dicken, starken Scheitern bestehend, zum Schutze aufgethürmt hatten, hörte und sah die unten wohnende Verwaltersfrau, wie Feldmann, auf dem Holzstoß stehend, ein Scheit nach dem andern mit seinen Pfoten herunter räumte, bis die Thüre so weit zugänglich war, daß er sich wieder, wie gewöhnlich, vor derselben niederlegen konnte. Endlich — von so viel Liebe gerührt — überließ sein Herr den Hund geschenkweise seinen neuen Freunden, bei denen er seitdem der treue Haus-, Zimmer- und Jagd-Genosse ist. „Er kennt nichts, als uns; wenn mein Mann nicht zu Hause ist, so liegt er vor seinem Bett und ist nicht zu bewegen, auszugehen. Er ist der beste, liebste, schönste, gutmüthigste Hund, den es gibt — dabei wird er von Seinesgleichen geliebt, wie selten ein Hund — —"

In dem Erzählten nicht unähnlicher Weise hat Herr Gutsbesitzer Anton Gromes in Ranigsdorf (bei Mährisch-Trübau, laut Brief an den Verf. vom 14. Jan. 1876) gesehen, wie eine in seinem Besitze befindliche Vorsteh-Hündin eine ganz besondere Zuneigung zu einer auf dem Gute arbeitenden Taglöhnerin faßte. Sobald dieselbe des Morgens erschien, wurde sie von der Hündin mit großer Freude und mit allen möglichen Liebesbezeugungen empfangen und nach dem Hause geleitet. Hatte das Thier Junge, so war es äußerst mißtrauisch und biß Jeden, der sich dem Lager nahte, um die Jungen anzusehen, ohne Umstände in das Bein; nur Kinder

hatten freien Zutritt. Als eines Tages, nachdem die Hündin wieder ein Nest voll Junge geworfen hatte, die Taglöhnerin im Vertrauen auf ihre Freundschaft sich das Wochenbett ansehen wollte, packte sie die Hündin sanft bei der nackten Wade und führte sie, ohne sie im Mindesten zu verletzen oder auch nur die Haut abzuschürfen, einige Schritte weit hinweg, während sie jeden Anderen in ähnlichem Falle zuverlässig gebissen haben würde, auch wirklich öfter gebissen hat.

Auch Watson (a. a. O., S. 161) ist der Meinung, daß Hunde sehr eigen in ihren Neigungen sind und sich so benehmen, als ob sie zeigen wollten, daß sie im Stande sein würden, ihre Herren selbst zu wählen, wenn sie unbeschränkt wären. Er theilt zum Beweise dessen eine in Bingley's Thierbeschreibung enthaltene, von Bolton erlebte Geschichte mit. Eines Tages kehrte derselbe aus einem Gasthof nach Hause zurück und wurde von einem großen schottischen Dachshund begleitet, der ihn beschützen zu wollen schien, aber wieder verschwand, als er zu Hause in Bedford Square angekommen war. Folgenden Morgens war er vor Bolton's Thüre, blieb den Tag über bei ihm und verschwand Abends wieder. Später kam er manchmal Abends und schlief die Nacht vor der Thüre des Schlafzimmers. Im Ganzen zeigte er sich sehr launig, indem er bisweilen von Liebe für B. erfüllt schien und anderemale ihn anscheinend kalt und theilnahmlos verließ. Zuletzt indessen schloß er sich sehr eng an B. an und that ihm allerlei kleine Dienste mit großer Gewissenhaftigkeit, bis er eines Tages, als sein Herr bei schmutzigem Wetter eine Droschke nahm und seiner guten Kleidung wegen ihn nicht im Innern derselben dulden wollte, sondern mit einigen heftigen Worten abwies, mürrisch brummend davonging und nie mehr gesehen wurde, obgleich B. eine hohe Belohnung auf seine Wieder-Entdeckung aussetzte.

Hier war also offenbar beleidigtes Ehrgefühl oder moralische Entrüstung über eine nicht verdiente schlechte Behandlung oder Zurücksetzung mit im Spiele — was bereits einen sehr hohen Grad von Verstand sowohl wie Gefühl voraussetzen läßt. Dasselbe verräth sich auch in der Art und Weise, wie Hunde die geistigen und seelischen Stimmungen ihrer Herren wahrzunehmen im Stande sind, und wie sie aus Sympathie oder Mitgefühl daran theilnehmen. Ein

darauf bezügliches Beispiel wurde bereits auf Seite 231 mitgetheilt, und ein zweites hat Frau Louise Klee in Frankfurt a. M. dem Verfasser in einem bereits erwähnten Briefe mitgetheilt, indem sie beobachtete, wie ihr Hündchen Berry sich in seinem Benehmen ganz genau nach der Stimmung seiner Herrin richtete. War dieselbe heiter, so sprang und tollte das Thier, wie ein ungezogenes Kind; war sie betrübt, so bot es seine ganze Liebenswürdigkeit auf, die Herrin zu erheitern; kam es aber vor, daß die letztere weinte, so leckte es ihr mitleidig Gesicht und Hände so lange, bis sie es streichelte und liebkoste.

Dieselbe Dame besaß auch eine schöne, dänische Dogge, welche ihrem früheren Besitzer das Leben gerettet hatte, indem sie in dem Schlafzimmer des durch Ofendunst vollständig betäubten Herrn ein Fenster einstieß und durch heftiges Bellen Leute herbeirief, nachdem sie vorher vergebliche Versuche gemacht hatte, den Schlafenden durch Reißen am Hemd und Kratzen auf den Händen zu erwecken und, als dieses nicht gelang, die verriegelte Thüre durch Losreißen von Spähnen zu öffnen.

Neben verletztem Ehrgefühl kennt der Hund in dem Verhältniß zu seinem Herrn auch verletzte Eitelkeit, oder noch besser — Schmerz über verschmähte Liebe. Brehm (Thierleben I, S. 601) erzählt nach den Mittheilungen eines Fräulein von Drygalski von einem auch von ihm selbst gekannten italienischen Windspiel oder Windhund, Namens Agile, welcher eine außerordentliche Anhänglichkeit an seinen Herrn kundthat und ihn fast nie verließ, sondern selbst bei dem schlechtesten Wetter ihn begleitete, daß er, wenn ihn dieser einmal nicht mitnahm, bei dessen Rückkehr sich verkroch, ihn nicht beachtete und erst langes Zureden und Liebkosen beanspruchte, bis er sich wieder in gewohnter Weise näherte.

Frau Laura Pause in Dresden (laut Brief an den Verf. vom 30. Nov. 1875) besaß, als sie in früherer Zeit mit einem Bruder zusammen in einem sächsischen Gebirgsstädtchen lebte, einen langhaarigen Pinscher, welcher die Gewohnheit hatte, das Uebermaaß seines Fraßes oder besonders gute Bissen, welche er für später aufheben wollte, mit Erde oder Schnee zuzudecken. Frau P. mußte den Platz verlassen und kam erst zwei Jahre später zum Besuche

wieder dahin. Die Freude des Wiedersehens bei dem treuen Thiere war unbeschreiblich; es fiel der Briefschreiberin mit seinen Pfoten förmlich um den Hals und wollte durchaus mitkommen, als sie wieder abreiste. Anderemale ist die Trauer über eine solche Trennung so intensiv, daß sie selbst das Leben bedroht.

Herr Dr. Stieren in Mason City in West-Virginien schreibt dem Verfasser, daß er im März 1868 genöthigt gewesen sei, mit seiner Frau eine Reise nach Pittsburg zu unternehmen, und daß er zu Hause einen Hund und einen Kater unter der Aufsicht einer älteren Frau zurückgelassen habe. Anfangs ging Alles gut; aber nach einiger Zeit weigerten sich die Thiere, irgend welches Fressen anzunehmen, und magerten zusehends ab, obgleich ihnen die Frau die besten Leckerbissen anbot. Sobald aber der Hund die Stimmen der Zurückgekehrten vernahm, fing er an, in einer Weise zu bellen, zu winseln und zu schreien, wie man es früher nie von ihm gehört hatte. Als die Frau die Thüre öffnete, sprang er an ihr hinauf und wußte nicht, wie er seiner Freude genug Ausdruck geben sollte. Als er endlich ausgetobt hatte und den beiden Eheleuten in die Küche folgte, fiel er hier voll Gier über eine auf dem Boden stehende Schüssel mit gebratenen Kartoffeln her und fraß dieselbe hastig und gänzlich leer. Die darüber im höchsten Grade erstaunte alte Frau rief bei diesem Anblick ärgerlich: „Sieh, diese schön in Fett gebratenen Kartoffeln habe ich dem Vieh schon vor drei Tagen angeboten, ohne daß er sie angerührt hätte; und jetzt frißt es, als ob es hätte hungern müssen.“ Gleicherweise fraß auch der Kater begierig, nachdem er sich vorher an seiner Herrschaft herumgerieben hatte.

Die rührendste Erzählung dieser Art findet sich übrigens bei Menault (a. a. O., S. 308). Jedermann in Mailand, sagt der Autor, kennt die Geschichte des Pudels Moffino. Dieses Thier war seinem Herrn, welcher zur Armee des Prinzen Eugen Beauharnais gehörte, bei dem Zug nach Rußland gefolgt. Beim Uebergang über die Beresina wurden die beiden Freunde getrennt, und der Mailänder Corporal kam nach seiner Vaterstadt zurück, nachdem er das treue Thier verloren gegeben hatte. Ein volles Jahr war verflossen, als eines Tages der Schatten eines Hundes erschien, welchen der

Corporal nicht sofort als seinen Reisebegleiter aus Rußland wieder erkannte. Das arme, ganz verwilderte Geschöpf stürzte sich auf seinen Herrn, leckte ihm die Füße und stieß dumpfe Seufzer aus, während dieser es rauh von sich stieß. Aber nach und nach kam ihm die Erinnerung zurück, und als er den Namen „Moffino" rief, erhebt sich das Thier, bellt freudig und fällt dann, von Hunger und Aufregung erschöpft, nieder. Sein Herr, der ihn jetzt endlich sicher erkennt, nimmt ihn auf und rettet ihn vom Tode.

Das am wenigsten Unwahrscheinliche oder Verdächtige bei dieser Geschichte ist der Umstand, daß der Hund den weiten Weg von der Beresina nach Mailand gefunden hat oder gefunden haben soll, da Hunde in dieser Beziehung gradezu Unglaubliches leisten, wie später bei Besprechung der Liebe der Thiere zur Heimath durch gut verbürgte Beispiele gezeigt werden wird. Jedenfalls aber darf man nach all den schlagenden Beweisen treuer Liebe und Anhänglichkeit, welche sich leicht hätten verzehnfachen und verhundertfachen lassen, Herrn Blaze (Histoire du chien, pref., IV) Recht geben, wenn er das Lob des treuesten aller Hausthiere mit den Worten verkündigt:

„Der Hund besitzt ohne Zweifel alle Eigenschaften eines empfindsamen Menschen, und, ich nehme keinen Anstand es zu sagen, der Mensch entbehrt im Allgemeinen der noblen Eigenschaften des Hundes. Wir machen eine Tugend aus der Dankbarkeit, welche doch nur Schuldigkeit ist, während diese Tugend, dieses Pflichtgefühl dem Hunde angeboren ist. Wir brandmarken Undankbarkeit, und doch sind alle Menschen undankbar. — — Der Hund weiß nicht, was Tugend ist, und doch bildet Dasjenige, was wir mit diesem Wort bezeichnen und als ein seltnes Ding bewundern — es ist in der That selten genug — seinen normalen Zustand. Wo wird man einen Menschen finden, der immer dankbar, immer liebevoll, niemals egoistisch und, die Selbstverleugnung bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit treibend, nicht gewinnsüchtig, ergeben bis in den Tod, ohne Ehrgeiz, immer bereit zu Dienstleistungen, Beleidigungen vergessend und nur Wohlthaten im Gedächtniß behaltend ist? Sucht ihn nicht, es würde vergeblich sein! Aber nehmt den ersten besten Hund, dem Ihr begegnet, und sobald Ihr ihn in Eure Ob-

hut genommen, werdet Ihr in ihm alle die genannten Eigenschaften finden. Er wird Euch lieben ohne Berechnung. Sein größtes Glück wird darin bestehen, in Eurer Nähe zu sein; und solltet Ihr genöthigt sein, Euer Brod zu betteln, so wird er Euch nicht bloß in dieser wichtigen Aufgabe unterstützen, sondern er wird Euch nicht verlassen, wenn ihn selbst ein König in seine Wohnung aufnehmen wollte. Eure Freunde werden Euch im Unglück allein lassen; sogar Euer Weib wird vielleicht ihre heiligsten Schwüre vergessen. Euer Hund aber wird stets bei Euch bleiben. Er wird kommen und zu Euren Füßen sterben, oder er wird, wenn Ihr die letzte große Reise antretet, Euch zu Eurer letzten Wohnung begleiten."

Nächst dem Hunde zeigen unter den Hausthieren wohl Katze und Pferd die meiste Anhänglichkeit an den Menschen. Von der ersteren ist dieses um so bemerkenswerther, als man gewöhnlich fälschlicherweise annimmt, daß sie nur Anhänglichkeit an das Haus, nicht aber an Personen bekunde. Wenn die von Perty (a. a. O., S. 86) mitgetheilte Geschichte der Katze der Madame Helvetius richtig ist, so kann ihre Liebe zu einzelnen Menschen sogar so weit gehen, wie diejenige des Hundes. Diese Katze ließ sich nicht von der Leiche ihrer Herrin trennen, setzte sich auf dieselbe, schlich mit dem Leichenzug nach dem Kirchhof, blieb auf dem Grab liegen und schrie ängstlich. Nahrung verweigerte sie und starb vermuthlich nach vier Tagen in einem benachbarten Gebüsch. Weiter erzählt derselbe Autor (S. 689), daß bei dem großen Brande des Jahres 1864 in Oberhofen bei Thun eine Katze schwere Brandwunden erlitten habe. Infolge sorgfältiger Pflege durch ihren Herrn erholte sie sich vollständig und zeigte sich nun so anhänglich an ihren Pfleger, daß sie ihm auf Schritt und Tritt folgte und ihn Tag und Nacht nicht verließ. Als er gestorben war, that sie wie unsinnig, verweigerte die Nahrung und verschwand, nachdem er begraben war. Mehrere Tage darnach fand man sie verhungert in einem Winkel.

Ein uns vorliegender Aufsatz über die Katze erzählt von einem großen, schönen Kater, Namens Peter, welcher sich an das älteste Söhnchen der Familie, in der er gehalten wurde, mit der rührendsten Zärtlichkeit angeschlossen hatte und täglich mit dem Kinde spielte. Als das Kind an den Blattern erkrankte, wich der treue Peter nicht

von dem Bette des Kleinen, und als es starb, war er ganz außer sich. Er verweigerte die Nahrung und verschwand, um erst nach vierzehn Tagen in sehr abgezehrtem Zustande zurückzukehren. Er fraß nun täglich etwas, entfernte sich aber alsbald nach dem Fressen wieder. Endlich entdeckte man ihn auf einem selbstbereiteten Lager auf der Kirchhofmauer neben der letzten Ruhestätte des Kindes. Dieses dauerte volle fünf Jahre, bis die Eltern des gestorbenen Kindes ihren Wohnort veränderten. Der treue Peter wurde zum Dank für seine Liebe von der Familie lebenslang sorgfältig gepflegt, schloß sich aber nie mehr in ähnlicher Weise an eines der andern Kinder an.

Eine ähnliche Neigung über den Tod hinaus und bis zum eignen Tode zeigte nach derselben Quelle die Katze des Rectors Zimmermann in Thorn, die mit dessen Kinde zugleich auferzogen war und mit demselben in freundschaftlichstem Verhältnisse lebte. Als das Kind krank wurde, wich die Katze Tag und Nacht nicht von seinem Bette, und als es endlich starb, verließ sie die Leiche nicht eher, als bis man diese zur Erde bestattete. Der Verlust des Freundes schmerzte das treue Thier dermaßen, daß es fortwährend traurig blieb, endlich sich in einen Winkel verkroch und dort bald darauf starb.

Kann der Verfasser für die Wahrheit der hier erzählten merkwürdigen Fälle eine Bürgschaft nicht übernehmen, so erhöht sich ihre Wahrscheinlichkeit doch sehr wesentlich durch die folgenden beiden Mittheilungen über ganz ähnliche Vorgänge, welche dem Verfasser brieflich von achtbarer Seite zugegangen sind. Frau Baronin Mathilde Lederer in Preßburg schreibt am 25. November 1875, daß sie einen Kater, Namens Lump, besessen habe, der sich durch große Schlauheit, aber auch durch zärtliche Anhänglichkeit an eine Schwester der Briefschreiberin auszeichnete. Als diese Schwester krank wurde, wurde das arme Thier unruhig, schlich sich wiederholt in das ihm sonst verbotene Krankenzimmer und umkreiste, als die Kranke gestorben war, das Bett und die Bahre mit kläglichem Miauen. Als die Leiche fortgebracht war, suchte das Thier im ganzen Hause nach der Vermißten, ließ sich durch keine Schmeicheleien oder Leckerbissen trösten, fraß sehr wenig, magerte zusehends ab

und starb zwanzig Tage, nachdem die Leiche fortgebracht worden war, zu den Füßen der Erzählerin.

Frau Pfarrer Christiane Hümmerich in Kieburg bei Marienberg (Reg.-Bez. Wiesbaden) besaß ein junges Kätzchen, das sich sehr an ihren jungen Sohn anschloß. Morgens, ehe er aufstand, lief die Katze an die Thüre seines Schlafzimmers und schrie so lange, bis er aufwachte. Sie sprang dann auf sein Bett und blieb daselbst, bis er aufstand. Nachdem dieser Umgang ungefähr ein halbes Jahr gedauert hatte, kam der Knabe aus dem Hause, um das Gymnasium zu beziehen. Das Kätzchen lief Morgens an die Thüre, hörte nicht auf mit Schreien, bis ihm geöffnet wurde, sprang auf das Bett, beroch dasselbe, kam zurück, lief suchend im Hause umher, fraß nichts und starb, nachdem es dieses Benehmen acht Tage hindurch fortgesetzt hatte.

Dieselbe Dame besaß eine Lieblingskatze, welche, als die Herrin verreiste, traurig wurde, nicht fraß und schließlich so ausartete, daß sie eben erschossen werden sollte, als die Herrin zurückkehrte. „Als sie mich sah und ich mit ihr sprach und sie streichelte, legte sie sich vor mich auf den Boden und stieß solche Klagelaute aus, wie ich noch nie von ihr gehört hatte, gleichsam als ob sie ihren Schmerz darüber ausdrücken wolle, daß ich so lange fortgewesen sei. Sie war mager und häßlich geworden, und ihr sonst so glänzendes Fell war ganz struppig. Von dem Tage an fraß sie wieder und ist jetzt wieder so schön und munter, wie vorher."

In der schon öfter citirten Zeitschrift des Thierschutzvereins für Hessen (1875, Nr. 8) berichtet Herr Franz Götz in Langenhain Folgendes:

„Heute Morgen waren wir Zeugen einer rührenden und merkwürdigen Scene.

Außer einer alten, aber immer noch munter spielenden fünfzehnjährigen Katze besitzen wir eine im vorigen Winter zugelaufene, die wir um so lieber ihrem alten Herrn wieder zugestellt hätten, als dieselbe scheu, tückisch und naschhaft war. Da aber das herrenlose Thier nun einmal unsere Gastfreundschaft in Anspruch genommen und nicht freiwillig das Haus verlassen wollte, so behielten wir sie in der Hoffnung, daß sie bei guter Behandlung ihre Fehler noch

ablegen werde. Meine Schwester, eine besondere Thierfreundin und eifriges Mitglied des Thierschutz-Vereins, nahm sie besonders in Schutz und Erziehung, und so verlernte diese Katze nach und nach ihre Naschhaftigkeit, wurde zutraulich und ihrer Protectorin besonders anhänglich.

Da ereignete es sich heute Morgen, daß ein großer, junger und gutmüthiger Hund, der öfters aus der Nachbarschaft zum Besuch in unser Haus kam, seinem jetzt fern wohnenden neuen Herrn entlief und mit großer Freude in das Zimmer stürmte und an meine Schwester heransprang. Diese kniete auf den Boden und spielte mit dem Hunde, während die Katze, auf dem Stuhle sitzend, mit ängstlichem und verzweiflungsvollem Gesichte zusah, und als der Hund, an meine Schwester anstürmend, dieselbe niederwarf und diese einen Schrei ausstieß, stürzte die Katze jämmerlich schreiend auf den Hund, ihn mit flinker Tatze und unter Angst- und Jammergeschrei zerhauend, bis meine Schwester sie auf den Arm nahm und beruhigte. Da legte die Katze ihre beiden Pfoten um den Hals meiner Schwester, streichelte sie und leckte ihr Kinn und Wangen.

Das ist doch eine Treue und Anhänglichkeit, wie man sie wohl an einem Hunde, weniger aber an einer Katze bemerkt haben wird. Und woher mag das kommen? Gewiß daher, daß man vielfach zum Voraus schon gegen die Katzennatur eingenommen ist und ihr wenig Erziehung und freundliche Behandlung angedeihen läßt. Die inhumane Behandlung der Thiere hat auch vielfach darin ihren Grund, daß man Thiere viel zu tief stehend betrachtet u. s. w."

Noch mag mitgetheilt werden, was A. E. Brehm (Thierleben I, S. 475 2c.) von der Hauskatze seines Vaters, sowie von einer andern Katze nach Wood's „Natural History" berichtet. Erstere bekundete eine Anhänglichkeit an ihren Herrn, welche von der des treuesten Hundes nicht hätte übertroffen werden können. Jeden gefangenen Vogel brachte sie, kaum oder nicht verletzt, denselben ihm überlassend, was damit begonnen werden solle, da sie wußte, daß er Vögel sammelte und ausstopfte. Auf den ersten Ruf erschien sie sofort, saß beim Arbeiten auf des Herrn Schulter und begleitete ihn beim Ausgehen. Während seiner letzten Krankheit besuchte sie ihn täglich stundenlang und brachte gefangene Vögel, wie um ihm

Freude zu machen. Von der Leiche wollte sich das treue Thier nicht trennen lassen und kehrte immer wieder zu ihr zurück.

Die zweite Katze wird bei Wood von ihrer Herrin als das klügste, liebenswürdigste und schönste Thier geschildert, welches man sich denken kann. Als ihre Herrin krank wurde, setzte sie sich an ihre Seite und schwang sich förmlich zu ihrer Krankenwärterin auf. „Wenige Menschen dürften im Stande gewesen sein, es ihr an Wachsamkeit gleich zu thun oder eine zärtlichere Sorgfalt für mich an den Tag zu legen.“ Sie merkte sich die Stunden, zu welchen die Kranke Arznei oder Nahrung zu nehmen hatte und weckte die Wärterin, die oft einschlief, zur bestimmten Zeit, indem sie dieselbe sanft in die Nase biß. Dabei irrte sie sich in ihren Berechnungen bei Tag oder Nacht selten um mehr als fünf Minuten. Ihre überaus große Klugheit oder Schlauheit bewies sie auch bei andern Gelegenheiten in auffallender Weise. Das Gewitter fürchtete sie sehr und eilte bei dem Rollen des Donners in den Schooß der Herrin oder versteckte sich unter ihren Kleidern. —

Von dem empfindsamen Charakter des Pferdes war schon die Rede. Dieser Charakter bewährt sich, namentlich bei edlen Pferden, nicht weniger, als andern Thieren, auch dem Menschen gegenüber. „Das Pferd,“ sagt Napoleon, der wohl darüber zu urtheilen im Stande sein mochte, „ist das Band zwischen Thier und Gott. Wie können wir wissen, daß Thiere nicht ihre eigne Sprache haben? Ich denke, es ist sehr voreilig, dies zu leugnen, bloß darum, weil wir dieselbe nicht verstehen. Ein Pferd hat Gedächtniß, Verstand und Anhänglichkeit. Es unterscheidet seinen Herrn von dessen Dienern, obgleich die letzteren mehr um dasselbe sind. Ich hatte ein Pferd, welches mich von der ganzen übrigen Welt unterschied und welches durch seine Bewegungen und seinen stolzen Gang zeigen wollte, daß es einen seiner Umgebung übergeordneten Mann auf seinem Rücken trug. Es ließ sich nur von mir oder dem Groom besteigen, und wenn der letztere auf ihm saß, waren seine Bewegungen ganz andere. Hatte ich meinen Weg verloren, so warf ich die Zügel auf seinen Hals, und es fand sicher den richtigen Weg unter Umständen, wo ich selbst niemals an das Ziel gekommen sein würde.“

Aus den Napoleonischen Kriegen wird eine Geschichte von dem Trompeter Lamont im 7. franz. Husaren-Regiment erzählt, dessen Pferd ihn in Treffen öfter gerettet hatte, und der zum Danke dafür besser für das Thier sorgte, als für sich selbst. Als 1809 Lamont in einem Treffen an der Donau blieb, verließ das Pferd die Leiche nicht, sondern vertheidigte sie gegen Leute, die sie aufheben wollten, mit Gebiß und Huf. Napoleon, dem die Sache rapportirt wurde, gab Befehl, das Pferd in Ruhe zu lassen und es zu beobachten. Nach der Erzählung der rapportirenden Wachen sei das Pferd die ganze Nacht bei der Leiche geblieben, habe sie andern Morgens mehrmals umgewälzt und vom Kopf bis zu den Füßen berochen, habe dann dumpf gewiehert und sei zuletzt der Donau zugeeilt, in der es ertrank. Napoleon selbst soll bei dieser Erzählung geäußert haben: „Ich möchte wohl wissen, ob die Menschen, welche den Thieren nichts Göttliches zugestehen wollen, auch jetzt behaupten werden, daß die Thiere nur Maschinen ohne Gedanken und Gefühle seien. Wenn dieses Pferd wirklich eine solche gewesen sein sollte, so war sie höchst bewunderungswürdig und fordert zur Ehrfurcht vor ihrem erhabenen Baumeister auf.“ Horace Vernet soll das Pferd durch ein Gemälde verherrlicht haben.

In der Militärschule von Woolwich befand sich nach Watson's Mittheilung (a. a. O., S. 229) ein Pferd, welches so wild war, daß die besten Reiter nicht wagten, es zu besteigen. Es warf sich, wenn bestiegen, entweder zur Erde und rollte über den Reiter oder drückte dessen Bein gegen einen festen Gegenstand. Es sollte daher verkauft werden. Da das Pferd indessen von reiner Rasse und ein sehr schönes Thier war, unternahm der commandirende Oberst Quest selbst dessen Zucht und brachte es durch gütliches Zureden, freundliche Behandlung und kleine Belohnungen schließlich dahin, daß es ganz zahm und ruhig wurde. Ja, es wurde schließlich vermocht, mehr besondere Bewegungen und Kunststücke auszuführen, als irgend ein andres Pferd des Regiments. Dies bestätigt also vollkommen die dem Verfasser von Herrn Rittmeister Dr. Walter mitgetheilten und bereits wiedergegebenen Erfahrungen und zeigt deutlich den empfindsamen Charakter des edlen Thieres.

Auch der berühmte Pferdebändiger Rarey, welchen man so

lange in dem Besitz eines besonderen Geheimnisses glaubte, erklärte später öffentlich, daß nichts nöthig sei, um ein Pferd zu zähmen, als gute und verständige Behandlung, und daß man nur nöthig habe, Liebe und Vertrauen in der Seele eines Pferdes zu wecken, um Alles von ihm gethan zu sehen, was man von ihm wolle.

Daß Pferde gradeso, wie Hunde, bisweilen eine besondere Neigung oder Liebe zu bestimmten Personen entwickeln, geht aus einer dem Verfasser von Fr. M. von B. in Petersburg in einem bereits erwähnten Briefe gemachten Mittheilung hervor. Diese Dame besaß ein Reitpferd (einen kleinen, hübschen, feurigen Moldawaner), welcher gegen alle andern Menschen bös, wild und scheu, gegen seine Herrin aber sanft wie ein Lamm war, sich auch gutwillig nur von ihr allein reiten ließ. Obgleich die Dame, wie sie schreibt, weder besonders kräftig, noch auch sehr tapfer im Sattel war, so ließ sich das Thier doch allein von ihrer Stimme besänftigen, und so oft es scheute oder die Ohren spitzte, ging es ruhig weiter, wenn seine Herrin ihm zuflüsterte: Fürchte Dich nicht! Vergaß die letztere aber das Beruhigungswort, so warf es sich scheu zur Seite. Wenn die Reiterin abstieg, hatte das Pferd die Gewohnheit, den Kopf nach ihr umzuwenden und seine Stirn an sie anzudrücken. Einmal wurde es wüthend über einen Diener, der es daran verhindern wollte.

Daß Pferde geliebte Herren auch nach langer Trennung wiedererkennen und ihre Freude darüber an den Tag legen, mag ein in Martin's „Geschichte des Pferdes" (S. 120) enthaltener Fall zeigen. Oberst Hamilton Smith verkaufte ein Streitroß, welches er zwei Jahre lang geritten hatte, als er die Armee verließ, nach London. Drei Jahre später erkannte er, als er mit der Post nach London reiste, an einem Halteplatz sein altes Pferd wieder, welches sein Vergnügen, ihn wiederzusehen, an den Tag legte, indem es seinen Kopf an ihm rieb und mit dem Vorderfuß stampfte. Der Kutscher, welcher dieses sah, erstaunte über die Bewegungen des Pferdes und fragte den Oberst, ob dasselbe nicht eine alte Bekanntschaft von ihm sei? worauf der Oberst erwiderte, daß es sein altes Streitroß sei.

Ja, daß sogar eine dreizehnjährige Trennung das Bild

eines geliebten Herrn nicht aus dem Gedächtniß des Pferdes zu verwischen vermag, lehrt folgende, von Frau J. H. Heyden in Penneberg (Holstein) dem Verfasser in einem schon erwähnten Briefe gemachte Mittheilung. Ein Landmann, Namens Mohr, besaß ein von dem Vater der Briefstellerin gekanntes Pferd, das seiner ungewöhnlichen Intelligenz und treuen Anhänglichkeit wegen nicht allein von seinem Herrn, sondern auch von dessen ganzer Familie sehr geschätzt wurde. Dieses Pferd wurde gestohlen und blieb trotz aller angestellten Nachforschungen verschollen. Dreizehn Jahre später, als Mohr, wie gewöhnlich, den Pferdemarkt in Barmstedt in der Grafschaft Ranzau besuchte, fand er unter einer langen Reihe von Rossen sein Pferd wieder und wurde augenblicklich von ihm erkannt, indem es ihn mit lautem Gewieher begrüßte. Mohr erklärte dem Roßhändler, welche Bewandtniß es damit habe; doch dieser schüttelte ungläubig den Kopf. M. behauptete nun, daß das Pferd, wenn es losgekoppelt würde, den früher von ihm innegehabten Platz in seinem Stalle aufsuchen würde, und der Roßhändler erbot sich, in diesem Fall das Pferd sofort zurückzugeben. M. eilte nach Hause, um die Stallthüre zu öffnen und den Platz in dem Stalle frei zu machen. Das Pferd wurde losgebunden und eilte nun in vollem Trabe seiner ehemaligen Krippe zu, gefolgt von dem staunenden Pferdehändler und einer Menge anderer Zuschauer.

Wie sehr sich auch der dem Pferde verwandte Hirsch in gezähmtem Zustande an Menschen anschließen kann, zeigt das Beispiel jener von Frln. Minna Haaß in Roestenberg bei Neuwedel gezähmten Hirschkuh, über deren innige Freundschaft mit zwei Hunden bereits berichtet wurde. Saß ihre Herrin vor der Thüre, so kam sie und legte ihren Kopf auf ihren Schooß, ließ sich liebkosen und legte sich dann auf Geheiß nieder, um als Fußbank zu dienen. Nur von ihr nahm sie Liebkosungen oder Strafen an, erkannte dieselbe auch sofort unter einer noch so großen Menschenmenge. Sie folgte dem Wagen, in dem Jene saß, oder schwamm stundenlang hinter ihrem Kahne her. Da man sie im Winter des Geruches wegen nicht viel im Zimmer haben konnte, ging sie am Hause auf und nieder, blieb am Fenster stehen und horchte. Vernahm sie die Stimme ihrer Herrin, so eilte sie durch Küche und Flur, bis sie

vor der Zimmerthüre war und ihren Platz auf der Strohdecke einnehmen konnte. Für die Geschwister der Dame empfand das Thier durchaus keine Sympathie, ärgerte dieselben vielmehr, wo es konnte. War ihre Herrin in der Küche beschäftigt, so rührte sie nichts an, was ihr diese nicht gab, während sie den Schwestern allerhand Possen spielte. Fremden, namentlich fremden Bettlern, welche auf den Hof kamen, begegnete sie in der Regel ziemlich unwirsch; gegen eines der Dienstmädchen hatte sie eine solche Antipathie, daß sie es bisweilen mit den Vorderfüßen bearbeitete. Auch einen Knaben, der sie einmal geneckt hatte, mochte sie nicht leiden; und einen Mann, der einmal Gewalt gegen sie gebraucht hatte, fürchtete sie so, daß sie, so oft sie ihn sah, in den Schutz ihrer Herrin flüchtete. Als sich das Thier, nachdem es zwei und ein halbes Jahr im Besitz der letzteren gewesen war, angewöhnte, oft Tage und Nächte hinter einander auszubleiben (es befand sich ein großer Hirschstand in der Nähe), so fürchtete die Herrin, es ganz zu verlieren, und verkaufte es an einen gräflichen Wildpark. Aber das arme Geschöpf konnte die Trennung nicht ertragen; es wurde traurig, nahm keine Nahrung, und schon vier Wochen darnach traf die Todes-Nachricht ein.

Sogar von einer Ratte berichtet Schmarda (a. a. O., S. 235) nach Burdach, daß dieselbe, welche ein Gefangener in Genf im Jahre 1827 derart gezähmt hatte, daß sie ihm unter die Weste an die Brust kroch und stundenlang ruhig daselbst lag, die Trennung von dem freigewordenen Freund nicht habe überleben können; man fand sie drei Tage später todt in einem alten Tuche, welches der Gefangene zurückgelassen hatte.

Unter allen Thieren indessen gibt es keines, welches sich, obgleich kein Hausthier, enger und inniger an den Menschen anzuschließen versteht, als der Affe — wie dieses ja auch auf Grund seiner engen verwandtschaftlichen Beziehungen zu demselben kaum anders zu erwarten ist. Er ist auch einer sehr weitgehenden Aufopferung für den von ihm geliebten Menschen fähig, wie eine interessante Beobachtung von Darwin beweist. Vor mehreren Jahren zeigte ihm, wie er in seinem Buch über die Abstammung des Menschen (I, S. 66) erzählt, ein Wärter im Londoner Zoolog. Garten ein paar tiefe und kaum geheilte Wunden in seinem Genick, die ihm,

während er auf dem Boden kniete, ein wüthender Pavian beigebracht hatte. Ein kleiner amerikanischer Affe, welcher ein warmer Freund dieses Wärters war, lebte in demselben Behältniß und war schrecklich furchtsam vor dem großen Pavian. Nichtsdestoweniger, sobald er den Wärter, seinen Freund, in Gefahr sah, stürzte er sofort zum Entsatz herbei und zog durch Schreien und Beißen den Pavian so vollständig ab, daß der Mann im Stande war, sich zu entfernen, nachdem er, wie der behandelnde Arzt später erklärte, in großer Lebensgefahr gewesen war.

Ein ähnliches Freundschafts-Verhältniß mit seinem Wärter hatte der Schimpanse des Hamburger Thiergartens geschlossen, über welchen R. L. Brehm in seinen „Bildern und Skizzen aus der Thierwelt" (S. 122 u. flgd.) so interessante Mittheilungen gemacht hat. Als dieser Wärter aus dem Garten entfernt werden mußte, war der Affe schwer zu trösten, und als der Mann einige Tage darnach zurückkehrte, um den Affen zu sehen, erkannte ihn dieser schon an dem Schritt, geberdete sich wie unsinnig vor Freude und liebkoste den Freund auf jede mögliche Weise.

Auch A. E. Brehm (Thierleben I, S. 75) beobachtete einen Schimpanse, welcher sich sehr rasch mit Personen befreundete, die ihm liebreich entgegenkamen, und keine größere Freude kannte, als wenn er im Schooße der Familie sein, aus einem Zimmer in's andre gehn, mit am Tische sitzen durfte u. s. w. „Beschenkt oder freudig überrascht beweist er sich dankbar, indem er, ohne hierzu abgerichtet oder gelehrt worden zu sein, seinen Arm zärtlich um die Schulter des Wohlthäters legt und ihm eine Hand oder ächt menschlich einen Kuß gibt. Genau dasselbe thut er, wenn er des Abends aus seinem Käfig genommen und auf das Zimmer gebracht wird. — — Wird er getragen, so setzt er sich wie ein Kind auf den Arm seines Pflegers, schmiegt den Kopf an dessen Brust und scheint sich außerordentlich behaglich zu fühlen." Wenn sein Pfleger ihn verließ, war er höchst unglücklich und klammerte sich krampfhaft an ihn an, indem er jammernd aufschrie. Besonders freundlich und zärtlich benahm er sich Kindern gegenüber. Als ihm zum Erstenmal ein sechswöchentliches Kind gezeigt wurde, betrachtete er dasselbe aufmerksam, berührte mit dem Finger sanft dessen Gesicht und reichte ihm schließlich die Hand hin.

Sehr große Anhänglichkeit an ihren Herrn zeigen die amerikanischen Coaita's oder Spinnenaffen (Ateles marginatus), welche in Amerika viel zahm gehalten werden, und von deren inniger Freundschaft zu einander bereits ein Beispiel nach Geoffroy=Saint=Hilaire's Beobachtung im Pariser Pflanzengarten mitgetheilt wurde. Bates (der Naturforscher am Amazonenstrom) sah ein altes Weibchen, welches seinen Herrn, einen Handlungs=Reisenden, auf allen seinen Reisen begleitete. Wenn sein Herr das Thier schalt oder zankte, so gab es Zeichen des äußersten Schmerzes von sich, wimmerte, schrie erbärmlich und ließ seine Arme ununterbrochen über seinen Vorderkopf gleiten. Wenn alsdann der Herr sagte, es sei Alles Lüge, der Affe sei vielmehr ein gutes Geschöpf, ein Engel u. s. w., so hörte sofort das Wimmern auf, und das Thier näherte sich vergnügt seinem Herrn.

Auch der in den Wäldern Brasiliens von Spix entdeckte Zottel=Affe (Pithecia hirsuta) zeigt sich, wenn gezähmt, überaus anhänglich an den Menschen. Bates, welcher ihn ebenfalls zu beobachten Gelegenheit hatte, macht darüber interessante Mittheilungen. Sein Nachbar in Ega, ein französischer Schneider, hatte einen solchen Affen, welcher ihm wie ein Hund folgte und während der Arbeit seinen Platz auf der Schulter seines Herrn einnahm. „Niemals," sagt Bates, „sah ich einen Affen, welcher eine so große Anhänglichkeit an seinen Gebieter bekundet hätte, als dieses anmuthige, ängstliche, schweigsame, kleine Geschöpf — — Mein Nachbar hatte einmal sein Haus Morgens verlassen, ohne den Affen mitzunehmen. Dieser hatte ihn schmerzlich vermißt und erschien plötzlich in meiner Behausung, wo er ihn wohl zu finden hoffte. Als er ihn nicht fand, setzte er sich mit dem unverkennbarsten Ausdruck der Enttäuschung und Entsagung auf meinem Tische nieder und wartete auf seinen Herrn. Kurze Zeit darauf trat dieser wirklich ein, und einen Augenblick später saß der auf's Höchste erfreute Liebling auf seinem gewöhnlichen Platze, der Schulter."

In ähnlicher Weise berichtet Bates von dem mit den genannten Affen=Arten ganz nahe verwandten amerikanischen Woll=Affen (Lagothrix), insbesondere dem s. g. Barrigudo (Lag. Humboldtii). Brehm, welchem Gelegenheit gegeben war, das

Thier näher zu beobachten, sagt (Thierleben I, S. 197), daß er niemals ein liebenswürdigeres Mitglied der ganzen Familie kennen gelernt habe, als ihn. „Um ihn zu messen, trat ich in seinen Käfig und wurde sofort auf das Allerfreundlichste empfangen. Mich treuherzig fragend anblickend, als wolle er erkunden, weß Geistes Kind ich sei, kam er langsam und bedächtig auf mich zugeschritten, warf noch einen Blick auf mein Gesicht und kletterte sodann, unter thätiger Mithülfe des Schwanzes, an mir bis zu dem Arme empor, ließ sich, halb sitzend, halb liegend, hier nieder, schmiegte den Kopf an meine Brust und nahm nun mit ersichtlicher Freude und willenloser Hingebung meine Liebkosungen entgegen. Ich durfte ihn streicheln, sein Haar auseinander legen, Gesicht, Ohren, die Zunge, Hände und Füße untersuchen, ihn drehen und wenden; er ließ sich Alles gefallen, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken. Er bewies durch sein Gebaren in unverkennbarer Weise, wie unendlich wohlthuend es für ihn war, einmal wieder, anstatt mit andern Affen, mit Menschen zu verkehren. Gegen seine Gesellen, Meerkatzen und Rollaffen, zeigte er sich zwar auch wohlwollend und gutmüthig, während er dagegen in mir, dem Menschen, offenbar ein höheres Wesen erblickte und sogleich die Rolle eines gehätschelten Lieblings annahm.

Nicht minder liebenswürdig im Umgang mit Menschen ist der ganz nahe verwandte Kapuziner-Affe (Cebus capucinus), weßhalb sich derselbe auch, wie alle Cebi oder Rollaffen, unter den Indianern sehr häufig gezähmt vorfindet. Frau Maria de Bernardi, deren Schreiben wir bereits mehrere interessante Mittheilungen entnommen haben, besaß einen Kapuziner-Affen, der sich durch ebenso große Schlauheit wie Anhänglichkeit auszeichnete. Er stahl Geldstücke, versteckte sie im Munde und warf sie den vorüberziehenden Gemüse-Jungen zu, welche ihm dafür Salat hinaufwarfen. Er versuchte auch, mit gestohlenen Schlüsseln Schränke zu öffnen, in denen Eßwaaren aufbewahrt waren. Es war sehr schwer, ihn gegen seinen Willen zu fangen; das gewöhnliche Mittel war, daß man einen kleinen Spitz prügelte, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte, worauf er denn zur Hülfe herbeieilte. An seine Herrin hatte er eine solche Anhänglichkeit, daß er, als dieselbe einige

Zeit verreiste und ihn dem Dienstmädchen überließ, die Nahrung verweigerte, sich zwischen einem Schrank und der Wand verkroch und dort nach Verlauf von acht Tagen starb, nachdem er die ersten Tage am Fenster sitzend ununterbrochen auf ihre Rückkehr gewartet hatte. Eine Meerkatze, welche dieselbe Dame während eines Aufenthaltes in Florenz im Jahre 1868 besaß, schloß enge Freundschaft mit einer Dame, welche im Nachbarhause wohnte, und besuchte sie täglich zu bestimmter Stunde. Man verließ Florenz für ein halbes Jahr und nahm bei der Rückkehr eine andre Wohnung. Eines Tages stieß der Affe plötzlich einen hellen Freudenschrei aus, warf sich auf die Thürklinke, die sich öffnete, und eilte in den Corridor, wo er sich einer eben eintretenden Dame an den Hals warf — es war die ehemalige Freundin aus dem Nachbarhaus, welche er bereits von ferne an der Stimme erkannt hatte.

Eine ähnliche Wiedererkennungsscene beschreibt Frln. Lee (Habits and instincts of animals, p. 13) von einem Affen, den sie aus Senegambien mitgebracht hatte. Sie gab ihn, weil er im Hause zu viele Unruhe verursachte, in Paris in den dortigen Pflanzengarten und besuchte ihn täglich. Als sie Paris verließ, zeigte der Affe, wie ihr später der Wärter erzählte, große Unruhe und Traurigkeit. Zwei Jahre darnach besuchte sie ihn wieder, und als sie ihm sagte: „Mak, kennst Du mich?“ gab er einen Schrei der Ueberraschung und des Vergnügens von sich, streckte seine beiden Hände aus, hielt seinen Kopf zum Liebkosen hin, indem er ein leises Brummen hören ließ, und ließ alle Zeichen freudiger Wiedererkennung sehen.

Ueber einen zweiten Kapuziner von ähnlicher Anhänglichkeit, wie der oben beschriebene, von dessen Freundschaft mit einem Raben bereits auf Seite 238 die Rede war, hat Herr Julius Müllern in Przemysl in Galizien im „Zoolog. Garten“ 1875, S. 32, berichtet. Der Affe, welcher schon drei Jahre im Besitz des Herrn Erzählers und stets vollkommen gesund und munter war, fing plötzlich an zu kränkeln und abzumagern. Endlich entdeckte man die Ursache seiner Krankheit. Die Mutter des Berichterstatters, welche den kleinen Affen sehr gern hatte und ihn wie ein Kind behandelte, während er ihr mit größter Liebe zugethan und den größten Theil

des Tages um sie war, war plötzlich an der Cholera gestorben. Seitdem bemerkten Alle eine traurige Veränderung in den Gesichtszügen des Thieres, welches oft stundenlang durch alle Zimmer irrte, horchend und nach der Verstorbenen ausschauend. Sogar hinter den Vorhängen und in offnen Schränken suchte es herum und ließ klagende Töne hören. Endlich erwischte der Affe eine Morgenhaube der Verstorbenen, welche er wie einen Schatz behütete, täglich ausbreitete, mit den Händen glättete, wieder zusammenlegte und sorgfältig in seinem Versteck bewahrte. Näherte sich einer seiner Kameraden, so setzte er sich auf die Haube, um sie ja nicht zu verlieren. Geht er in den Zimmern umher, so ist die Haube sein steter Begleiter, während er andre Gegenstände, die man ihm anbietet, wegwirft. So trieb er es ungefähr vierzehn Tage lang, bis er zuletzt die Haube in dem Zimmer der Verstorbenen in deren verlassenen Arbeitskorb steckte und hier zurückließ.

Könnte sich der Schmerz über den Verlust eines geliebten Wesens und die Anhänglichkeit an dasselbe bei einem Menschen, z. B. bei einem menschlichen Kinde, in auffälligerer und zugleich mehr rührender Weise offenbaren, als es bei diesem Thiere der Fall war?

Einen höchst interessanten Bericht hat derselbe Herr über einen in seinem Besitze gewesenen schwarzen Pavian, Namens Nazi, abgestattet (Zoolog. Garten, 1873, S. 273). Derselbe benahm sich mit solcher Klugheit und Artigkeit, daß er allgemein beliebt und für salonfähig erklärt wurde, aß, auf einem erhöhten Stuhle sitzend, mit am Tisch, genoß nach Tisch gern etwas schwarzen Kaffee und machte sein regelmäßiges Mittagsschläfchen. Auch war er ein großer Liebhaber von Rum oder Rothwein. Nachdem er indessen einmal unbemerkt über eine Rumflasche gerathen war und die unangenehmen Folgen davon empfunden hatte, rührte er nie mehr Rum an, war also klüger, wie so viele Menschen, welche ein noch so heftiger Katzenjammer nicht von ihrer Unmäßigkeit zu heilen vermag. Dagegen wurde er mit der Zeit ein großer Verehrer von Thee und trank ihn viel lieber als Milch. Mit wunderbarer Geschicklichkeit und Verstellung verstand er es, ein Stück Zucker aus der Zuckerdose zu entwenden oder für späteren Genuß zu verbergen. Mit einem Kätzchen schloß er große Freundschaft, trug es fortwährend mit sich herum

und hob es, wenn es an das Fressen ging, mit dem einen Arm einfach in die Höhe, um ihm das Mitfressen möglich zu machen, während er mit der andern Hand seinen Teller leerte. Auch mit einem alten Vorsteh-Hund schloß er innige Freundschaft; derselbe ließ sich gutmüthig alle Spielereien und Neckereien von ihm gefallen.

An seinen Herrn zeigte er die größte Anhänglichkeit. Sprach dieser ihn scharf an oder stellte ihn zur Rede, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ihn zu küssen, was er mit der Zungenspitze, die er ihm in den Mund steckte, mehrmals wiederholte. Auch auf Befehl gab er einen Kuß. Erblickte er Etwas, das ihn erschreckte, so flüchtete er sich zu seinem Herrn und umfaßte dessen Hals. Er kannte dessen Stimme, ja Tritte und stieß fröhliche Laute aus, wenn er ihn nach einiger Zeit wiedersah.

Eine Uniform mit glänzenden Knöpfen, welche man für ihn hatte anfertigen lassen, trug er sehr gerne und war unglücklich, wenn man sie ihm auszog.

Auch Brehm hat ähnliche Erfahrungen mit Pavianen gemacht. Ein Pavian, welchen er besaß, bewahrte ihm unter allen Umständen seine unverbrüchliche Zuneigung, obgleich er auch leicht mit andern Personen Freundschaft schloß. Sein Herz schien jedoch bloß für die Liebe zu seinem Herrn Raum zu haben; denn er biß seinen soeben gewonnenen Freund, sobald sich Jener nahte. — Ein Babuin-Weibchen, das Brehm aus Afrika mit nach Europa brachte, Namens Atile, nahm ebenfalls die Herzen von Thieren und Menschen für sich ein, stahl junge Hunde und Katzen, um sie zu hätscheln und mit sich herumzutragen, liebte aber menschliche Gesellschaft noch weit mehr, vergaß empfangene Beleidigungen wochenlang nicht, stahl meisterhaft, öffnete Thüren, Schränke und Kisten, löste Knoten mit großer Geschicklichkeit auf, führte allerhand neckische oder unerlaubte Streiche aus, war eine große Feinschmeckerin und liebte ihren Herrn mit einer grenzenlosen Zuneigung. „Ich konnte thun," sagt Brehm, „was immer ich wollte; ihre Liebe gegen mich blieb sich gleich. Wenn ich sie züchtigen mußte, wurde sie niemals auf mich wüthend, sondern auf die Personen, die zufällig in der Nähe waren. Mich zog sie unter allen Umständen ihren sämmtlichen Bekannten vor; ja sie wurde, wenn ich mich nahte, augenblicklich eine Gegnerin von

Denen, welche sie eben noch geliebkost hatte.“ „Sie kam zu mir heran, wenn ich es wünschte, und folgte mir auf Spaziergängen, wie ein Hund.“ Als ihr Freund Hassan, der Haushund, starb, verlor sie den Schlaf und wurde so unglücklich, daß man für ihr Leben fürchtete und sie an einen Menagerie-Besitzer verkaufte, bei dem sie andre Gesellschaft fand.

Von einem Gibbon oder Siamang, welchen Bennett mit nach Europa brachte, berichtet Brehm (a. a. O., S. 99), daß er sich in sehr kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner menschlichen Reisegefährten erwarb. Mit einem kleinen Papua-Mädchen schloß er zärtliche Freundschaft und saß oft, die Arme um ihren Nacken geschlungen, neben ihr, Schiffsbrod mit ihr kauend. Er war überaus neugierig, leicht zu erzürnen, sehr empfindlich und leicht verletzt und starb zum Bedauern der Mannschaft, noch ehe man England erreichte.

Ein andrer Gibbon (Hulock), welchen Harlan fünf Monate lang lebendig besaß, ging mit seinem Herrn an der Hand spazieren, saß mit ihm zu Tisch, trank aus Gefäßen in menschlicher Weise und gab seine Anhänglichkeit an Jenen und seine Neigung zu ihm in jeder Weise zu erkennen. Wenn er ihn Morgens erblickte, gab er seine Freude durch fröhliches Rufen zu erkennen, hielt ihn am Arm oder Rock fest, wenn er sich entfernen wollte, und schrie schon von Weitem vor Freude, wenn er nur dessen Stimme vernahm.

Noch mag in Kürze erwähnt werden, was vor wenigen Jahren die Zeitungen nach den Mittheilungen des Herrn Dr. Karl Nißle über den gegen das Ende des Jahres 1875 im Zoologischen Garten zu Dresden erfolgten Tod des vielbesprochenen und vielbewunderten anthropoiden oder menschenähnlichen Affen Mafuka (über dessen zoologische Stellung die Gelehrten nicht ganz einig waren) berichteten: „Als kurz vor dem Tode des Thieres der bekannte (und auch in dieser Schrift bereits genannte) Director des Dresdener Zoologischen Gartens, Dr. Schöpf, sich noch einmal zu seinem Liebling niederbeugte, langte Mafuka nach ihm, legte die Arme um den Hals des treuen Pflegers und sah ihn eine Weile ruhig klaren Auges an. Dann küßte sie ihn in kleinen Pausen dreimal, verlangte auf's Lager, reichte dann Schöpf nochmals die Hand, wie zum Abschied

nach mehrjährigem glücklichem Beisammenleben, und schlief ruhig ein, ohne wieder aufzuwachen."

Daß es auch in der niederen Thierwelt nicht an Beweisen der Anhänglichkeit an den Menschen fehlt, mögen folgende zwei von Menault (a. a. O.) mitgetheilte Fälle lehren. Nach ihm hat Valmont de Bomare eine gelbgrüne Natter (Zamenis viridiflavus) gesehen, welche eine solche Anhänglichkeit an ihre Herrin, die sie fütterte, besaß, daß sie oft auf deren Arm empor kroch, sich unter ihren Kleidern verbarg oder sich auf ihrem Busen ausruhte. Sie soll sogar die Stimme ihrer Herrin gekannt haben und ihr gefolgt sein. Auch will derselbe Naturforscher gesehen haben, wie das Thier, wenn seine Herrin dasselbe von dem Rande eines Bootes aus in das Wasser warf, dem Boote nachfolgte. — Der zweite Fall ist einem von Dr. Warwick im Jahre 1850 in der Liverpooler Gesellschaft für Litteratur und Philosophie vorgelesenen Aufsatz entnommen. Als derselbe in Durham wohnte und eines Abends in dem Park des Grafen von Stamford spazieren ging, will er in einem Teich einen ungefähr sechs Pfund schweren Hecht bemerkt haben, welcher sich, durch den Spaziergänger erschreckt, in Folge einer plötzlichen Bewegung, den Kopf gegen eine Topfscherbe stieß und eine schwere Schädelverletzung erlitt. Von Schmerz gepeinigt fuhr das Thier wie wüthend im Wasser umher und fiel schließlich in Folge seiner heftigen Bewegungen auf den Rasen. Der Erzähler untersuchte das Thier, brachte das verletzte und vorgetretene Gehirn mit einem silbernen Zahnstocher wieder in die Schädelhöhle und legte schließlich mit Hülfe des herbeigerufenen Garten-Knechtes einen leichten Verband an. Alsdann wurde das Thier wieder dem Wasser übergeben. Als Dr. W. des andern Morgens den Teich wieder besuchte, kam das Thier herbeigeschwommen und legte seinen Kopf am Rande des Wassers auf den Fuß seines Wohlthäters, wobei sich dieser überzeugte, daß eine wesentliche Besserung eingetreten war. Als der Letztere längs des Teiches auf und ab ging, folgte ihm das Thier stetig; aber da es auf der verletzten Seite durch Zerstörung des Seh-Nerven blind geworden war, schien es jedesmal in großer Unruhe, so oft es sich mit der kranken Seite im Angesicht des Ufers befand, auf welchem der Doctor

spazierte. Andern Tages brachte der Letztere mehrere Freunde mit, um das merkwürdige Schauspiel zu beobachten, wobei der Fisch sein früheres Betragen fortsetzte. Nach und nach wurde er so zutraulich, daß er auf den Pfiff seines Wohlthäters erschien und aus der Hand fraß. Gegen fremde Personen dagegen blieb er ebenso scheu oder wild wie vorher.

Die Verantwortung für die Wahrheit dieser merkwürdigen, mit so genauen Einzel-Umständen geschilderten Beobachtung will übrigens der Verfasser lediglich dem Erzähler und dem Reproducenten der Erzählung überlassen. —

Da bekanntlich Eifersucht von wahrer Liebe oder wirklicher Neigung unzertrennlich ist, so kann mit allem Recht angenommen oder vorausgesetzt werden, daß diese Seelen-Regung den Thieren, welche lieben oder die ganze Kraft ihrer Gefühle auf einen bestimmten Gegenstand concentriren, ebensowenig fehlen werde, wie den Menschen. In der That gibt es beweisende Beispiele oder Erfahrungen dafür in Menge, von denen übrigens hier nur solche Erwähnung finden mögen, welche sich, direct oder indirect, auf den Menschen beziehen. Der seinem Herrn mit so außerordentlicher Liebe zugethane Canarienvogel, von welchem auf Seite 286 berichtet wurde, war so eifersüchtig, daß der sonst so zahme Vogel überaus bösartig wurde, sobald sein Herr den Versuch machte, sich mit einem andern älteren Canarienvogel, dessen Bauer in demselben Zimmer stand, zu beschäftigen. Sonst vertrugen sich die beiden Vögel, deren Bauer geöffnet neben einander standen, sehr gut. Sobald der Herr aber ruft, spreizt der Eifersüchtige die Flügel und beißt nach dem andern, als wolle er sagen: „Das geht Dich nichts an; damit bin nur ich gemeint," und kommt alsdann schnell heran geflogen. Nimmt der Herr aber gar den Rivalen in die Hand und streichelt oder hätschelt ihn, so geräth der andre ganz außer sich, sträubt das Gefieder, stürzt herzu und hackt wüthend auf die Hand und auf den Rivalen los.

Ueber die in ähnlicher Weise sich äußernde Eifersucht eines Spatzen oder Sperlings hat dem Verfasser Herr Werdmüller in Wien am 14. März 1876 berichtet. Dessen Freund, Prof. Hugo Marckhl, besaß zwei zahme Spatzen, deren Käfig meist

offen stand, so daß sie nach Belieben ein= und ausfliegen konnten. Einer derselben war so zutraulich, daß er sich auf die Schulter seines Herrn setzte, sich wie eine brütende Henne auf den Bauch niederkauerte und sich längere Zeit in dieser Stellung umhertragen ließ. Eines Tages, als dieses geschah und der andre Vogel im Käfig war, sagte der Professor Herrn W.: „Jetzt geben Sie Acht, was geschieht!“ Langsam näherte er sich dem Käfig und fing an, den darin sitzenden Vogel mit zärtlichen Tönen anzureden. Sofort richtete sich der andre Vogel auf, fing heftig mit den Flügeln an zu schlagen, streckte den Kopf mit aufgerissenem Schnabel gegen den Käfig und stieß jenes rasche, laute Gezwitscher aus, das man bei Vögeln, besonders bei Schwalben, auch in der Freiheit nicht selten beobachten kann, wenn eine fremde Schwalbe sich dem Neste nähert und die rechtmäßigen Eigenthümer den Fremdling zurückzutreiben suchen. Entfernte sich der Professor wieder vom Käfig, so wurde der Spatz sofort wieder ruhig und duckte sich, wie vorher, auf der Schulter nieder. „Ich konnte mich,“ fügt Herr W. der Erzählung bei, „des Eindrucks nicht erwehren, daß der Vogel auf seinen Gefährten eifersüchtig war und nicht dulden wollte, daß auch dieser geliebkost werde.

Derselbe Herr theilt eine von ihm selbst gemachte Beobachtung über Affen=Eifersucht mit, welche ganz mit Dem übereinstimmt, was bereits auf Seite 106 hierüber gelegentlich berichtet wurde. Er besuchte in Pest eine Menagerie und sah, wie der Wärter ein Mädchen der dienenden Klasse aufforderte, einem Affen mittlerer Größe die Hand zu reichen. Sie that es, worauf der Affe die Hand mit sichtlichem Wohlgefallen ergriff. Nach einer Weile forderte der Wärter die Umstehenden auf, auf das nun Kommende zu achten, näherte sich alsdann dem vor dem Käfig stehenden Mädchen, blieb eine Weile bei ihr stehen, nahm dann ihren Arm und schickte sich an, langsam mit ihr fortzugehen. Anfangs wollte der Affe die Hand des Mädchens nicht fahren lassen; als sie ihm aber gewaltsam entrissen wurde, gerieth er in große Aufregung, faßte mit beiden Händen die Stäbe seines Käfigs, schüttelte sie gewaltsam und blickte mit funkelnden und unverwandten Augen dem langsam sich entfernenden Paare nach.

Wenn bei diesem Falle auch Geschlechtsliebe mit im Spiele gewesen sein oder die Hauptveranlassung für das Benehmen des Affen gebildet haben mochte, so kann dieses nicht gelten von folgendem, dem Verfasser von Herrn Dr. Stieren in Mason City (West-Virginien) mitgetheilten Falle von maßloser Affen-Eifersucht. Ein kinderloses Ehepaar in Tallahassen in Florida hielt einen Affen, der durch seine Munterkeit und Gelehrigkeit sich die Zuneigung aller Hausbewohner erworben hatte, insbesondere aber der Liebling der Hausfrau geworden war. Als aber eines Tages der Storch wider Erwarten ein „baby“ brachte, das die Sorge und Aufmerksamkeit Aller im vollsten Maaße in Anspruch nahm, bekümmerte man sich nicht mehr viel um „Joko“ und vernachlässigte ihn schließlich ganz. Ein halbes Jahr lang ertrug er seine Zurücksetzung mit Würde. Als er dann aber sich eines Tages zufällig mit dem Kinde allein im Zimmer befand, brach seine lang verhaltene Wuth und Eifersucht endlich los, und er würde das Kind zweifelsohne erwürgt haben, wenn nicht die erschreckte Mutter auf das Schreien desselben noch rechtzeitig herbeigestürzt wäre und den Uebelthäter hinweggerissen hätte. Offenbar hatte eine richtige Ueberlegung dem Thiere gesagt, daß jetzt der geeignete Moment für Befriedigung seiner Rache und Eifersucht gekommen sei.

Auch Brehm berichtet von der Eifersucht eines weiblichen Klammer-Affen, Namens Sally, welcher auf dem Schiffe, das ihn nach Europa brachte, eine innige Freundschaft mit zwei jungen Neufundländer Hunden geschlossen hatte. Ihre Zuneigung zu diesen Thieren war so groß, daß sie jedesmal, wenn Jemand näher an der Hundehütte vorbeiging, als sie für passend erachtete, aus der Hütte heraussprang und eifersüchtig die Arme nach dem Eindringling ausstreckte mit einer Miene, als wolle sie ihn zurecht- oder zurückweisen.

Von der Eifersucht eines Papageien erzählt Brehm (Thierleben IV, S. 50) nach Linden, welcher von einem Paar Mohrenköpfe (Pionias fuscicollis) das Weibchen verloren hatte, worauf das überlebende Männchen sich zu einem weiblichen Alexandersittich gesellte, Folgendes: Kein anderer Sittich durfte es wagen, in die Nähe des Alexandersittichs zu kommen; sein Gespons be-

wachte ihn mit der größten Eifersucht. Ja wenn der Herr selbst, wie gewohnt, den letzteren, der sich gerne auf seine Schulter setzte und sich füttern ließ, länger als gewöhnlich duldete oder gar liebkoste, wurde der Mohrenkopf höchst unwillig und kam mit gesträubten Federn und eigenartigen Lauten auf die unterste Sitzstange herab.

Heftiger, als hier, äußerte sich die Leidenschaft bei einem Papageien, welchen Troegel (a. a. O., S. 74) besaß. Derselbe liebte seinen Herrn zärtlich, wollte aber diese Liebe nicht mit den andern Vögeln theilen, welche im Besitze desselben Herrn waren. Eines Tages liebkoste der Letztere einen Canarienvogel, der auf seinem Finger saß, während der Papagei Zeichen höchster Unruhe und Unzufriedenheit von sich gab. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten, stürzte wie wüthend auf den armen Gelbrock und schüttelte ihn tüchtig ab. Er wurde dafür gestraft und verschloß seinen Mißmuth in seiner Brust, stieß auch andern Tags nur heftige Schreie aus und sträubte das Gefieder, als er abermals seinen Gebieter den Canarienvogel liebkosen sah. Kaum aber hatte Herr T. das Zimmer verlassen, als er sich dem Käfig näherte, in welchem sein Nebenbuhler eingeschlossen war, das Thürchen mit großer Geschicklichkeit öffnete, den armen kleinen Vogel ergriff und so heftig schüttelte, daß er ihn sicher erwürgt haben würde, wenn nicht der Herr auf das Geschrei des Opfers herbeigeeilt wäre und dasselbe gerettet hätte.

Von der merkwürdigen Eifersucht eines in seinem Besitze befindlichen großen Kolkraben hat dem Verfasser am 24. Nov. 1875 Herr Eisentraut sen. in Plötz (Kreis Bitterfeld) berichtet. Das Thier zeichnete sich durch eine wunderbare Intelligenz und Sprachfertigkeit aus und soll seine Worte, welche es mit großer Deutlichkeit und Nachahmung der Stimme seines Herrn sprach, in einer Weise an bestimmte Personen gerichtet haben, daß man annehmen mußte, es habe mit Ueberlegung und Bewußtsein gesprochen. Er war vollkommen flugfrei, machte auch große Ausflüge, kam aber immer wieder zurück, namentlich wenn sein Herr seinen Namen rief und er nahe genug war, um den Ruf zu hören. Ging sein Herr auf ein benachbartes Dorf, so flog er über ihm

her und kam auf seinen Ruf sogleich herab. Derselbe durfte ihn jederzeit anfassen, umhertragen u. s. w., während er keiner andern Person solches gestattete. Setzte sich sein Herr im Hof oder Garten auf eine Bank, so setzte sich der Rabe dicht neben ihn, und Niemand durfte es alsdann wagen, dieselbe oder die andere Seite neben Jenem einzunehmen. Sogar Frau und Kinder duldete er nicht. Wollte es dennoch Jemand versuchen, so biß er so heftig und lange auf den Sitzenden los, bis derselbe den Platz verließ. Vorübergehende fremde Personen rief er an: He! komm mal her! ohne daß ihm dies besonders gelehrt worden wäre. Beim Stehlen und Ausführung kleiner Diebereien zeigte er eine große List und Klugheit.

Auch Pferde scheinen ziemlich eifersüchtigen Temperaments zu sein. Die Constitut. Oestr. Zeitung vom 22. März 1864 berichtet aus Mährisch Weiskirchen, daß in der benachbarten Gemeinde Kunzendorf der dortige Erbrichter-Beisitzer, ein bedeutender Pferdezüchter und Pferdefreund, in seinen Stall ging und dort eine bevorzugte Mutterstute liebkoste und ihr zu trinken gab. Sie nahm dieses mit Wohlgefallen auf; als aber der Herr sie verließ und einem andren Pferde schmeichelte, riß sie sich los, stürzte auf den Hausherrn zu und packte ihn mit den Zähnen so, daß er wohl ohne seine dicken Winterkleider schwer verletzt worden wäre.

Die meisten Beispiele solcher eifersüchtigen Liebe zum Menschen sind begreiflicherweise wieder von dem anhänglichen und leicht controlirbaren Hunde beobachtet worden. Aus Manchester in England schreibt dem Verfasser am 20. Januar 1876 Herr Prof. Hermann Knapp, daß er eine etwa 18 Monate alte Neufundländer Hündin besessen habe, welche, so lange er als Junggeselle lebte, das Wohnzimmer mit ihm theilte. Als sich Herr K. aber verheirathete und die Frau von dem Zimmer Besitz nahm, zog sich der Hund beleidigt in eine Ecke unter ein Stück Möbel zurück, und es dauerte Wochen, ehe er sich wieder seiner Gewohnheit gemäß zu den Füßen seines Herrn legte. Erst nach und nach gewöhnte er sich an die Frau und wurde auch ihr zugethan. Als dieselbe aber eines Tages mit einem Kinde auf dem Arme im Wohnzimmer erschien, fing die Eifersuchts-Scene wieder von vorne an, bis sie schließlich in Liebe und großer Anhänglichkeit an die Kinder des

Professors ein Ende fand. Eines Tages sprang er zwischen die Frau und einen zum Besuch gekommenen fremden Herrn, der etwas Verdächtiges hatte, bellte und zeigte ihm die Zähne. Derselbe Hund brachte seinem Herrn schon auf der Hausflur die Pantoffeln entgegen, wenn er ihn vom Fenster aus über die Straße kommen sah, und klingelte auf Geheiß dem Dienstmädchen.

Herr K. Schneider in Brensbach im Odenwald verkaufte (laut Brief an den Verfasser vom 17. Nov. 1875) im Frühjahr einen Hund, Nämens Carlo (halb Pinscher, halb Schnauzer), den er aus sehr verarmtem Zustand aufgefüttert und an sich gewöhnt hatte, nach dem eine Stunde entfernten Gumpersberg, wo er an der Hundehütte angebunden wurde. Als ihn der Herr verließ, heulte er entsetzlich und wiederholte dieses, so oft Jener, was alle acht Tage geschah, auf den Hof kam und denselben wieder verließ. Als aber nach einiger Zeit Herr S. in Begleitung eines anderen Hundes, den er inzwischen gekauft hatte, nach G. kam, fing zwar Carlo, als er ihn gewahrte, wie gewöhnlich an zu jammern, ohne auf den kleinen „Bertrix" zu achten, änderte aber sein Betragen vollständig, als er die Wahrnehmung machen mußte, daß sein ehemaliger und so sehr geliebter Herr seine Neigung einem Nebenbuhler zugewendet hatte. Von dem Augenblicke an bellte er Herrn S. an, fletschte die Zähne gegen ihn und würde ihn ohne Zweifel gebissen haben, wenn er ihn hätte erreichen können. „Noch heute," setzt Herr S. hinzu, „muß ich vorsichtig sein, falls Carlo zufällig los sein sollte."

Herr K. F. Wahlfeld in Neustadt (Reg.-Bez. Cöln) besaß (laut Brief an den Verfasser vom 18. Nov. 1875) ein Bastard-Windspiel, Namens Hektor, welches sehr gern mit seinem Herrn spazieren ging und, sobald sich Jener dazu anschickte, vor Freuden laut zu bellen anfing. Dadurch aufmerksam gemacht, schickte sich in der Regel ein zweiter Hund, eine recht eigensinnige Bracke, an, ebenfalls mitzugehen und kam in einer gewissen Entfernung hinter her. Sobald Hektor dieses bemerkte, fiel er grimmig über ihn her und suchte ihn zurückzutreiben. Gelang ihm dieses nicht oder half ihm sein Herr nicht dabei, so kehrte er beleidigt um und lief wieder nach Hause. Ob allerdings in diesem Falle Eifersucht oder

Neid das entscheidende Motiv für das Benehmen des Hundes bildete, dürfte schwer zu entscheiden sein.

Herr Oberlehrer J. G. Sanio in Memel schreibt dem Verfasser von seinem Wachtelhündchen Joli, das sehr an seine Tochter attachirt war: „Komisch war seine Eifersucht. Wenn eine Freundin meine Tochter besucht hatte und sich zum Abschied rüstete, so gab der Hund auf alle ihre Bewegungen Acht und fuhr mit neidischem Gewinsel oder Gebell auf sie los, wenn sie der Herrin einen Kuß gab."

Fräulein Johanna Baltz in Arnsberg in Westfalen schreibt in einem schon erwähnten Briefe von ihrem Pudel Puck: „Er ist entsetzlich eifersüchtig. Kleine, junge Hündchen — meine Lieblinge — können ihn in eine schreckliche Wuth versetzen. Er ist nicht zu bewegen, die Thierchen anzusehen, und drehe ich mit Gewalt seinen Kopf nach ihnen, so schließt er, ingrimmig knurrend, die Augen. Merkwürdigerweise zeigt sich diese Eifersucht nur in meiner Gegenwart. Bin ich nicht dabei, so läßt er sich von den kleinen, tappigen Dingern das krause Fell zerzausen."

Watson (a. a. O., S. 216) erzählt nach Jesse (Anectodes of dogs, pag. 216) die Geschichte eines Neufundländer Hundes, welcher der Liebling der Familie gewesen war, aber mit großem Verdruß bemerkte, daß ein Hauslamm, welches einem der Kinder geschenkt wurde, einen großen Theil der, wie er dachte, ihm selbst gebührenden Aufmerksamkeiten hinwegnahm. Er verlor den Appetit und wurde traurig und unwohl, weßwegen ihm zur Herstellung seiner Gesundheit große Freiheit gelassen wurde. Aber eines Tages benutzte er diese, um das Lamm zu ergreifen und nach der nicht weit davon vorbeifließenden Themse zu tragen, wo er das arme Thier so lange unter Wasser hielt, bis es ertrunken war!

Herr Blaze erzählt sogar in seiner bereits erwähnten „Geschichte des Hundes" von einem Dachshund, welcher aus Eifersucht auf einen andern, vor ihm bevorzugten Collegen ein Kind tödtete! —

Eine ganz besondere und ebenso wichtige, als interessante Art der gegenseitigen Liebe oder Freundschaft unter den Thieren wird durch deren Sociabilität oder Geselligkeit dargestellt. Sie

bildet den ersten Keim oder Anfang zu dem später so complicirten und hoch entwickelten Gesellschafts- und Staatsleben des Menschen; ja sie erreicht bereits auf einer anscheinend sehr tief stehenden Sprosse der thierischen Stufenleiter wunderbarer Weise eine Höhe der Ausbildung, welche, wie der Verfasser in seiner Schrift „Aus dem Geistesleben der Thiere“ des Näheren ausgeführt hat, in gar mancher Beziehung dem Menschen als Muster vorgehalten werden könnte.

Selbst Büffon (Discours sur la nature des animaux, Bd. II, S. 359), obgleich noch ganz auf dem Standpunkte einer jetzt veralteten Naturphilosophie stehend, läßt die drei von ihm unterschiedenen Arten der thierisch-menschlichen Gesellschaft, als deren drei Prototypen er Biene, Biber und Mensch ansieht, aus einer gemeinschaftlichen Quelle entspringen oder aus einem ursanfänglichen und festbestimmten Instinkte, welcher nach ihm selbst bei dem Menschen aller Reflexion voraufgeht und ihn unwiderstehlich zur Geselligkeit treibt. Dieser Trieb hängt nach ihm weder von dem Grade der Intelligenz, noch von der Sorge für die Familie ab, während im Gegentheil Darwin im Sinne der Entwicklungs-Theorie es für wahrscheinlich hält, daß das Gefühl des Vergnügens an Gesellschaft nichts weiter sei, als eine Erweiterung der elterlichen oder kindlichen Zuneigungen, und daß diese Erweiterung Folge theils der natürlichen Zuchtwahl, theils der Gewohnheit sei. Auch G. Leroy, dieser ausgezeichnete, scharfsinnige und erfahrene Beobachter der Thiere, spricht schon lange vor Darwin ähnliche Ansichten oder Vermuthungen aus. So erblickt er den ersten Keim oder Anfang thierischer Gesellschaft beispielsweise in der Vereinigung von Wolf und Wölfin, welche die Sorgen der Familie mit einander theilen. Vereinigen sich mehrere Familien, wie z. B. diejenigen der Kaninchen, durch Nachbarschaft zu einem Gemeinwesen, so ist bereits die Gesellschaft da.

Noch weiter geht F. Cüvier, welcher bekanntlich die Domesticität der Thiere aus ihrer Sociabilität herleitet und behauptet, daß es nicht ein einziges Hausthier gäbe, das nicht im freien Zustande in Gesellschaft lebte oder gelebt hätte, mit Ausnahme der den Begriff eines eigentlichen Hausthieres nicht repräsentirenden Katze.

Da fast alle gesellig oder truppweise lebenden Thiere (z. B. Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde u. s. w.) sich Führer wählen, deren Anordnungen sie sich fügen, so war es natürlich für den Menschen mit seinen überlegenen Verstandeskräften ein Leichtes, diese Führerstelle an Stelle des natürlichen Leiters zu übernehmen, während die Truppe selbst nur den Herrn wechselte. Der natürliche Zustand wird daher nicht geändert, sondern nur verbessert; und die Domesticität ist nur ein Specialfall, eine einfache Modification der Sociabilität. Es gibt übrigens zur Zeit noch eine große Menge wilder und gesellschaftlich lebender Thiere, welche sich ausgezeichnet zur Erziehung zu Hausthieren eignen würden.

Mag diese Theorie richtig sein oder nicht, keinesfalls kann Derjenige, welcher sich auf modern wissenschaftlichen Standpunkten bewegt, zugeben, daß, wie Büffon behauptet, die Sociabilität oder der Hang zur Geselligkeit auf einem angebornen und ursprünglich instinktiven Antrieb beruhe. Sie ist, wie alle geistigen oder seelischen Fähigkeiten, im Laufe einer langen Reihe von Jahren und Generationen durch langsame Anhäufung einzelner Erfahrungen oder Gewohnheiten nach und nach erworben und durch Vererbung weiter übertragen worden. Wenn z. B. ein jagendes Thier einen bestimmten District bewohnt und daselbst reichliche und leicht zu erlangende Beute findet, so wird es kein Bedürfniß empfinden, sich mit andern seines Geschlechts zu verbinden, sondern nur sich und seiner Familie leben. Mindert sich aber die Zahl der Jagdthiere, oder werden sie durch die Verfolgung vorsichtiger und sind daher schwerer zu erlangen, oder mehrt sich die Concurrenz unter den Jägern selbst, so macht sich ein Bedürfniß der Association oder Vergesellschaftung geltend, welche jene Mängel zu ersetzen oder aufzuwiegen im Stande ist. Auch die verfolgten Thiere selbst associiren sich, theils um durch List, theils um durch vermehrte Stärke der Gefahr besser widerstehen zu können. Auf diese Weise sind z. B. nach Coudereau (Sur la civilisation, 1868) die s. g. Wechsel der Hirsche und Hasen entstanden. Auch die Vögel liefern ausgezeichnete Beispiele der Vergesellschaftung zum Zwecke des Widerstandes. „Man kann," sagt Toussenel (Ornithologie passionelle, p. 260), „alle Tage sehen, wie Paare von Misteldrosseln mit Erfolg gegen

Schaaren von Elstern und Hehern ankämpfen und ihnen für einige Zeit den Geschmack ihrer Räuberei verderben. Aber ihr Erfolg ist ein noch weit größerer, wenn es geschickten Führern gelungen ist, alle Misteldrosseln einer Gegend zu einem gegenseitigen Schutz- und Trutzbündniß zu vereinigen. Die erste Maßregel einer solchen Vereinigung besteht in der That darin, eine Art Sicherheitsdienst einzurichten, wobei die Wachen mit großem Lärm und Schreien sofort die noch so entfernte Annäherung des Feindes ankündigen. Auf dieses Zeichen versammelt sich die ganze Gemeinde und stürzt sich, wie ein einziger Vogel, auf den entdeckten Räuber, welcher alsbald das Feld räumt und nicht wieder erscheint. Ich kenne wahre Raubvögel, kühne und kräftige Räuber, welche auf diese Weise gezwungen wurden, sich aus ihrem eigensten Gebiet zurückzuziehen, indem sie die steten Belästigungen dieser Aufsichts-Polizei nicht mehr zu ertragen vermochten."

Während so die Schwachen sich vereinigen, um der Gefahr zu entgehen, vereinigen sich andrerseits die Starken, um sich Nahrung zu verschaffen; und der Erfindung des bereits erwähnten „Wechsels" der Hirsche haben z. B. die Wölfe durch die Erfindung der „Relai's" geantwortet. Bisweilen ist auch die Vergesellschaftung gegen einen Wächter gerichtet, welcher dem Raub Hindernisse in den Weg legt. So hat Toussenel (Zoologie passionelle, p. 382) öfter gesehen, wie sich drei oder vier Wölfe vereinigten, um einen ihnen hinderlichen Schäferhund auf die Seite zu schaffen. Nachdem sie ihn zerrissen hatten, säeten sie seine Glieder, Eingeweide u. s. w. auf den begangensten Straßen umher, um ein abschreckendes Beispiel zu statuiren. Der Hunger konnte sie nicht getrieben haben, da sie von dem Körper nichts angerührt hatten, sondern nur Rachsucht oder bestimmte Absicht. Ueberhaupt kann es keinen besseren Beweis für die Art und Weise geben, wie Noth und Nahrungsmangel die Thiere zur Vergesellschaftung treibt, als das bekannte, oft mit höchster Schlauheit und Berechnung ausgeführte gemeinsame Jagen der Wölfe, welche im Uebrigen, wenn sie der Hunger quält, keinen Anstand nehmen, ihre verwundeten oder getödteten Kameraden aufzuzehren. Nach Tschudi (Thierleben der Alpenwelt, S. 404) vereinigen sich die Wölfe nur, um ein starkes Thier zu besiegen

oder zu fangen, wobei Einer oder Einige es jagen und die Andern ihm den Weg abzuschneiden suchen. Sofort nach gemachter und aufgezehrter Beute vereinzeln sie sich wieder. Sie sollen sich auch bisweilen in großen Schaaren um grasendes Wild versammeln, dasselbe im Halbkreis umschleichen und dann plötzlich mit Gebell auf dasselbe losstürzen. Einzelne der erschreckten Thiere stürzen in den Abgrund, wo sie von den Bestien aufgesucht und verzehrt werden. Häufig genügt es dem Wolf, in Gemeinschaft mit seiner Gattin zu jagen, wobei die Wölfin den Hund zu beschäftigen sucht, während der Gatte in die Heerde einbricht. Bisweilen legt sich auch nur das eine der beiden Thiere in den Hinterhalt, während das andere ihm das Wild zutreibt. Aehnliche Manöver sind bereits von gemeinsam jagenden Hunden berichtet worden; ja sogar ein Hund und ein Rabe, welche befreundet waren, jagten nach einer Mittheilung von Atkinson in der englischen Zeitschrift „The Zoologist“ vom Jahre 1857 in der Art miteinander, daß der Hund kleines Wild aus einem Dickicht heraustrieb, während der am Rande desselben postirte Rabe es daselbst in Empfang nahm. Derselbe Autor führt aus seiner Erinnerung einen Fall an, wo ein Hühnerhund und ein Windspiel sich derart zu gemeinsamer Jagd associirten, daß der erstere das Wild mit Hülfe seines feinen Geruchs ausfindig machte, während der letztere es mit Hülfe seiner Schnelligkeit abfing. Als man nun dem Hühnerhund, um ihm das Jagen unmöglich zu machen, einen schweren Knüppel am Hals befestigte, trug das Windspiel, neben dem Hühnerhund herlaufend, den Knüppel so lange im Maule, bis dieser das Wild gefunden hatte, worauf es das Holz fahren ließ und das Wild verfolgte. — Noch erzählt derselbe Autor nach „A Tour in Suth.“ (p. 213) von zwei einander sehr feindlichen Hunden, welche aber, als sie die Entdeckung gemacht hatten, daß sie beide von einem großen kräftigen Hofhund der Nachbarschaft abwechselnd zerzaust wurden, ihre Feindschaft aufgaben, ein Bündniß schlossen und nun zusammen den gemeinsamen Feind derart zurichteten, daß er sie nie mehr anzugreifen wagte.

Eine dem eben erzählten Fall der mit vereinten Kräften jagenden Hunde ganz analoge Beobachtung ist dem Verfasser vom Herrn Professor Heger in Wien am 22. November übermittelt

worden. Ein in Gußwek (?) bei Mariazell wohnender Freund desselben besaß einen Dachshund, welcher sich, um auf eigene Faust jagen zu können, mit einem kleinen Pintscher associirte, den er förmlich auf den Stand anstellte und ihm dann den aufgestörten Hasen zutrieb, so daß sie das Thier, das Einer allein dessen größerer Schnelligkeit wegen unmöglich hätte erhaschen können, mit gemeinsamen Kräften leicht erlegten. — Desgleichen hat Herr Adam Witkowski in Soroka in Ost-Galizien (laut Brief an den Verfasser vom 25. Januar 1876) gesehen, wie zwei Jagdhunde, nachdem sie sich vorher auf dem Hofe einander beschnüffelt und beleckt hatten, wobei sie fröhliche Laute von sich gaben, sich zusammen in ein Kartoffelfeld begaben und derart mit vereinten Kräften jagten, daß der eine sich im dichtesten Gebüsch versteckte und nur den Kopf von Zeit zu Zeit spähend ausstreckte, während der andere um ihn her laufend die allenfalls daselbst verborgenen Hasen aufzuscheuchen versuchte.

Auch von wilden Hunden ist beobachtet worden, daß sie, ähnlich den Wölfen, in Trupps oder Meuten sich zu gemeinsamer Jagd vereinigen und, so gekräftigt, sogar Stiere und Tiger anzugreifen wagen. Auch Hyänen, Schakale und Füchse halten im Falle der Noth ganz dasselbe Verfahren ein. Jesse erzählt, daß ein zuverlässiger Berichterstatter bei Gelegenheit einer Jagd in Südfrankreich gesehen habe, wie zwei Füchse in der Art gemeinschaftlich auf Hasen jagten, daß sich der eine unter einem Felsen versteckte, während ihm der andere einen aufgestörten Hasen zutrieb. Als aber der liegende Fuchs die vorüberspringende Beute im Sprung verfehlte, fiel der andere über ihn her, und sie kämpften so lange, bis die Jäger sie erlegten.

Ein noch weit schlaueres Manöver von Füchsen hat Herr Forstwart Emil Hüter in Nordheim beobachtet und dem Verfasser durch Brief vom 7. Februar 1876 mitgetheilt. Er ging im Monat August Morgens kurz nach Sonnen-Aufgang auf eine Schneiße, als er mitten auf derselben eine Kette Fasanen bemerkte, welche alle ruhig mit erhobenen Köpfen standen und ihre Aufmerksamkeit auf einen entfernten Gegenstand zu richten schienen. Der Erzähler schlich sich bis auf fünfzig Schritte heran, als er etwa zweihundert

Schritte weiter drei Füchse entdeckte, die auf einer beschränkten Stelle der Schneiße langsam umherliefen und so thaten, als hätten sie die Fasanen gar nicht bemerkt. Plötzlich aber war der eine Fuchs auf der rechten Seite der Schneiße im Dickicht verschwunden, während die beiden andern ihr Spiel forttrieben und dann langsam, als dächten sie nichts Böses, auf der Schneiße herabkamen. Auf einmal liefen sämmtliche Fasanen auf der linken Seite der Schneiße in das Dickicht, und einen Moment darnach stand der vorher verschwundene Fuchs auf der Stelle, wo eben noch die Fasanen waren, indem er von rechts her aus dem Dickicht kam. Offenbar war dieses nach der Meinung des Erzählers ein wohlgeplantes, gemeinsames Unternehmen: Die beiden auf der Schneiße bleibenden Füchse wollten die Aufmerksamkeit der Vögel beschäftigen und auf sich lenken, während der dritte sich unbemerkt anschleichen sollte.

In noch schlauerer Weise sollen die Schnee- oder Eisfüchse der arktischen Regionen (Canis lagopus) die Vortheile der Vergesellschaftung auszubeuten verstehen. Polar-Reisende versichern, daß Nichts vor ihnen sicher ist, und daß sie mehrere hundert Pfund schwere Fässer mit Provisionen mit vereinten Kräften fortrollen und das Fleisch aus ihnen herausziehen, oder daß sie vergrabene und mit aufgehäuften Steinen bedeckte Thier-Cadaver ausscharren, indem sie Stein für Stein hinwegwälzen. Befestigte man den Cadaver auf der Spitze einer hohen Stange oder eines Pfahls, so klomm entweder einer empor, wie ein Affe oder eine Katze, und warf seinen unten harrenden Kameraden das Fleisch herab, oder sie untergruben mit vereinten Kräften die Stange so lange, bis sie umfiel! Konnten sie nicht Alles auf einmal verzehren, so schleppten sie das Uebrige nach den Bergen, um es dort zu vergraben, und rannten so lange hin und her, bis Nichts mehr übrig war. Während aber die Einen oder die Mehrzahl so arbeiteten, standen die Andern Wache und beobachteten der Menschen Ankunft. Sie stellen auch gemeinschaftliche Jagden an und halten, wie Dr. Henderson (Reise in Island) erzählt, erst auf den Felsen eine Art Turnier, um ihre Stärke zu prüfen.

Wie Paviane die großen Vortheile der Vergesellschaftung zu benutzen verstehen, wurde zum Theil bereits erwähnt. Sie leben in

großen Trupps oder Gesellschaften und unternehmen vollständig organisirte und wohl überlegte Raubzüge, wobei Führer gewählt und Schildwachen ausgestellt werden, im Falle der Noth aber ein wohl geordneter Rückzug angetreten wird. Die Stärke, welche sie in ihrer Vereinigung finden, ist so groß, daß selbst die stärksten Raubthiere, wie Leoparden oder Löwen, eine Heerde nicht anzugreifen wagen und nur nach einzelnen, namentlich jüngeren Thieren, jagen. Bei Verfolgung eilen die jüngeren und schwächeren Glieder der Heerde voraus nach den bergenden Felsenschluchten, in denen die Paviane wohnen, während die älteren und stärkeren zurückbleiben und den Rückzug decken. Auf sie bezieht sich wahrscheinlich die schöne Schilderung, welche der Engländer Parkyns (Reisen in Abyssinien) von den Raubzügen der Affen entwirft, und welche der Verfasser in seiner Schrift „Kraft und Stoff" wiedergegeben hat: „Die Affen," sagt Parkyns, „haben Führer, denen sie besser gehorchen, als gewöhnlich die Menschen, und ein regelmäßiges Raubsystem. Wenn einer ihrer Stämme aus den Felsenspalten, die sie bewohnen, niedersteigt, um z. B. ein Getreidefeld zu plündern, führt er alle seine Glieder, Männchen und Weibchen, alte und junge mit sich. Vorposten, unter den ältesten des Stammes, die man leicht an ihrem reichlichen Haarwuchs erkennt, gewählt, durchforschen sorgsam jede Schlucht, ehe sie hinabsteigen, und erklettern alle Felsen, von denen aus man die Umgegend überschauen kann. Andere Vedetten stehen auf den Seiten und im Rückhalt, ihre Wachsamkeit ist merkwürdig. Von Zeit zu Zeit rufen sie sich an und antworten einander, um anzuzeigen, ob Alles gut geht oder ob Gefahr vorhanden ist. Ihr Geschrei ist so scharf betont, so mannigfach, so deutlich, daß man es endlich versteht oder wenigstens zu verstehen glaubt ꝛc. Beim geringsten Allarmruf macht die ganze Truppe Halt und horcht, bis ein zweiter Schrei von verschiedener Intonation sie wieder in Marsch setzt ꝛc." —

Fast genau ebenso schildert Brehm das Benehmen der s. g. Meerkatzen (Cercopitheci), welche übrigens mit unserer Katze nur eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit haben und im Uebrigen ächte Altwelts-Affen sind, bei Gelegenheit ihrer Raubzüge. Unter Führung eines alten, wohlerfahrenen und geprüften Stamm-Vaters zieht die Bande dem Getreidefeld zu; die Aeffinnen tragen ihre Kleinen am

Bauche. Unter großer Vorsicht und steter Umschau des Leit-Affen geht es vorwärts von Baum zu Baum, bis man auf dem Felde der Thätigkeit angelangt ist, wo vorerst in höchster Eile die Backentaschen vollgestopft werden und dann erst die eigentliche Plünderung beginnt. Nur wenn sich die Bande vollständig sicher fühlt, erlauben dabei die Mütter den Kindern, abzusteigen und zu spielen. Alles verläßt sich übrigens auf die Umsicht des Führers, welcher von Zeit zu Zeit Umschau hält und, wenn er nichts Verdächtiges bemerkt, beruhigende Gurgeltöne hören läßt; andernfalls stößt er einen meckernden Warnungsruf aus, worauf im Nu alle zur Flucht bereit sind. Sie fliegen förmlich von Baum zu Baum, wobei abermals stets der Leitaffe vorangeht und durch sein ausdrucksvolles Gegurgel die Heerde bald rascher, bald langsamer antreibt. Unter keinen Umständen verlieren sie die Geistesgegenwart. Wenn es dem Leitaffen gutdünkt, hält er einen Augenblick an und hält von der Spitze eines Baumes Umschau. Sein beruhigender Ruf bringt sofort die ganze Heerde wieder zusammen.

Von dem Dschelada der Abyssinier (Cynocephalus Gelada), vielleicht demselben Affen, welchen Parkyns gesehen und beschrieben hat, berichtet Heuglin, daß er in großen, gut geführten und gut bewachten Gesellschaften zwischen Felsen und Abgründen lebt. Morgens steigt er zur Ebene nieder, wobei sich die Gesellschaft in eine Linie ordnet, welche von einem alten „Schäch" angeführt und von einem andern geschlossen wird. Unten angekommen, wird vorsichtige Umschau gehalten, Wachen werden ausgestellt, und die Gesellschaft ergötzt sich mit Fressen und Spielen. Naht Gefahr, so geben die Wachen durch Bellen ein Zeichen; jede Truppe schaart sich um ihren Anführer, die Mütter nehmen die Jungen zu sich, Alles beobachtet gespannt den Feind, und ein langsamer Rückzug wird, wenn nöthig, angetreten. Bei der Verfolgung rollen die Thiere, wie viele Affen, Steine, oft von mehr als Kopfgröße, von den Felsen oder werfen sie von Bäumen auf ihre Verfolger herab!

Unter den amerikanischen Affen ist noch wegen seiner gesellschaftlichen Neigungen bemerkenswerth der in den Urwäldern von Rio-Grande-do-Sul hausende Brüll-Affe (Mycetes Caraya). Er lebt in kleinen Trupps oder Heerden, welche von einem alten

Männchen angeführt werden. Morgens, wenn der erste Hunger gestillt ist, versammelt sich die ganze Gemeinde unter den breiten Blättern einer Wildfeigenart, welche den liebsten Aufenthalt der Thiere bildet, und fängt eine Art Kirchen-Gesang an, welcher eine nicht geringe Aehnlichkeit mit dem Heulen und Plärren mancher pietistischen Genossenschaften hat. Der Vorsänger fängt zuerst an, einzelne leise, abgebrochene Brülltöne hervorzustoßen, bis nach und nach seine Erregung wächst und die Laute immer rascher und heftiger einander folgen. Endlich hat seine Begeisterung den höchsten Grad erreicht, die Zwischenpausen werden verschwindend klein, und man hört ein andauerndes, heulendes Gebrüll. In diesem Augenblick theilt sich die Begeisterung des Sängers auch den übrigen, um ihn her gruppirten und bis da stummen Gliedern der Gemeinde mit; sie vereinigen alle ihre Stimmen mit der des Vorsängers, und wohl zehn Secunden lang tönt ein schauerlicher Chorus durch den stillen Wald. Den Beschluß machen wieder einzelne Laute, wie sie den Hauptgesang eingeleitet haben, hören indessen schneller auf, als die letzteren. Ganz ähnlich machen es die mit den Brüllaffen vielleicht identischen s. g. Prediger-Affen, von denen Marcgrave in seiner „Geschichte Brasiliens" (S. 226) berichtet.

Die größte Berühmtheit hat sich übrigens unter den Gesellschafts-Thieren wegen seiner wunderbaren Kunstfertigkeit der Biber erworben. Diese seine Kunstfertigkeit hängt indessen wesentlich mit seiner Sociabilität zusammen; denn da, wo die Biber nicht in größeren Gesellschaften, wie in Amerika, sondern, wie z. B. in Deutschland, vereinzelt leben, führen sie ihre berühmten Flußbauten nicht mehr aus, sondern begnügen sich, einfache Höhlen in das Ufer zu graben und dieselben höchstens mit einigen Hölzern zu verrammeln. So sah Schmarda (a. a. O., S. 205), daß der Bau der an der Donau lebenden Biber in Löchern und Gängen am Ufer mit zwei Ausgängen, einem auf der Wasser-, einem auf der Landseite, bestand. Der letztere führte in das Gehölz, der erstere war durch abgeschnittene Hölzer gestützt, welche ihn zugleich vor der herabrollenden Erde schützten. Der in diesem Thiere sonst so starke, gesellschaftliche Sinn ist also hier auf Null reducirt, während der Trieb der Sorge für das eigene Wohl die Oberhand gewonnen

hat. Uebrigens fehlt der letztere auch den in Gemeinschaft lebenden Thieren ebenso wenig, wie den Menschen, bei denen ja auch die Sorge des Einzelnen für sich mit dem Interesse und der Arbeit für das Gemeinwohl Hand in Hand geht. Daher bauen die Biber da, wo sie in Gesellschaften leben, theils für allgemeine, theils für Privat-Zwecke, indem sie für erstere ihre bekannten oder berühmten Dämme, für letztere ihre einzelnen Wohnungen errichten; auch ist die Arbeit dabei so eingetheilt, daß bei ersteren die ganze Gemeinde baut, während bei Errichtung der letzteren nur die Einzelnen thätig sind. Höchst wahrscheinlich hat sich auch das isolirte Leben der europäischen Biber erst in Folge der Verminderung ihrer Zahl entwickelt. Man behauptet, daß noch im Mittelalter oder vor drei bis vier Jahrhunderten die letzteren ganz so in großen Gesellschaften gelebt hätten, wie die amerikanischen Biber, daß aber ihre unausgesetzte Verfolgung dieses gemeinsame Leben zu gefährlich gemacht hätte, und daß sie in Folge dessen aus einem vorher gesellschaftlichen Thiere s. g. „Höhlenbiber" geworden seien. Auf diese Weise war es dem Thiere wenigstens möglich, der völligen Austilgung seiner Rasse zu entgehen; und es wird in Amerika mit der Zeit wohl ebenso geschehen. Es ist dieses ein recht deutliches Beispiel dafür, wie veränderte Umstände oder Lebensverhältnisse ein organisches Wesen in seiner ganzen Natur auf das Wesentlichste umzuändern im Stande sind, und wie dieselben z. B., wie im vorliegenden Falle, aus einem bauenden und frei lebenden ein grabendes oder Höhlenthier machen können. Bei dem Menschen ging es bekanntlich grade umgekehrt; aus einem Höhlen-Bewohner ist er nach und nach ein bauender Hütten- und Hausbewohner geworden. Auch in der Gefangenschaft, z. B. im Pariser Pflanzengarten, hat man beobachtet, daß die daselbst gehaltenen Biber sich mit ihren Bauten ganz und gar nach den grade vorliegenden Umständen richteten und ihre Wohnung mit den ihnen gebotenen Mitteln zu ihrer möglichsten Sicherheit und Bequemlichkeit herstellten. Ebenso geben alle Beobachter der Thiere im wilden Zustande übereinstimmend an, daß sie es vortrefflich verstehen, mit Einsicht und Geschick ihr kunstvolles und schwieriges Werk der jedesmaligen Oertlichkeit und den sonstigen Umständen entsprechend einzurichten, abzuändern oder künstlich ihnen bereiteten Schwierigkeiten zu begegnen. Die Jungen trennen

sich erst, nachdem sie drei Jahre lang von den Eltern Unterweisung und Unterricht in der schwierigen Baukunst erhalten haben, von den Alten, um eigene Baue oder „Geschleife“ zu errichten.

Was das gesellschaftliche Leben des Bibers selbst anlangt, so baut er bekanntlich seine berühmten Dämme quer durch Flüsse und Bäche, um das Wasser zu stauen und, da er vorzugsweise Wasserthier ist, die betreffende Wasserfläche auf einem gewissen Raume in einer bestimmten, mittleren Höhe zu erhalten. Die Dämme selbst werden aus Baumstämmen, Steinen und Erde mit gemeinschaftlichen Kräften errichtet und dort, wo der Wasserstrom stark ist, in bogiger Gestalt gegen den Strom zu gebaut, damit sie der Strömung besser widerstehen können. Das Fällen der Bäume geschieht mit großer Vorsicht und Umsicht, und es wird dafür gesorgt, daß der fallende Baum die kleinen Baumeister nicht beschädige. Von dem künstlichen See aus werden unterirdische, oft 20—40 Fuß lange Gänge oder Röhren nach den s. g. „Burgen“ oder Wohnungen der Biber geführt, welche im Innern ebenso zweckmäßig wie comfortabel eingerichtet, theils als Wohnung, namentlich zur Winterszeit, theils als Vorraths-Räume dienen. Die Wände sind sehr dick und gewähren vollkommenen Schutz gegen die Witterung. Jede Burg enthält eine Anzahl Insassen, deren Lagerstätten um die Wände herum angebracht sind. Jüngere Wohnsitze reihen sich nach und nach an die älteren, so daß mit der Zeit nicht selten kleine Dörfer oder gemeinschaftliche Ansiedlungen entstehen. In der Regel ist je eine Burg von einer Familie bewohnt, und Angehörige anderer Familien werden darin nicht geduldet. Die gemeinschaftlichen Arbeiten werden meist zur Nachtzeit ausgeführt, und es werden dabei Wachen ausgestellt, auf deren warnendes Pfeifen sich die fleißigen Arbeiter sofort unter Wasser und von da in ihre Verstecke begeben.*)

Oft findet man in der Nähe der Ansiedlungen einzelne, in der Regel männliche Biber, welche sich nicht an den gemeinschaftlichen Arbeiten betheiligen, auch nicht in die Burgen kommen, sondern

*) Genaueres über das merkwürdige Leben und Treiben der Biber und über ihre staunenswerthe Bau-Geschicklichkeit beabsichtigt der Verfasser nach Morgans prächtiger Schrift über den amerikanischen Biber und seine Werke in einer späteren Schrift „Kunst und Künstler in der Thierwelt“ mitzutheilen.

für sich, einzeln oder einige beisammen, in Erdhöhlen wohnen. Die Trappers und die Indianer nehmen an, daß es Müßiggänger seien, welche wegen Faulheit von der Gesellschaft oder Gemeinde ausgeschlossen seien, und nennen sie deßhalb „les paresseux“ oder „Idlers“. Ist diese Deutung richtig, so wäre diese Thatsache ein höchst beredtes Zeugniß für den „Corpsgeist“ der Biber oder für die Wichtigkeit, welche sie selbst ihrem Gemeinwesen und ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit beilegen. Jedenfalls ist es Thatsache, daß, wie schon auf Seite 123 erwähnt wurde, solche Ausgeschlossene oder „Einsiedler“ nicht bloß bei den Bibern, sondern bei vielen Familienweise oder in Gesellschaft lebenden Thieren vorkommen und sich in der Regel durch besondere Bösartigkeit auszeichnen, so bei den Kaffer-Büffeln, bei den Elefanten, wo sie auch „Landstreicher“ genannt werden, bei den Nilpferden, Robben, Walen u. s. w.

Die Bösartigkeit der „Einsiedler“ zeigt deutlich, wie der Einfluß der Gesellschaft mildernd auf Sitten und Charakter wirkt. In der That kann man sagen, daß fast alle gesellschaftlich oder heerdweise lebenden Thiere einen mehr oder weniger sanften oder gutmüthigen Charakter zeigen. Selbst der riesige und durch seine Stärke fast allen seinen Mitgeschöpfen weit überlegene Elefant macht davon keine Ausnahme. Auch bei ihm, wie bei fast allen Heerdenthieren, pflegt der Klügste oder Stärkste der Heerde vorzustehen; und das Amt eines solchen Führers ist ein höchst mühevolles. Dafür lohnt ihn der fast unbedingte Gehorsam seiner Pflegbefohlenen. Trefflich schildert Major Skinner (bei Brehm, Thierleben, III, S. 480) die Klugheit, Vorsicht und Selbstbeherrschung eines solchen für das Wohl seiner Heerde verantwortlichen Führers, welcher die Seinigen in einer klaren Mondnacht aus dem Wald zur Tränke führte und noch fünf andere Elefanten als besondere Sicherheitswachen anstellte.

Ganz ebenso ist es mit den wilden Pferden, deren Heerden stets ein starker Hengst als unbedingter Herrscher, Leiter und Führer vorsteht. Er marschirt an der Spitze, gibt das Zeichen zu Ruhe oder Aufbruch, zu Flucht oder Kampf und erfährt oder duldet keinen Rivalen und keinen Widerspruch. Geselligkeit ist überhaupt ein Grundzug im Charakter des Wildpferdes, wie aller Einhufer

überhaupt, und zwar nicht bloß unter sich, sondern auch mit andern, namentlich verwandten Thier-Arten. „Ebenso wie Zebra, Quagga und Dauw den Heerden der afrikanischen Antilopen und der Strauße sich zugesellen,“ sagt A. E. Brehm, „sieht man den Dschiggetai (wildes Pferd der Kirgisen) im Hochgebirge gemeinschaftlich mit verschiedenen Wildschafen, der Tibet-Antilope und dem Grunzochsen, in der Tiefebene mit Kropf- und Saiga-Antilopen weiden. Auch mit versprengten Pferden hält er gute Gemeinschaft.“

Aehnliches gilt auch von den meisten Wiederkäuern. So lieben z. B. die wilden Renthiere die Geselligkeit in hohem Grade, und man sieht sie fast nur in großen Heerden oder Rudeln beisammen. Nur selten trifft man einzelne Renthiere an, es sind stets alte Hirsche, welche von dem Rudel abgeschlagen worden sind. Payer sah 1870 bei Gelegenheit der deutschen Nord-Pol-Expedition eine Heerde von Renthieren, deren Avantgarde nach längerem Lagern an einem Bergabhang zur Weiter-Reise aufbrach. Als der Anführer der Heerde bemerkte, daß das Gros nicht folgte, ließ er die Avantgarde Halt machen und kehrte dann zu der Heerde zurück, wo er jedes einzelne Thier mit den Hörnern anstieß und zum Aufstehen und Fortmarschiren nöthigte.

Von dem in Nordamerika lebenden Virginia-Hirsch (Cervus virginianus) sagt der Prinz von Wied: „Unser Wild ist sehr gesellig und wird in den westlichen Prairien oft in ungemein zahlreichen Rudeln von vielen hundert Stück zusammen gesehen. Nach der Brunst schlagen sich auch die Hirsche in Rudel zusammen oder vereinigen sich mit den Thieren, welche den größten Theil des Jahres hindurch zusammenleben.“

In gleicher Weise vereinigt sich die Gemse als ein höchst geselliges Thier zu Rudeln von oft beträchtlicher Anzahl. Diese Gesellschaften werden gebildet durch die Geisen, deren Kitzchen und die jüngeren Böcke. Alte Böcke leben außer der Brunstzeit für sich oder vereinigen sich mit einem oder mehreren ihres Gleichen. Im Rudel übernimmt dann eine alte Gais die Leitung und regelt dessen Bewegungen. Einzelne, wachhabende Glieder des Rudels verkünden durch schrillenden Pfiff eine herannahende Gefahr.

Von den geselligen Tugenden der Robben wurden bereits auf Seite 124 bei Gelegenheit der Besprechung ihrer Familien-

Verhältnisse Beispiele gegeben. Sie leben, wie alle Heerdenthiere, in Rudeln oder Heerden. Einzelne sieht man fast nie. Je einsamer die Gegend, um so zahlreichere Heerden oder Familien bilden sich, wobei die sonst trägen und unbehülflichen Männchen muthvoll für Weiber und Kinder kämpfen. Auch die plumpen Wale oder Walthiere sind, wie die meisten Zugthiere überhaupt, gesellige Thiere. Man findet nach Eschricht da, wo Futter vorhanden ist, oft Hunderte und über tausend nicht nur derselben, sondern selbst verschiedener Arten beisammen, und auch den großen ziehenden Arten sollen sich, nach dem Zeugniß der Küstenbewohner, einzelne oder mehrere einer andern Art anschließen oder beimischen. Die Schaaren selbst bestehen vorzugsweise aus von ihren Jungen begleiteten Weibchen, deren überaus große Mutterliebe ja bekannt und bereits geschildert ist, und werden von einzelnen alten Männchen angeführt. Bei den riesigen Potwalen (Catodon macrocephalus) nennt man diese Schaaren auch „Schulen", und die Walfischfänger erzählen, daß jeder Schule immer ein großes, altes Männchen, der „Schulmeister", vorstehe, welcher den Zug leite und die Weibchen und Jungen vor den Angriffen feindlicher Thiere schütze. Die Schulen bestehen meist aus zwanzig bis dreißig Mitgliedern; zu gewissen Zeiten sollen sich aber auch mehrere Heerden vereinigen und dann zu Hunderten gemeinschaftlich ziehen. Auch die Männchen, namentlich die jüngeren, bilden bisweilen besondere Heerden für sich.

Sehr gesellig sind auch, außer dem bereits geschilderten Biber, die meisten Nagethiere. Die Lemminge (Myodes lemmus) ziehen bekanntlich in ungeheuren Schaaren, ähnlich wie Heuschreckenschwärme, durch das Land, nachdem sie vorher ihre gemeinsamen Wohnungen verlassen haben. — Die Murmelthiere, sowohl das Alpenmurmelthier (Arctomys Marmota), als der die südrussischen Ebenen bewohnende Bobak (Arctomys Bobac), leben in großen, gemeinsamen Ansiedlungen, deren einzelne Wohnungen im Innern vortrefflich eingerichtet und mit besonderen Flucht-Röhren, wie Vorrathskammern versehen sind. Die Bobak-Ansiedlungen sind bisweilen so ausgedehnt, daß sie einzelnen Gegenden ein ganz eigenthümliches Gepräge aufdrücken. Unzählige kleine Hügel, welche man oft in den Grassteppen Inner-Asiens bemerkt, verdanken

diesen Thieren ihre Entstehung. Das Leben in diesen Ansiedlungen soll große Aehnlichkeit mit dem Leben und Treiben in menschlichen Dörfern haben.

Aehnliches gilt von den Ansiedlungen der Kaninchen (Lepus cuniculus), bei denen zwar, wie bei den Bibern, jede Familie ihre eigne Wohnung hat, in welcher Fremde auf die Dauer nicht geduldet werden, wobei aber die Röhren von mehreren Bauen sich unter einander verschlingen und eine gegenseitige Verbindung herstellen. Wenn man zwei Kaninchen-Familien nicht zu weit von einander ihre Wohnungen in die Erde graben läßt, so bemerkt man bald, daß sie einen unterirdischen Gang von der einen Wohnung zur andern anlegen, so, als ob ihnen der freundschaftliche Umgang auf der Oberfläche nicht genüge.

Auch die Ratten sind sehr gesellige Thiere, wandern oft in großen Zügen, wie die Lemminge, leben in der Regel in größerer Gesellschaft und wissen durch vereinte Kräfte oft weit stärkerer Thiere, als sie selbst sind, Herr zu werden. Ein Beispiel solcher Unterstützung wurde schon auf Seite 198 mitgetheilt. Sie fürchten sich daher auch in der Regel nicht, wenn eine größere Anzahl beisammen ist, vor solchen stärkeren Feinden, sondern leisten muthigen Widerstand. Ein Herr James Rodwell, welcher über Ratten geschrieben hat (bei Watson, a. a. O., S. 297), sah eine Schaar Ratten mit Aufzehrung der Ueberreste einer todten Katze beschäftigt. Ein Knabe kam daher in Begleitung eines kleinen Hundes, welchen er auf die Ratten hetzte. Aber diese setzten sich in Positur und sprangen dem Hund, als er näher kam, dergestalt gegen Nase und Gesicht, daß er es vorzog, den Kampfplatz zu verlassen. In diesem Augenblick kam ein Hundeführer mit einem Dachshund, welchen er von der Leine losmachte und auf die Ratten losließ. Diese erschracken ebenso wenig wie vorher und griffen den Hund muthig an. Nachdem aber dieser mehrere der Ihrigen getödtet hatte, zogen sie es vor, sich zurückzuziehen.

Sogar starke Katzen werden mitunter von gemeinsam kämpfenden Ratten überwältigt und getödtet. Auch im Aufsuchen und Herbeischaffen oder im Rauben ihrer Nahrung beweist sich ihr Gemeinsinn auf das Beste. Hat Eine eine bezügliche Entdeckung gemacht, so theilt sie es den Kameraden mit, worauf die gemeinschaftliche

Razzia beginnt. F. Buckland (Curiosities of Natural History, I. Ser., S. 98) theilt eine Geschichte mit, wie in dem Keller einer alten Dame, Namens Oke in Axminster, eine Schaar Ratten ein Faß mit süßem Wein mit vereinten Kräften vollständig ausgeleert hat. Sie hatten zuerst das Spundloch aufgenagt und so viel von der süßen Flüssigkeit erhascht, wie möglich. Alsdann hatten sie in gleicher Höhe mit derselben das Faß an der Seite durchnagt und waren in dieser Weise von Stufe zu Stufe fortgefahren, bis es vollständig leer war. Zuletzt mußten sie in das Faß selbst geschlüpft sein, da auch der letzte Bodensatz aufgeschleckt war. Der Lärm, welchen die schlauen Räuber während dieser Operation mehrere Nächte hindurch verursacht hatten, war so groß, daß die abergläubische Besitzerin des Hauses glaubte, daß es in demselben spuke, und besondere Vorkehrungen gegen die vermeintlichen Geister getroffen hatte. Das durchnagte Faß oder Fäßchen soll sich noch im Besitze des Herrn Erzählers befinden.

Die weitaus interessanteste Erscheinung jedoch unter den Nagern und vielleicht in der gesammten Thierwelt bezüglich der Geselligkeit bildet der bekannte oder berühmte Prairie-Hund (Cynomys Ludovicianus), welcher in ungeheuren gemeinschaftlichen Ansiedlungen oder s. g. „Hundestaaten" in den großen nordamerikanischen Ebenen lebt, und zwar nicht bloß mit Seinesgleichen, sondern in Gesellschaft und inniger Gemeinschaft mit zwei Thieren, welche von ihm selbst so weit verschieden sind, daß eine solche sonderbare Freundschaft fast an die Mährchen der Tausend und Eine Nacht erinnert — es sind eine Eulen-Art und die Klapperschlange! Die Ansiedlungen dieser merkwürdigen Thierchen von der ungefähren Größe eines Kaninchens oder Eichhörnchens, welche keine Hunde, sondern eine Art Murmelthiere sind, werden ebenso, wie diejenigen der Bobaks, „Dörfer" genannt, verdienen aber oft weit mehr den Namen von „Städten", da sie sich mitunter in fast unabsehbarer Reihe über die ungeheuren Ebenen ausdehnen. Capitän Marryat glaubte sogar eine gewisse Regelmäßigkeit in der Anlage der Straßen entdecken zu können. Bartlett und B. Möllhausen erzählen übereinstimmend, daß man Tage lang in den Straßen dieser Städte oder zwischen den einzelnen Wohnungen hinreisen oder hinziehen könne, ohne an ein Ende zu kommen, und Bartlett schätzt die

Zahl der einzelnen Individuen in einer von ihm besuchten Colonie auf dreißig bis sechzig Millionen. Die einzelnen Wohnungen, welche durch kleine Erdhügel bezeichnet sind, sind gewöhnlich fünf bis sechs Meter von einander entfernt und stehen alle durch gut gebahnte Wege mit einander in Verbindung, so daß offenbar der Verkehr unter den einzelnen Bewohnern ein sehr reger sein muß. Es sind große, halbunterirdische Städte, deren Bewohner nach den Berichten einiger Reisenden eine Art monarchischer Verfassung haben und Wachen ausstellen. Rund umher in der Nachbarschaft bilden kleine Dörfer eine Art von Vorstädten. — Uebrigens gibt es auch viele kleinere Ansiedlungen.

„Einen merkwürdigen Anblick," so berichtet Balduin Möllhausen in seinem „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee", „gewährt eine solche Ansiedlung, wenn es glückt, von den Wachen unbeachtet in ihre Nähe zu gelangen. So weit das Auge reicht, herrscht ein reges Leben und Treiben; fast auf jedem Hügel sitzt aufrecht wie ein Eichhörnchen das kleine, gelbbraune Murmelthier; das aufwärts stehende Schwänzchen ist in immerwährender Bewegung, und es vereinigen sich die feinen, bellenden Stimmchen der vielen Tausende von Thieren zu einem förmlichen Summen. Nähert sich der Beschauer um einige Schritte, so vernimmt und unterscheidet er die tieferen Stimmen älterer und mehr erfahrener Häupter; aber bald, wie durch Zauberschlag, ist alles Leben von der Oberfläche verschwunden. Nur hin und wieder ragt aus der Oeffnung einer Höhle der Kopf eines Kundschafters hervor, welcher durch anhaltend herausforderndes Bellen seine Angehörigen vor der gefährlichen Nähe eines Menschen warnt. Legt man sich alsdann nieder und beobachtet bewegungslos und geduldig die nächste Umgebung, so wird in kurzer Zeit der Wachtposten den Platz auf dem Hügel vor seiner Thür einnehmen und durch unausgesetztes Bellen seine Gefährten von dem Verschwinden der Gefahr in Kenntniß setzen. Er lockt dadurch einen nach dem andern aus den dunkeln Gängen auf die Oberfläche, wo alsbald das harmlose Treiben dieser geselligen Thiere von Neuem beginnt. Ein älteres Mitglied von sehr gesetztem Aeußeren stattet dann wohl einen Besuch bei dem Nachbar ab, der ihn auf seinem Hügel in aufrechter Stellung mit wedelndem Schwänzchen erwartet und dem

Besucher an seiner Seite Platz macht. Beide scheinen nun durch abwechselndes Bellen sich gegenseitig gleichsam Gedanken und Gefühle mittheilen zu wollen. Sich fortwährend eifrig unterhaltend, verschwinden sie in der Wohnung, erscheinen nach kurzem Verweilen wieder, um gemeinschaftlich eine Wanderung zu einem entfernter lebenden Verwandten anzutreten, welcher nach gastfreundlicher Aufnahme an dem Spaziergang Theil nimmt. Sie begegnen Anderen, kurze, aber laute Begrüßungen finden statt, die Gesellschaft trennt sich, und Jeder schlägt die Richtung nach der eigenen Wohnung ein. Stundenlang könnte man, ohne zu ermüden, das immerwährend wechselnde Schauspiel betrachten, und es kann nicht verwundern, wenn der Wunsch rege wird, die Sprache der Thiere verstehen zu können, um sich unter sie zu mischen und ihre geheimen Unterhaltungen zu belauschen."

Auch Capitän Marryat, welcher öfters in die Nähe der Ansiedlungen kroch, um die Bewegungen der Thierchen zu beobachten, erzählt, daß er mitunter ein großes Thier vor dem Eingang seines Loches habe sitzen sehen, so als ob es das Oberhaupt des Dorfes sei. Denn von Zeit zu Zeit sah man mehrere andere Hunde zu ihm kommen, sich einige Augenblicke mit ihm unterreden und dann wieder forteilen, während er selbst seinen Posten nie verließ und einen großen, bei den andern Thieren nicht bemerkbaren Ernst zeigte. Die übrigen sah er in verschiedenen Theilen des Dorfes alle möglichen Sprünge machen, sich überpurzeln u. s. w. Als er eines der Thiere mit einem wohlgezielten Schuß tödtete, kam sofort ein Kamerad keck aus dem Loche hervor, ergriff den Todten und hatte ihn, ehe der Jäger noch herbeieilen konnte, in den Bau gezogen. „Es lag in dieser Handlung," sagt der Erzähler, „ein Gefühl und etwas so Menschliches, das die Thiere in meiner Achtung sehr hob, so daß ich später nie mehr eines erlegte, außer wenn mich der äußerste Hunger dazu trieb." Im Wesentlichen ganz das Nämliche über die merkwürdigen Thiere berichtet J. Fröbel (Aus Amerika, Leipzig, 1858), der mehrere Murmelthier-Dörfer oder Prairie-dog-villages, wie man sie in Amerika nennt, in der am Rio Grande gelegenen Steppe besuchte. Man sieht die Thierchen auf ihren Erdhügeln sitzen oder die Köpfe aus ihren Löchern strecken, bis ein pfeifender Ruf der Wachen ertönt, worauf alle im

Nu verschwunden sind. Zugleich aber sieht man kleine, graubraune und gelbweiß gesprenkelte Eulen mit weichem, geräuschlosem Fluge hierhin und dorthin, von einem Loche zum andern eilen. Ebenso häufig hat Fröbel Klapperschlangen vor den Eingängen der Wohnungen an der Sonne liegen, aus dem Loche hervorkommen oder in dasselbe zurückkriechen gesehen.

Dieses merkwürdige friedliche Zusammenleben so verschiedener Thier-Arten ist gleicherweise von vielen andern zuverlässigen Beobachtern constatirt worden, hat aber die verschiedensten Deutungen erfahren. Einige haben darin ein wirkliches Freundschafts-Bündniß zur Herbeischaffung der Nahrung und Vertheidigung gegen Gefahr erblickt, während Andere (z. B. Capitän L. Sitgreaves: Report of an expedition down the Zuni and Colorado rivers, 1863, S. 52) das Zusammenleben für ein zufälliges halten und der Meinung sind, daß die Eulen und Schlangen nur die verlassenen Höhlen der Hunde der Bequemlichkeit wegen occupiren, ja daß den letzteren sogar die Nager zur Speise dienen. Der erfahrene Möllhausen indeß ist ganz der ersteren Meinung und will von den zuverlässigsten Leuten vernommen haben, daß das Verhältniß der drei Thiere ein durchaus friedliches und freundliches sei. Auch wählen Ausstopfer im fernen Westen das Kleeblatt mit Vorliebe zum Gegenstande ihrer Kunst und geben der merkwürdigen Thier-Gruppe den bezeichnenden Namen: „Die glückliche Familie".

Wäre der Fall einzig in seiner Art, so müßte wohl trotz dieser Versicherung die erste Deutung als die wahrscheinlichere angesehen werden. Aber es gibt noch eine ziemliche Anzahl von Beispielen eines ähnlichen freundschaftlichen Zusammenwohnens sehr verschiedener und ihrer Natur nach entgegengesetzter Thiere. Von dem Zusammenleben einer aschgrauen Ratze mit der Klapperschlange in Erdlöchern in Texas wurde bereits auf Seite 263 nach der Beobachtung des Herrn F. Möller Mittheilung gemacht. Weiter lebt eine ganz nahe Verwandte der Prairie-Eule, die s. g. Kaninchen-Eule (Pholeoptynx cunicularia), in Südamerika zusammen mit Viscacha's, Gürtelthieren und Ameisenbären in deren Höhlen-Wohnungen. Sogar Fuchs und Ente oder Dachs und Ente oder Kaninchen und Ente vertragen sich auf solche Weise mit einander, und es ist eine Thatsache, daß die an Meeresküsten

wohnende Berg= oder Brand=Ente (Anas tadorna) gerne von den verlassenen unterirdischen Bauten oder Höhlen der genannten drei Thiere in der Nähe des Ufers Besitz nimmt, wobei es nach Zeugnissen erprobter Beobachter nicht selten vorkommt oder vorkommen soll, daß sie auch in noch bewohnte Höhlen geräth und alsdann friedlich mit deren Insassen zusammen wohnt, ohne daß ihr ein Leid geschieht.*)

Sicherer constatirt, als diese vielleicht noch der Bestätigung bedürfende Beobachtung, ist die sonderbare Freundschaft zwischen Klippschiefer, Manguste und Dornechse. Der kaninchengroße Klippschiefer oder Klippdachs (Hyrax), der kleinste und zierlichste aller jetzt lebenden Vielhufer, ein furchtsames und schwächliches Thier, lebt in steinigen, wilden Gebirgen Afrikas und West=Asiens gesellschaftsweise und beherbergt ohne Gefahr in seinen Felsenhöhlen als ständige Gäste oder Freunde Thiere, welche, wie Brehm bemerkt, unzweifelhaft weit gefährlicher und blutdürstiger sind, als selbst die raubgierigsten Adler. Oft, erzählt Heuglin, habe er gesehen, wie die drei Thiere, nämlich der Klippschiefer, eine Manguste (Herpestes Zebra) und eine fußlange Dorn=Echse (wohl Stellio cyanogaster) einzeln oder gruppenweise zusammen sich gesonnt oder sonst unterhalten hätten. Der auf dem erhabensten Punkt aufgestellte Klippdachs diente dabei als Schildwache, und sobald diese ihren gellenden Pfiff ertönen ließ, war die ganze Gesellschaft in den Spalten des Gesteins verschwunden. Untersucht man letztere genauer, so findet man Klippdachse und Eidechsen in die tiefsten Ritzen zurückgezogen, während die Manguste oder „Ratte der Pharaonen", eine kräftige und räuberische Schleichkatze, sich in Vertheidigungszustand setzt und die Hunde zornig ankläfft. Erst nach und nach kommen die befreundeten Thiere unter vorsichtigem Umherspähen wieder zum Vorschein.

Hierher sind wohl auch die merkwürdigen Beziehungen zu rechnen, welche die Ameisen in ihren Colonieen und Wohnräumen mit den s. g. Myrmecophilen oder Ameisen=Freunden unterhalten, und welche Verfasser in seiner Schrift „Aus dem Geistesleben der Thiere" auf Seite 120 u. flgd. näher beschrieben hat. —

*) Man vergleiche über das Zusammenwohnen von Fuchs und Ente auch die Beobachtung von Dr. Bodinus im „Zool. Garten", 1862, S. 189.

Sehr ausgebildet und mannichfach sind die gesellschaftlichen Verhältnisse des leichtbeweglichen und mit besonders starken Gefühlen gegenseitiger Anhänglichkeit ausgestatteten Geschlechtes der Vögel, und zwar so sehr, daß man, um vollständig zu sein, ein eignes Buch darüber schreiben müßte. Es ist bekannt, daß die gesellig oder heerdenweise lebenden Vögel, z. B. Krähen, Geier, Staare, Kraniche u. s. w., Abends vor dem gemeinschaftlichen Schlafengehen förmliche Versammlungen oder Zusammenkünfte halten, in denen lebhaft discutirt oder verhandelt wird. Manche Singvögel lieben diese Versammlungen in solchem Grade, daß sie dieselben sogar zur Zeit des Brutgeschäftes besuchen, während die Gattin auf den Eiern sitzt, kehren dann aber nach deren Beendigung pflichtschuldigst nach Hause zurück. Die gemeinschaftlichen Schlafplätze werden von allen vorsichtigen Vögeln, z. B. Raben und Kranichen, vorher einer genauen Prüfung durch Kundschafter unterworfen und erst bezogen, wenn deren Aussagen nochmals durch erfahrene Männchen geprüft und bestätigt worden sind. Manche Vögel halten auch solche Versammlungen, in denen es sehr lebhaft zugeht, vor dem jedesmaligen Morgen-Aufbruch, so z. B. die wilden Enten in England, von denen die s. g. Punters behaupten, daß sie förmliche Parlamente halten und abstimmen. Ueber die Art, wie sich der gesellschaftliche oder kameradschaftliche Sinn auch bei zahmen Enten zu äußern im Stande ist, hat Herr Fabrikbesitzer P. Baines in Rheydt eine nette Beobachtung mitgetheilt. Eine Anzahl eben gekaufter Enten wurde täglich nach einem von dem Gehöfte etwas entfernten Wasser getrieben und Abends wieder zurückgeführt. Schon nach einigen Tagen war dieses nicht mehr nöthig, da die Enten eines benachbarten Gehöftes das Geschäft übernahmen und die Kameraden täglich nach Hause geleiteten. Ja, jeden Morgen kam ein Entrich von jenem Hof vor die Thür des Stalles und wartete, bis die Thiere freigelassen wurden, um die Führerschaft nach dem gemeinsamen Sammelplatze zu übernehmen.

Führer und Schildwachen gibt es unter den Vögeln gerade so wie unter den Vierfüßlern. Die Seeraben stellen, wenn sie die Shetlands-Inseln besuchen, Wachen aus, um sich vor den Nachstellungen der Menschen zu schützen. Die heerdenweise lebenden Flamingos in Amerika waren, als die Europäer zuerst landeten, ganz zahm und zuthunlich, während sie jetzt eine Abneigung gegen

den Menschen haben und nicht, ohne Schildwachen auszustellen, ihre Futterplätze aufsuchen. Die wilden Schwanen am Schwarzen Meer verfahren ebenso; nicht minder Raben und Krähen, wo sie sich gefährdet glauben. Unter den Schwalben geben stets einige durch schrille Schreie zu erkennen, wenn sie an Insecten besonders reiche Plätze ausfindig gemacht haben, wodurch dann ihre Kameraden herbeigerufen werden. Die Kraniche ordnen sich stets einem oder mehreren selbstgewählten Führern unter, von denen einer voranfliegt, während ein andrer nachfliegt und die Truppe in Ordnung hält. In der Regel sind es die ältesten und erfahrensten Thiere, welche dieses Amt übernehmen. Ist einer müde, so ersetzt ihn ein anderer. Auch beim Füttern bleiben die Führer stets wachsam und warnen durch besondere Rufe, sobald sich Gefahr zeigt. Während die Truppe schläft, werden Schildwachen ausgestellt, welche sich einander ablösen. Auch die Regenpfeifer leben in besonderen Banden, von denen jede ihren eignen Führer hat; und jeder Vogel einer solchen Bande kennt genau den jedesmaligen Chef und folgt seinem Rufe, wenn sich Morgens die einzelnen Abtheilungen sammeln.

Nirgends aber wird die Geselligkeit der Vögel mehr ersichtlich, als an solchen Orten, welche sich gewisse Arten, z. B. Fettgänse, Lummen, Alken, Pelikane, Eiderenten u. s. w., zu Nist- oder Brutplätzen ausersehen haben. Sie schlägt hier oft förmlich in eine Art Communismus um, und die einzelnen Vögel setzen sich nicht selten auf andre Eier, wenn man ihnen die ihrigen nimmt. Nicht selten legen auch zwei Weibchen ihre Eier in ein gemeinschaftliches Nest und brüten darin abwechselnd. Im Innern Deutschlands nisten eigentlich nur die Schwalben, Krähen und Möven gemeinschaftlich, während z. B. in Süd-Ungarn die Reiher-Ansiedlungen zu dem Großartigsten gehören sollen, was man in dieser Beziehung sehen kann. Nicht minder berühmt sind die s. g. „Vogelberge" des hohen Nordens, um welche zahllose Schaaren von See-Vögeln unter sinnbetäubendem Lärmen, von welchem sogar das Getöse der ärgsten Brandung übertönt wird, ihrem gemeinsamen Brutgeschäft obliegen. Tausende, Hunderttausende und Millionen von Vögeln sollen, wenn durch irgend einen Lärm aufgeschreckt, wie Wolken, den Gesichtskreis erfüllen, ohne daß man Anfang oder Ende ihrer unabsehbaren Schaaren wahrnehmen kann. Und dabei kennt jeder einzelne Vogel

sein Nest und die Seinigen und respectirt die Rechte aller Andern!! Auch entsteht niemals Zank und Streit um die Nistplätze; jeder Vogel bestrebt sich, dem andern so viel als möglich Platz zu machen. „Die geselligen Tugenden dieser Thiere," sagt z. B. Naumann von den vorhin genannten Lummen (Uria), „erreichen an den Brutplätzen den höchsten Gipfel" u. s. w. Die ganze Gesellschaft übernimmt, wie Brehm bemerkt, die Sorge für die Hülfsbedürftigen in ungleich menschlicherer Weise, als es in der menschlichen Gesellschaft zu geschehen pflegt.

Noch riesiger bezüglich der Ausdehnung sind die Brut-Ansiedlungen der amerikanischen Wandertaube, welche sich oft über viele Stunden in Breite und Länge erstrecken, und wobei jeder einzelne Baum hunderte von Nestern zu tragen hat. Wilson schätzte die Zahl der Individuen in einem Zuge, den er während einer Dauer von vier Stunden über seinem Kopfe dahineilen sah, auf über zweitausend Millionen!!

Ueber die merkwürdigen Nest-Colonieen oder Brut-Gesellschaften vieler Vögel, welche deren gesellschaftlichen Sinn auf das Deutlichste documentiren, wie der Papageien, Bienenfresser, Saatkrähen, Weber-Vögel, des Ariel, des Ani, des Talegalla-Huhnes u. s. w., wurde schon auf Seite 118 u. flgde. berichtet. Merkwürdig ist dabei die Verträglichkeit der vielen, so nahe bei einander nistenden Thiere. Von den reizenden und liebenswürdigen Meropiden oder Bienenfressern sagt z. B. Brehm, er habe niemals beobachtet, daß unter ihnen ein Kampf aus irgend welcher Ursache stattgefunden habe. Friede und Verträglichkeit herrscht unter allen Umständen unter ihnen, mag ihr Verein noch so zahlreich sein. Auch an gegenseitiger Hülfe lassen es die Vögel nicht fehlen, wofür ja schon unter dem Kapitel der Nächstenliebe (S. 114 u. flgde.) schlagende Beispiele angeführt wurden. Namentlich scheint es, daß bei den gesellschaftsweise lebenden Vögeln immer dem schönen Grundsatz gehuldigt wird: Einer für Alle und Alle für Einen! Krähen, Bergdohlen, Papageien u. s. w. eilen von allen Seiten herbei, wenn Einer aus ihrer Gesellschaft verwundet wird oder einen Angstschrei ausstößt, und suchen zu helfen oder den Feind zu vertreiben. Auch verbünden sie sich grade so wie die Vierfüßler zur Erreichung bestimmter Zwecke und erlangen dadurch Erfolge, deren Gewinn

dem Einzelnen unmöglich gewesen sein würde. So sah Groß (bei Perty, a. a. O., S. 87) an der unteren Wolga zahllose Schaaren von Pelikanen, welche an den seichten Stellen des Stromes mit staunenswerther Klugheit in geschlossenen Colonnen die Fische nach einem bestimmten Punkt zusammentrieben, wo sie dann leicht ergriffen werden konnten.

Auch die Fische, deren allgemeine Intelligenz ja in der Regel sehr unterschätzt wird, wie schon weiter oben gezeigt wurde, und deren inniges Liebes- und Familien-Leben auch auf ein verhältnißmäßig hoch entwickeltes Gefühlsleben schließen läßt, sind meist sehr gesellige Thiere, und die meisten Arten durchziehen schaarenweise die Flüsse oder den Ocean. Ihre gemeinschaftlichen Züge, Reisen oder Wanderungen zur Laichzeit sind zu bekannt, als daß darüber viel zu berichten wäre. Sie werden dabei, wie man sagt, ebenso von bestimmten Anführern geleitet, wie alle wandernden Thiere, und die Häringe sollen sogar bei ihren Wanderungen aus dem hohen Norden an die englischen, holländischen und deutschen Küsten kleinere Abtheilungen voraussenden, denen erst später die Hauptarmee folge. Die Lachse sollen in zwei Reihen ziehen, wobei das größte und stärkste Weibchen ungefähr eine Elle weit vorangehe und die jüngste Nachkommenschaft den Schluß bilde. Auch der Barsch ist nach Menault (a. a. O., S. 74) ein eminent sociales Thier. Eine große Anzahl dieser Thiere bildet zusammen eine Gesellschaft oder einen Verein, so innig, als ob sie einen Pact unterzeichnet hätten. Bei ruhigem Wetter kann man sie in solchen Trupps in Flüssen, Seeen oder selbst großen Gräben nahe an der Oberfläche des Wassers, und fast unbeweglich, beobachten. Aber ihre Sinne sind sehr fein, und das geringste ungewohnte Geräusch erweckt sie aus ihrer Träumerei; sie verschwinden mit einem Schlage und ziehen sich in irgend eine Höhlung zurück, welche der Truppe als gemeinsame Citadelle dient. Mitunter kann man an solchen Plätzen eine ganze Anzahl auf einmal gefangen nehmen.

Daß es auch in dem Reich der Fische und Lurche an ähnlichen Freundschafts-Bündnissen differenter Thier-Arten, wie die oben geschilderten, nicht fehlt, mag folgende schöne, von Dr. B. Matthes (Betrachtungen über das Seelenleben der Wirbelthiere, 1861, S. 146) mitgetheilte Beobachtung lehren: In Texas bewohnt ein Alligator

zusammen mit dem Knochenhecht (Lepidosteus osseus) Bäche oder seichte Gewässer an einzelnen tieferen Stellen. Der Fisch kommt häufig nach der Oberfläche des Wassers, verschwindet aber bei dem geringsten Lärm oder Anschein von Gefahr. Bleibt nun der Knochenhecht längere Zeit an der Oberfläche und zeigt dadurch, daß Alles sicher ist, so taucht auch der Alligator auf. Die riesige Eidechse benutzt also den Fisch, den sie nie verzehrt, ähnlich wie der Hai den Lootsenfisch als Führer benutzt, als Sicherheitswache. Wird der Knochenhecht getödtet, so verläßt der Alligator das Wasserloch und sucht ein anderes auf. Der Erzähler schoß mehrmals den Fisch weg und fand jedesmal, daß der Alligator nach einigen Nächten ausgewandert war. Lebten dagegen die Alligatoren nicht einzeln, sondern in größerer Gesellschaft zusammen, so verließen sie das Wasser nach Tödtung ihres Freundes nicht — offenbar, weil sie sich in solchem Falle weniger gefährdet glaubten. Auch wird im ganzen Süden von Nord-Amerika der Knochenhecht allgemein als Alligator-guard (Alligator-Wächter) bezeichnet.

Was die Macht der Association oder Vergesellschaftung, die Anwendung des bekannten Grundsatzes „Viribus unitis“ selbst in der niedersten Thierwelt zu leisten vermag, ist wohl Jedermann aus den großartigen Leistungen der zu s. g. „Thierstöcken“ vereinigten Polypen oder Korallenthiere bekannt, welche bekanntlich ganze, den Stürmen des Weltmeers trotzende Riffe und Inseln aus den Tiefen des Oceans emporbauen. Doch mag von ihnen, sowie von den merkwürdigen Colonieen der Siphonophoren oder Röhrenquallen, deren Vereinigung polymorpher (vielgestaltiger) Individuen zu einem gemeinsamen Stocke nach Bergmann und Leuckart gewissermaßen das zoologische Bild eines socialistischen Staates darstellt, zu dessen Bestehen und Integrität ein jedes Glied in seiner Weise nach Kräften beiträgt, sowie auch von ähnlichen Erscheinungen bei den Infusorien, hier nicht weiter geredet werden, da von einem eigentlichen Mitwirken der freien Psyche bei diesen Vorgängen entweder gar nicht oder nur in einem sehr beschränkten Maaße die Rede sein kann. In um so höherem Maaße dagegen kann dieses von den wunderbaren Staaten oder Gesellschaften der Bienen, Ameisen und Termiten behauptet werden, über welche Verfasser in seiner bereits öfter citirten Schrift „Aus dem

Geistesleben der Thiere" eingehend berichtet hat, und welche das eigentlich höchste Princip der Sociabilität, die „Theilung der Arbeit" nämlich, zu einem für ihre Verhältnisse fast vollendeten Ausdruck bringen. —

Noch mag schließlich, wenn auch nur in gedrängtester Kürze, der Liebe der Thiere zu ihrer Heimath gedacht werden. Auch sie beruht auf keinem angebornen Instinkt, sondern vor allem Anderen auf der großen Macht der Gewohnheit, welche ja auch den Menschen dahin bringt, daß er sich oft aus den angenehmsten Verhältnissen heraus mit aller Kraft seiner Seele nach den unwirthlichsten Orten oder Gegenden oder nach den bescheidensten Verhältnissen zurücksehnt, bloß deßwegen, weil er an jenen Plätzen geboren und auferzogen ist. Diese überaus quälende Empfindung des Heimwehs, welche so stark werden kann, daß sie zum Selbstmord führt, theilt, wie sogleich durch Beispiele gezeigt werden wird, das Thier mit dem Menschen. Die Liebe zur Heimath bildet auch die eigentliche Ursache des berühmten Zug- oder Wandertriebs der Vögel, welcher diesen Thieren nicht, wie man gewöhnlich annimmt, mit Rücksicht auf ihr Wohl von einer höheren Macht in die Seele gelegt worden ist, sondern welcher auf die natürlichste Weise von der Welt entstanden ist, indem während jener kalten Perioden der Erdgeschichte gegen das Ende der Tertiärzeit, welche wir mit dem Namen der Eiszeit oder Eiszeiten belegen, die leichtbeweglichen Vögel durch das allmähliche Vordringen der Kälte von den Polen nach dem Aequator genöthigt wurden, dieser Kälte und dem damit in Verbindung stehenden Nahrungsmangel immer mehr und weiter nach Süden auszuweichen. Mit jedem Eintritt wärmerer Witterung jedoch kehrten sie wieder, getrieben von der bei allen Thieren so mächtigen Liebe zur Heimath, nach den alten Brutplätzen zurück, und dieses periodische Kommen und Gehen dehnte sich um so weiter aus, je größer die nun regelmäßig eintretenden Wechsel der kalten und warmen Jahreszeit wurden. Allmählich wurde dieses Wandern oder Gehen und Wiederkommen zu einer Gewohnheit, welche sich durch Erblichkeit auf die Nachkommen übertrug und somit schließlich Anlaß zur Entstehung eines Triebes gab, welcher Demjenigen, der seine Entstehungs-Geschichte nicht kennt, allerdings den Eindruck eines mit Vorbedacht der thierischen Seele

einverleibten Instinktes machen muß. Nichtsdestoweniger wurde bereits an mehrfachen Beispielen gezeigt, daß trotz der großen Mächtigkeit dieses auf eine uralte Vergangenheit sich stützenden Triebes andre mächtige Empfindungen der Thierseele, z. B. Kinder- oder Gattenliebe, im Falle eines unlösbaren Conflicts denselben zu besiegen oder zum Schweigen zu bringen im Stande sind. Uebrigens sind die Zugvögel bezüglich der richtigen Zeit des Wanderns ebenso dem Irrthum unterworfen, wie in allen andern Dingen, und kommen nicht selten in der Heimath zu einer Zeit an, da der Winter dieselbe noch in strengen Banden hält, um in derselben nicht zu nisten, sondern — den Hungertod zu sterben, wie dieses z. B. von den Kiebitzen im Februar und März 1855 in Galizien beobachtet worden ist. Auch der traurige Frühling des Jahres 1837 ließ Massen von zu früh angekommenen Zugvögeln zu Grunde gehen. Umgekehrt bleiben in gelinden Wintern viele Zugvögel, welche sonst regelmäßig ihre Reise antreten, in der geliebten Heimath.

Daß der Zug selbst nicht leichtsinnig angetreten, sondern vorher in mehrfachen Versammlungen eingehend berathen und Musterung gehalten wird, daß die Jungen eingeübt, die Schwächlinge ausgeschieden, oder daß jüngere und schwächere Genossen an die Meeresküsten vorausgeschickt werden, ist bereits gelegentlich erwähnt worden, während nicht erwähnt wurde, daß manche kleinere und schwächere Zugvögel, namentlich kleine Sumpfvögel, sich gern an größere, klügere und stärkere Thiere ihrer Klasse anschließen, um unter deren Schutz und Führung sicherer zu reisen. Auch leiten stets die älteren, durch frühere Züge schon erfahrenen Vögel die Trupps ihrer und verwandter Arten, die sich zu ihnen gesellen, und lösen sich unter einander, wenn ermüdet, ab, wie z. B. Menault (a. a. O., S. 154) an den Trappen in Brie zu beobachten Gelegenheit hatte.

Daß die Zugvögel bei ihrer Rückkehr im Frühling mit aller Sicherheit ihre alten Brut- oder Wohnplätze, ihre früher innegehabten Nester wiederfinden und auch wieder einnehmen — darüber kann nach zahllosen, ganz zuverlässigen Beobachtungen kein Zweifel bestehen, und es beweist dieses ebensowohl für ihre Heimathliebe, wie für ihren außerordentlich ausgebildeten Ortssinn. Darauf beruht ja auch die Erziehung und Benutzung der s. g. „Brieftauben“,

welche aus noch so weiten Entfernungen mit großer Schnelligkeit ihren heimischen Schlag wiederfinden, wenn auch gar manche unter ihnen unterwegs die Richtung verlieren und nicht an das Ziel kommen. Wie diese Heimathliebe selbst durch jahrelange Trennung nicht aufgehoben werden kann, zeigt ein von Yarrell (British Birds) mitgetheilter Fall. Als 1819 zum Erstenmal Brieftauben den Weg von London nach Antwerpen machten, langten von 32 Stück nur 18 zu Hause an. Ein bei diesem Wettfluge betheiligtes Taubenpaar wurde später nach Bechwood an einen Engländer verkauft, welcher es zwei Jahre lang in einer Kammer eingeschlossen hielt und verschiedene Junge davon züchtete. Als darauf das Männchen starb, ließ er das Weibchen frei. Es entfloh und kehrte ohne Verzug zu seinem ehemaligen Herrn nach Antwerpen zurück. Dieses Verhalten übertrifft also noch das von Darwin (Abst. d. Menschen, II., S. 95) hierüber Mitgetheilte, welcher in Erfahrung gebracht hat, daß Tauben noch nach Verlauf von neun Monaten zu ihren früheren Heimstätten zurückgekehrt sind.

Nicht weniger große Liebe zur Heimath, als die Vögel, bekunden die Vierfüßler, unter ihnen vor allen die an eine bestimmte Oertlichkeit gewöhnten Hausthiere, unter denen wiederum die am leichtesten zu beobachtenden Hund und Katze die meisten und auffälligsten Beispiele liefern. Herr Lehrer Epple in Ockstadt bei Friedberg in der Wetterau schreibt dem Verfasser von zwei im Hause seiner Eltern gehaltenen Katzen, von denen die ältere abgeschafft, resp. getödtet werden sollte. Eine vier Stunden entfernt wohnende Tante erbot sich gelegentlich eines Besuchs, das Thier mit nach Hause zu nehmen, was auch geschah, indem bei der Nachmittags drei Uhr erfolgenden Abreise die Katze in einem festbedeckten Henkelkorb eingepackt und mitgenommen wurde. Abends neun Uhr desselben Tags erschien während des Abendmahls, ganz erschöpft, von Regen durchnäßt und mit röthlicher Erde beschmiert, das arme Thier, welches das Heimweh wieder zurückgetrieben hatte. Daß es am Wohnorte der Tante gewesen war, bewies die röthliche Beschmutzung, welche es von dem Boden der dortigen Gemarkung erhalten hatte. Die Tante theilte später brieflich mit, daß das Thier, zu Hause angekommen, jede Nahrung verschmäht und sich scheu zurückgezogen habe, bis es in einem unbewachten Augenblick

entschlüpfen konnte. Zu seinem Rückweg unter Regenwetter konnte es nur anderthalb Stunden gebraucht haben.

Noch weit bedeutender waren die Leistungen heimathliebender Katzen in folgenden Fällen:

Im Jahre 1870 wurde nach der gütigen Mittheilung des Herrn Advocaten Dr. Delp in Darmstadt eine Katze in einem verdeckten Korbe per Eisenbahn von Worms nach Darmstadt gebracht — eine Entfernung von 6—8 Stunden. Drei Tage darnach langte sie wieder in ihrer alten Heimath in Worms an.

Vor mehreren Jahren wurde Herr Pastor Dr. Ulbricht von Strauche bei Großenhain in Sachsen nach dem ungefähr zwölf Stunden entfernten Wilschdorf versetzt und nahm seine drei Kater, in einem Kasten verpackt, mit. Zwei davon wurden sofort heimisch, der dritte dagegen, der „schwarze Peter" genannt, war folgenden Tages verschwunden und kam erst vierzehn Tage später in sehr abgemagertem Zustande wieder zurück. Erhaltener Mittheilung zufolge hatte derselbe seine alte Heimath wieder aufgesucht. Verfasser verdankt dieses Factum einer Mittheilung des Herrn Dr. med. Kretzschmar in Stolpen in Sachsen.

Im Jahre 1875 theilte das Berner Intelligenzblatt Folgendes mit. Eine in Bern wohnende Familie hatte von einem Besuch in Meiringen einen schwarzen Kater mitgenommen, wobei der Transport des Thieres mittelst eines verschlossenen Deckelkorbes geschah, und die Reise theils zu Wagen, theils mit Eisenbahn und Dampfschiff gemacht wurde. Sonntag, den 7. November 1875, traf man in Bern ein. Drei Tage lang sah der Kater ziemlich verdrießlich drein; am Donnerstag war er verschwunden. Am 16. Nov. wurde der Familie durch Postkarte gemeldet, daß am 15. Nov., Abends sieben Uhr, der Kater wieder in Meiringen eingetroffen sei. Er hatte also binnen vier Tagen den 18 Stunden langen Weg nach seiner Heimath zurückgefunden.

Noch größer und beinahe unglaublich klingend war die Leistung einer Katze, über welche dem Verfasser Herr Weber in Berlin, Kassen-Vorsteher an der Berlin-Stettiner Bahn, am 22. December 1875 berichtet hat. Sein in Erfurt stationirter Vater hatte eine trächtige Kätzin an einen Freund in dem drei Meilen entfernten Weimar verschenkt. Einige Zeit darnach fand man dieselbe in

Gesellschaft dreier Jungen auf dem Boden des Wohnhauses. Der folgenden Tages eintreffende Freund aus Weimar erzählte, daß die Katze in seinem Hause Junge geworfen und bald darnach mit denselben verschwunden sei. Es wurde nun festgestellt, daß im Verlaufe von ungefähr einer Nacht das Thier seine drei Jungen von Weimar nach Erfurt getragen haben, also den Weg, wenn es jedes Junge einzeln trug, sechsmal zurückgelegt haben mußte!!

Weitere Fälle ähnlicher, wenn auch nicht so auffälliger Art finden sich ziemlich zahlreich in der Litteratur, so der von L. Martin in Stuttgart beschriebene einer Katze, welche von Bunzlau in Schlesien in einem Sack auf ein zwei Stunden entferntes Dorf gebracht wurde und den Weg nach allerdings vierwöchentlichem Umherirren in dem Straßengewirr der großen Stadt wieder zurückfand; und der von Dr. Kapff in Eßlingen mitgetheilte, wo eine Katze, welche, in einem Korbe verpackt, drei Stunden weit vom Hause weggebracht worden war, ebenfalls nach der Heimath zurückkehrte. (Beide Fälle beschrieben in „Zoolog. Garten", 1874, S. 152 und 471.)

Sind solche Leistungen von Seiten der mit keinem besonders feinen Geruchsinn ausgestatteten Katzen schon erstaunlich genug, so werden sie doch noch weit übertroffen von Dem, was Hunde mittelst ihrer unglaublich feinen Nase zur Befriedigung ihrer Heimathliebe zu leisten im Stande sind. Fortwährend liest man in den Zeitungen glaubwürdige Berichte dieser Art. Im Sommer vor. Jahres (1878) wurde aus Homburg v. d. H. berichtet, daß sich ein daselbst wohnender Jagdfreund einen Schweißhund edelster Rasse aus der Stadt Schmalkalden per Eisenbahn hatte kommen lassen. Nachdem derselbe einige Tage eingesperrt und dann in Freiheit gesetzt worden war, entlief er am 30. Mai, worauf am 9. Juni eine Depesche aus Schmalkalden meldete, daß das Thier in der alten Heimath wieder eingetroffen sei. Die Entfernung zwischen dem im Thüringer Wald gelegenen Schmalkalden und Homburg mag in grader Linie wohl 20—30 Stunden betragen. — Noch weiter ist die Entfernung zwischen Berlin und Quedlinburg, welche die Ulmer Dogge des Berliner Schuhmachermeisters G.... (Anhaltstraße 3) zurücklegte, als sie von Quedlinburg, wohin sie ihr bisheriger Besitzer an einen dortigen Gutsbesitzer verkauft hatte,

halb verhungert und mit Beulen bedeckt nach ihrer alten Heimath zurückkehrte.

Eine Entfernung von ungefähr zwanzig Stunden über Flüsse und Gebirge legten, um wieder in ihre Heimath zu gelangen, zwei Brakenhunde zurück, welche eine Jagd=Gesellschaft tief im Walde verloren hatte, und über welche dem Verfasser Herr Ferd. Voigt in Essen a. d. Ruhr als „buchstäblich wahr“ berichtet hat.

Herr Thierarzt Hallmann in Meinersen (Prov. Hannover) theilt dem Verfasser am 30. Jan. 1876 als „gut verbürgt“ die unglaubliche Leistung einer Hofhündin mit, welche ein Landmann von einem fünf Meilen (?) entfernten Landgute in hochträchtigem Zustande mit nach der Stadt Hannover genommen hatte, wo das Thier fünf Junge warf. Der Herr ließ die Familie der Umständlichkeit wegen in Hannover, war aber nicht wenig erstaunt, andern Tags das Thier mit seinen fünf Jungen auf seinem Gehöft und an der früheren Lagerstätte wiederzufinden!

Glaublicher, als dieses, ist eine dem Verfasser unter voller Wahrheits=Verbürgung gemachte Mittheilung des Herrn Lehrer Hirthes in Niederrad bei Frankfurt über einen dem ehemaligen katholischen Geistlichen E. in J. gehörigen Hund (Bastard von Hühner= und Wachtelhund), der eine solche Anhänglichkeit an seine Heimathsstelle hatte, daß er bei dem Umzuge seines Herrn nach einer andern Pfarrstelle mit Gewalt förmlich verladen werden mußte, um seine Mitnahme zu ermöglichen. Kaum war aber der Herr Pfarrer an seinem neuen Wohnort Kronberg angelangt, als er auch bereits seinen Hund vermißte. Dreimal wurde derselbe nun per Post von J. nach K. verschickt, und dreimal lief er den ihm vorher unbekannten Weg zurück, ohne daß er indessen von dem Amtsnachfolger in J. Nahrung angenommen hätte. „Eines Morgens lag er todt vor der von ihm so sehr geliebten Pfarr=Wohnung.“ Das Heimweh mußte ihn also getödtet haben!

Herr Sanitätsrath Dr. Theobald in Bergen (Kreis Hanau) schreibt dem Verfasser am 18. December 1875 Folgendes: „Wir besaßen bei meinen Eltern zu Oedelsheim an der Weser einen weiblichen gelben Dachshund, etwa zwei Jahre alt, welcher bis dahin das Weichbild des Ortes nicht verlassen hatte. Derselbe

wurde an Herrn Pfarrer M. in Karlsdorf, vier Stunden entfernt, am entgegengesetzten Rande des Reinhardswaldes verschenkt, und von diesem etwa vier Wochen an der Kette gehalten. Aber sofort nach empfangener Freiheit trat »Fanny« (so hieß der Hund) die Rückreise nach Oedelsheim an, wobei sie die mittlerweile durch Regen sehr angeschwollene und aus den Ufern getretene Weser, welche den Anblick der Gegend ganz verändert hatte, passiren mußte. Sie meldete sich in der Nacht durch Wimmern an der Hausthür, hatte aber allerdings zu ihrer Reise zwei und einen halben Tag gebraucht."

Diese auffallende Verzögerung mag wohl durch das Hinderniß, welches der angeschwollene Fluß dem Thiere bereitete, veranlaßt gewesen sein, obgleich ein andrer Hund, über welchen dem Verfasser Herr Hof-Apotheker J. K. Schmidt aus Freyburg am 26. November 1875 brieflich aus Stein a. Rh. berichtet hat, zwischen Basel und Freyburg den Rhein durchschwamm und nur dreizehn Stunden brauchte, um von dem dreiundzwanzig Stunden von F. entfernten Gute eines in Frankreich wohnenden adeligen Gutsbesitzers, welcher den Hund in Freyburg erkauft und unter dem Spritzleder seines Wagens mit nach Hause genommen hatte, wieder in seine Heimath zu gelangen.

Noch übertroffen wurde diese Leistung von derjenigen eines Hühnerhundes, welcher, im Besitz des Herrn Kaufmann Karl Volderauer sen. in Constanz, laut Brief dieses Herrn an den Verfasser vom 12. Mai 1876, die achtzig Stunden betragende Entfernung von Frankfurt a. M. nach Constanz binnen zwei Tagen zurücklegte, um wieder nach der geliebten Heimath zu kommen. Herr V. hatte den Hund einem Freunde aus Frankfurt geschenkt, der ihn, dort angekommen, drei Tage im Zimmer gehalten und am vierten mit zu einem Spaziergang genommen hatte. Bei dieser Gelegenheit verließ er seinen neuen Herrn und kam am fünften Tage in Constanz an in einem Zustande, der „mir," wie Herr V. schreibt, „ich bekenne es offen und jetzt noch mit Schmerz, Thränen auspreßte."

Noch heroischer war die Leistung eines Hundes, welcher, wenn auch nicht aus Liebe zur Heimath, doch aus Liebe zu seinem Herrn, den riesigen Weg von Hamburg nach Wiesbaden aufzufinden wußte. Sein Herr war, wie dem Verfasser Herr Rittergutsbesitzer

C. G. Mahn aus Klein-Lubovice (Provinz Posen) schreibt, im Jahre 1832 mit seiner jungen Frau aus Hamburg nach Wiesbaden verzogen und hatte seinen Hund einem Verwandten in H. zurückgelassen. Am vierten Tage nach seiner Ankunft in W. lag der Hund des Morgens, zum Skelet abgemagert und vollständig erschöpft, vor der Hausthür seiner neuen Wohnung. Derselbe mußte auf seinem Wege zweimal die Elbe durchschwommen haben!

Aber das Nonplusultra in dieser Beziehung hat, wenn die Geschichte richtig ist, neben dem bereits erwähnten Hund „Moffino", welcher den Weg von der Beresina nach Mailand fand, ein Hund geliefert, der, wie dem Verfasser Herr C. G. Boisselier in Borbye bei Eckernförde, der früher in den Vereinigten Staaten lebte, am 2. März 1876 schreibt, von Californien nach Milwaukee am Michigansee lief, um wieder nach Hause und zu der Familie seines Herrn zu gelangen, welcher Letztere die Heimath in Begleitung des Hundes verlassen hatte, um in Californien Gold zu graben. Das Thier mußte also mehr als zwei Drittel des riesigen und unwirthlichen nordamerikanischen Continents zu einer Zeit durchmessen haben, da es noch keine Pacific-Eisenbahn gab!!

Aus der großen Zahl ähnlicher Fälle, welche die Litteratur aufzuweisen hat, wollen wir nur noch den von Watson (a. a. O., S. 311) nach der Autorität eines Freundes, des Herrn West, mitgetheilten hervorheben, in welchem ein Schooßhund, den die Baronin Rivet in einem Wagen von Limousin in Frankreich nach Genf mitgenommen hatte, den mehr als 200 engl. Meilen weiten Weg nach der Heimath zurückfand.

Daß auch in der niederen Thierwelt Aehnliches möglich ist, kann, wenn dieselbe wahr ist, eine oft citirte Geschichte von einer Riesenschildkröte zeigen, welche am Cap Ascension gefangen und im britischen Kanal, nachdem man ihr einen Namen und das Datum in die Schale eingebrannt hatte, wieder dem Meere übergeben wurde. Zwei Jahre später soll dieselbe in der Nähe der Insel Ascension abermals eingefangen worden sein; das Thier müßte also einen Weg von vielleicht 4000 Meilen im Meer zurückgelegt haben, um seinem Heimathstrieb zu genügen.

Mag nun vielleicht auch dieser, oder mögen manche andere der in diesem Buche erzählten Beobachtungen einer mehr oder weniger

gerechtfertigten Anfechtung in Bezug auf ihre volle Glaubwürdigkeit, welche ja bei solchen Dingen immer in Zweifel gezogen werden kann, unterliegen, so bleibt doch immer noch mehr als genug übrig, um dem Vorurtheilslosen erkennen zu lassen, daß das Gefühls- oder Gemüthsleben der Thiere ein weit reicheres, mannichfaltigeres und tieferes ist, als man sich gewöhnlich vorzustellen pflegt, und daß dasselbe in seinen Grundlagen oder wesentlichen Grundzügen auf das Unverkennbarste mit demjenigen des Menschen übereinstimmt, ja dasselbe in einzelnen Fällen an Stärke oder Tiefe der Empfindung noch übertrifft. Wer sich freilich durch die Schule oder durch seine ganze Geistes-Richtung in seinen allgemeinen Meinungen oder Ueberzeugungen diesen merkwürdigen Erscheinungen gegenüber ein für allemal gebunden hat, Den wird auch eine noch so große Fülle von Thatsachen oder schlagenden Argumenten nicht mehr eines Anderen oder Besseren zu belehren im Stande sein. Auch wird man Keinem, der einer wirklichen Ueberzeugung folgt, darin etwas vorzuwerfen haben; nur Denen, welche absichtlich im Interesse ihrer vorgefaßten Meinungen oder Theorieen die Augen verschließen, um die Wahrheit nicht sehen zu müssen, sowie auch Denen, welche noch unverdorbenen Herzens und offenen Auges Natur und Welt um sich her zu betrachten im Stande sind, können wir uns nicht enthalten, am Schlusse unserer Schrift die schönen Worte Platen's zuzurufen, mit welchen der geniale Dichter den Gegensatz zwischen Schule und Leben, zwischen Theorie und Wirklichkeit, zwischen steifer Gelehrsamkeit und lebendigem Erfassen der Wahrheit so treffend gekennzeichnet hat:

„Hat Euch die Schule ganz bemeistert,
„Ihr weisen Herrn, und wähnet Ihr,
„Zusammen sei die Welt gekleistert
„Aus Pappendeckel und Papier?

„Ihr bessert hier und dort vergebens
„Und wähnt, Ihr habt was Rechts gethan!
„Doch prächtig schwillt der Baum des Lebens
„Und strebt den hohen Wolken an!"

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.